Die approbierte Originalversion dieser Diplom-/Masterarbeit ist an der Hauptbibliothek der Technischen Universität Wien aufgestellt (http://www.ub.tuwien.ac.at).

The approved original version of this diploma or master thesis is available at the main library of the Vienna University of Technology (http://www.ub.tuwien.ac.at/englweb/).

TECHNISCHE UNIVERSITÄT WIEN

VIENNA UNIVERSITY OF TECHNOLOGY

DIPLOMARBEIT

Thema:

Kollektives Kochen

Die Neupositionierung des Haushaltes am Beispiel von Gemeinschaftswohnprojekten als Möglichkeit der Gleichberechtigung von Frauen und Männern

Ausgeführt zum Zwecke der Erlangung des akademischen Grades eines Diplom-Ingenieurs unter der Leitung von

Ao. Univ. Prof. DI Dr. Sabine Pollak, E 253/2,
Institut für Architektur und Entwerfen,
Abteilung für Wohnbau und Entwerfen

Eingereicht an der Technischen Universität Wien, Fakultät für Architektur und Raumplanung,

von

Andreas HANS
9805947
Feistritzgasse 11
1210 Wien
Österreich

Wien, am

Danke an meine Familie, an Freundinnen und Freunde und an die Lehrbeauftragten der Technischen Universität Wien, die meine Arbeit betreut haben für die vielfache Unterstützung, Rücksprache und aufbauende Motivation am Weg zur Vollendung dieses Buches.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis 3

Abbildungsverzeichnis 7

Einleitung 12

1 *Trautes Heim…*
Haushalt und Küche 16
Sozial- und Wirtschaftseinheit Haushalt 17
1.1 Entwicklung des modernen Haushaltes 17
Vom Ganzen Haus zur Hausfrau 17
Wohnen vor dem Ersten Weltkrieg 19
Arbeiter/innen/haushalt und Arbeiter/innen/küche 20
Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Küche 22
Rationalisierung in der Zwischenkriegszeit 23
Nationalsozialismus 24
Die Drei-Zimmer-Norm-Wohnung nach 1945 24
1.2 Die Küche: Technik und Raumgestaltung 24
Vom Herd als Zentrum zur Fertignahrung 24
Technik als Rationalisierungsmaßnahme 26
Technische Anforderungen an den Einzelhaushalt heute 29
Raumgestaltung als Rationalisierungsmaßnahme 31
Die Minimalküche 35
Die ‚Frankfurter Küche' 38
Die Kontroverse Laborküche gegen Wohnküche 41
1.3 Die aktuelle Küche 45
Die Rückkehr der Wohnküche, offene Küchen 45
Küchennutzung heute… 46
… und Küchennutzung morgen 49

2 *...Glück allein?*
Arbeit und Rollenbilder 53
2.1 Räumliche und zeitliche Dimensionen von (Haus)Arbeit 54
Organisation, Tätigkeit und RaumZeit 54
Kontrolle von Raum – Disziplin 57
Planung von Raum – Partizipation 58
2.2 Geschlechtsspezifische Arbeit 60
Geschlechterrollen 60
Der biologische Unterschied als Machtinstrument 62
Männerprivilegien und deren Sicherung 64
Die Doppelbelastung der Frau 66
2.3 Diskussion und Lösungsansätze in Marxismus und Feminismus 70
Arbeit, Mehrwert und Ausbeutung im Marxismus 70
Der ‚Wert' der Frauenarbeit 72
Familienlohn und Individuallohn 73

Entlohnung von Hausarbeit 74
Auslagerung von Hausarbeit/Kollektivierung 76
Gerechte Verteilung der Hausarbeit 80

3 Gesellschaftlicher Umbruch 1: Bedingungen der Kollektivierung vor 1945 84
Einküchenhäuser und Vorläufer 87
Kollektivierung als Haushaltsstrategie vor 1945 89
Die Sowjetunion als Vorbild 91
Gründe für das Scheitern von Kollektivierungsversuchen 93

4 Beispiele der Kollektivierung vor 1945 94
4.1 Die ‚Neue Gesellschaft' in der Sowjetunion 95
Kommunehäuser 97
Urbanismus – Desurbanismus 100
Beispiel Bandstadt: Die ‚Grüne Stadt' 102
Das Kollektivhaus 106
Beispiel Kollektivhaus: Der Narkomfin-Wohnblock 110
Probleme der Kollektivierung 113
4.2 Der Heimhof – Das Wiener Einküchenhaus 118
Das Rote Wien – Gemeindebauten 118
Die Vorgeschichte des Wiener Einküchenhaus 121
Die Entstehung des Heimhofs 123
Der Alltag im Einküchenhaus 125
Das Ende der Zentralküche 129
Die gegenwärtige Situation 130

5 Gesellschaftlicher Umbruch 2: Bedingungen der Kollektivierung ab den 1960er Jahren 132
Vorgeschichte: Wiederaufbau und Wirtschaftwunder 133
5.1 Gesellschaftliche Liberalisierung, 1968, zweite Frauenbewegung und die Folgen 135
Kollektives Wohnen der 1970er Jahre 136
Beispiel: Genossenschaft *Alternative eG* 138
Selbstbestimmtes Bauen – Mitbestimmung im Wohnbau 140
Eine Muster-Sprache (Christopher Alexander) 142
5.2 Aktuelle Aspekte 143
Geschlechtsdefinitionen 143
Frau (und Mann?) im Haushalt heute 143
Individualisierung 145
Geschlechtergerechtes Bauen 146
Feministische Forderungen – aktueller denn je 149
Beispiel: Selbsthilfeprojekt Mütter-/Familien-/Nachbarschaftszentren 150

6 Beispiele der Kollektivierung seit den 1960er Jahren 152
6.1 Die Muehl-Kommune (Aktionsanalytische Organisation) 154
Aktionsanalyse und *Selbstdarstellung* 154
Alltagsorganisation und Machtstrukturen 155
Auflösung der Kommune 160
6.2 Christiania 161
6.3 Cohousing 162
Beispiel: *Trudeslund* 163
Cohousing (inter)national 166
6.4 Sociópolis 167
6.5 Sargfabrik 169
6.6 Frauenwohnprojekt [ro*sa] 170
6.7 Chancen des kollektiven Wohnens
Kollektives Wohnen als Gefährdung oder Bereicherung der Gesellschaft? 171
Rationelle Haushaltsführung im Kollektiv 173

Conclusio 177

Literatur 180

Abbildungsnachweis 195

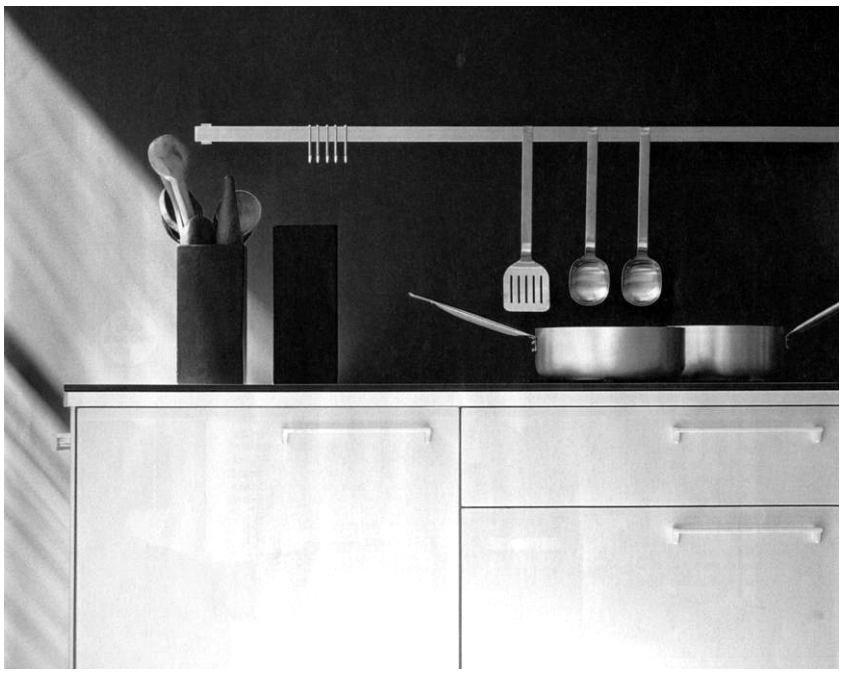
Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Image Küche, 2007 12
Abb. 2: Griffbereiche Einbauküche, 1965 16
Abb. 3: Küchendurchreiche, 1930er Jahre 18
Abb. 4: Fotomontage *Kitchen I or Hot Meat*, 1972 18
Abb. 5: Arbeiter/innen-Wohnküche, 1917 20
Abb. 6: Lage der Küchen in bürgerlichen Wohnungen, 1908 22
Abb. 7: Bürgerliche Küche, 1906 22
Abb. 8: *Frankfurter Küche*, 1926 23
Abb. 9: Therma-Küchenmodul, 1960er Jahre 24
Abb. 10: Werbung für den Elektroherd, 1930/35 25
Abb. 11: Werbebroschüre, 1940er Jahre 25
Abb. 12: Frau beim Kochen, 1977 26
Abb. 13: Mechanisierte Küche, 1949 26
Abb. 14: Fotoserie *Küchenkoller*, 1990 27
Abb. 15: Kühlschrankwerbung Elektro-lux, 1951 28
Abb. 16: Küchenwerbung Therma, 1958 29
Abb. 17: Küchenwerbung gebe, 1965 30
Abb. 18: Schema einer Einbauküche, 1980er Jahre 30
Abb. 19: Drahtmodelle von Arbeitsbewegungen, 1912 31
Abb. 20: Küchenoptimierung, 1913 32
Abb. 21: Idealküche C. u. H. Beecher-Stowe, 1869 32
Abb. 22: *Der neue Haushalt*, 1927 33
Abb. 23: Wohnhausanlage Wien 15, 1924/25 33
Abb. 24: Küchengrundrisse, 1928 34
Abb. 25: Mobile Küche, 1941 35
Abb. 26: Kochschrank Hexer, 1928 35
Abb. 27: Grundriss Boardinghaus, 1931 35
Abb. 28: Kochschrank im Boardinghaus, 1931 36
Abb. 29: Ansichten Boardinghaus, 1931 36
Abb. 30: Küchenwagen nach Neufert, 1941 37
Abb. 31: *MAL-ZEIT*, 1987/90 37
Abb. 32: *Frankfurter Küche*, 1926 38
Abb. 33: Haarer-Schütte, 1926 39
Abb. 34: Tabelle für die richtige Arbeitshöhe, 1927 39
Abb. 35: Ansichten der *Frankfurter Küche*, 1926 40
Abb. 36: Filmsequenzen *Frankfurter Küche*, 1927 41
Abb. 37: Entwicklung der *Frankfurter Küche*, 1926/27 42
Abb. 38: *Münchner Küche*, 1928 43
Abb. 39: Studie zur Lage der Küche, 1930 44
Abb. 40: Küchen nach Alexander und Sobek, 1995 u. 1999/2000 45
Abb. 41: Lofthaus, freistehender Küchenblock, 2000 46
Abb. 42: Tätigkeiten in der Küche 1995 47
Abb. 43: Küche mit Kochinsel von Otl Aicher, 1982 47
Abb. 44: Kücheninsel 48
Abb. 45: Küchentypen 48
Abb. 46: Küche ‚speziell für den Mann', 2008 49
Abb. 47: Kugelküche *experiment 70*, 1969/70 50

Abb. 48: Küchennutzung der Zukunft 51
Abb. 49: Tirolia-Werbung, 1965 53
Abb. 50: *Hausfrauen-Küchenschürze*, 1975 55
Abb. 51: Wohnung nach Open-Plan-Konzept, 1989 58
Abb. 52: Wohnungstypen in der Frauen-Werk-Stadt,1995-1997 59
Abb. 53: Planungspartizipation in Wien 16, 1973-1980 60
Abb. 54: Verdienst nach Geschlechtern in Österreich, 2006 61
Abb. 55: Titelbild ‚Haushaltungskunde', 1914/1923 62
Abb. 56: Privater und öffentlicher Tätigkeitsbereich 63
Abb. 57: Aktuelles Familienbild der Österreicher/innen 65
Abb. 58: Maisonetten mit Kochnische, 1966 67
Abb. 59: Offene Küche, 1950er/1960er Jahre 69
Abb. 60: Maisonette mit offenem Wohn-Ess-Kochbereich, 1986/88 71
Abb. 61: Hemmnisse für die Erwerbstätigkeit von Frauen 73
Abb. 62: ‚Turmmaisonette', Hauptwohnraum im OG, 1985/87 74
Abb. 63: Der Wert unbezahlter Hausarbeit, 1992 75
Abb. 64: Kollektivwohnhaus Narkomfin-Wohnblock, 1928-1930 77
Abb. 65: Interne und externe Haushaltsressourcen 78
Abb. 66: Das ‚haushälterische Dreieck' 79
Abb. 67: Zeitaufwand für Erwerbs- und Hausarbeit, 1992 80
Abb. 68: Karikatur eines Hausmannes, ev. 1930er Jahre 82
Abb. 69: Veranstaltungsplakat Frauenforum, 1979 83
Abb. 70: Broschüre ‚Auch allein – wohne fein', 1927 86
Abb. 71: Wohnungstypen für berufstätige Frauen, 1926/27 87
Abb. 72: Unterkunft mit Gemeinschaftskamin nach Ledoux 87
Abb. 73: Wohngebäude mit Gemeinschaftskamin nach Ledoux 88
Abb. 74: *Familistère*, 1859-1880 88
Abb. 75: Einküchenhaus Berlin, 1908/09 90
Abb. 76: Wohnungen für berufstätige Frauen, 1928 u. 1930 91
Abb. 77: Entwurf von Wohnungen für Kollektivwohnhäuser 92
Abb. 78: Kollektivwohnhaus, Interieurskizze 94
Abb. 79: Projekt *Roadtown*, 1910 96
Abb. 80: Wettbewerbsentwurf für ein Kommunehaus, 1922/23 97
Abb. 81: Kommunales Haus für Arbeiter/innen, 1923 98
Abb. 82: Wohnkombinat für Bergarbeiter, 1928/29 99
Abb. 83: Magnetogorsk, Schema der Stadtanlage, 1930 100
Abb. 84: Gebäude mit sechzehn Räumen, UdSSR 101
Abb. 85: 'Grüne Stadt' – Montageschema Minimalhaus, 1930 103
Abb. 86: 'Grüne Stadt', 1930 104
Abb. 87: Wettbewerbsentwurf für ein Wohnkombinat, 1930 106
Abb. 88: Wettbewerbsentwurf für ein kommunales Haus, 1927 107
Abb. 89: Kommunehaus, 1928 108
Abb. 90: Kommunales Haus, Wohneinheit Typ F 109
Abb. 91: Modell der Wohneinheit Typ F, 1929 110
Abb. 92: Narkomfin-Wohnblock, 1928-1930 112
Abb. 93: Narkomfin-Wohnblock, Situation heute 113
Abb. 94: Speisesaal einer Großküche, 1928 116

Abb. 95: Heimhof, projektierte Ausbauphase 2, 1924 118
Abb. 96: Plakat , Ringstraße des Proletariats', 1930 119
Abb. 97: Karl-Marx-Hof, 1927-1930 119
Abb. 98: Typengrundrisse von Wiener Gemeindewohnungen 120
Abb. 99: Wahlplakat der Wiener SDAP, 1920er Jahre 121
Abb. 100: Entwurf für ein Einküchenhaus in WIen, 1929 122
Abb. 101: Broschüre Genossenschaft ‚Heimhof', 1914 123
Abb. 102: Heimhof, erster Bauteil, 1922 124
Abb. 103: Anteilschein der Genossenschaft ‚Heimhof', 1926 124
Abb. 104: Lageplan der Heimhof-Erweiterung, 1926 125
Abb. 105: Plan der Zentralküche im Heimhof, 1922 126
Abb. 106: Speisesaal und Zentralküche im Heimhof 126
Abb. 107: Waschküche/Bügelraum und Zentralküche im Heimhof 127
Abb. 108: Dachterrasse im Heimhof 127
Abb. 109: Speiseaufzug und Müllschlucker im Heimhof 127
Abb. 110: Einraumwohnung mit Bettnische im Heimhof, Plan 128
Abb. 111: Einraumwohnung im Heimhof, Ansichten 128
Abb. 112: Heimhof, Stiegenhaus heute 129
Abb. 113: Heimhof, Innenhof und Straßenansicht heute 130
Abb. 114: Wohnungen im Heimhof 131
Abb. 115: Heimhof, Situation heute 131
Abb. 116: Gemeinschaftliches Wohnprojekt Kiel-Schilksee, 1975 136
Abb. 117: Genossenschaftsprojekt *Alternative eG*, 1978/79 138
Abb. 118: Wohngemeinschaft der *Alternative eG*, 1978/79 139
Abb. 119: Siedlung *In der Emme*, 1984/85 140
Abb. 120: Siedlung *Nachgärtle*, 1982-1984 140
Abb. 121: Schema der Siedlungen *Les Paletuviers*, 1974 141
Abb. 122: Wohnprojekt *Wohnen morgen*, 1972-1976 141
Abb. 123: Studie ‚Wege der Mutter in der Drei-Zimmer-Wohnung' 146
Abb. 124: Wohnmodell und Wohnung M. Warhaftig, 1978 u. 1987 147
Abb. 125: Emanzipation durch veränderte Raumstrukturen 147
Abb. 126: Prozess- bzw. Produkt-orientierte Architektur 148
Abb. 127: Projekt in Sociópolis, 2003-2007 152
Abb. 128: Otto Muehl während einer Selbstdarstellung, 1975 154
Abb. 129: Schüttkasten am Friedrichshof, 1974 155
Abb. 130: Gemeinsame Großküchenmahlzeit, 1976 155
Abb. 131: ‚Aktionsanalyse'-Parabel, 1974 156
Abb. 132: Selbstdarstellungsabend am Friedrichshof 158
Abb. 133: Selbstdarstellung, 1975 159
Abb. 134: Luftbild und Plan von Christiania 161
Abb. 135: Straßenszene in Cristiania 161
Abb. 136: Christianias Flagge als Plakat 162
Abb. 137: Cohousing: *Trudeslund*, 1978-1981 163
Abb. 138: Gesamtanlage *Trudeslund* 164
Abb. 139: Gemeinschaftshaus in *Trudeslund* 164
Abb. 140: Gemeinschaftsküche und Speisesaal 164
Abb. 141: Fußweg und öffentlicher Raum in *Trudeslund* 165

Abb. 142: Geländeschnitt Anlage *Trudeslund* 165
Abb. 143: Cohousingprojekt *Jerngarden*, 1977/78 166
Abb. 144: Cohousingprojekt *Lebensraum*, 2004 166
Abb. 145: *Sharing Tower* des Projektes *Sociópolis*, 2004 167
Abb. 146: Organisationsschema *Sharing Tower* 168
Abb. 147: Grundrisse und Gemeinschaftsbereiche, *Sharing Tower* 168
Abb. 148: Wohneinheit in der dritten Etage, *Sharing Tower* 168
Abb. 149: *Sargfabrik*, 1994-1996 169
Abb. 150: Ansichten der *Sargfabrik* 169
Abb. 151: *Miss Sargfabrik*, 1998-2000 169
Abb. 152: Ansichten der *Miss Sargfabrik* 170
Abb. 153: Frauenwohnprojekt *[ro*sa]*, 2008 170
Abb. 154: Organisationsschema von *[ro*sa]* 171
Abb. 155: Reorganisation einer Einfamilienhausstruktur, 1981 174



Einleitung

Jede/r wohnt. Fast jede/r lebt auch in mehr oder weniger gestalteten Bauwerken. Diese bilden Raumhüllen, die unser tagtägliches Handeln (mit)bestimmen. Gebäude bieten Schutz vor Witterungseinflüssen, sie bieten die Möglichkeit des Rückzugs aus der Öffentlichkeit in die Privatheit. Doch Bauwerke sind mehr als nur das. Gebaute Strukturen ermöglichen oder verhindern bestimmte Handlungsweisen und Tätigkeiten. Gebäude umgrenzen uns somit nicht nur durch Wände, Böden und Plafonds, sondern beeinflussen die Organisation unseres Zusammenlebens wesentlich. Räumliche Qualitäten implizieren immer auch das Potenzial, gesellschaftliches Agieren steuern zu können. Ob beispielsweise die Küche das großzügige Zentrum einer Wohnung bildet, oder als kleiner abgeschiedener Raum am Ende eines Ganges liegt, beeinflusst auch die mit diesen Räumen verbundenen Tätigkeiten.

Raumqualitäten und Nutzung von Bauwerken spiegeln immer auch den Geist ihrer Entstehungszeit wider. Vielfach überdauern so die Relikte vergangener Epochen mitsamt dem ihnen zugrunde liegenden Zeitgeist Jahrzehnte oder Jahrhunderte, beispielsweise leben viele Menschen in europäischen Großstädten nach wie vor in Wohnkonzepten des neunzehnten Jahrhunderts. Veränderungen von gebautem Raum sind nicht immer ohne weiteres möglich. Bauen ist ein zeit-, energie- und kostenaufwändiger Prozess. Daher finden sich Wohneinheiten oft genug in Gebäuden wieder, deren Zustand längst nicht mehr aktuellen gewandelten Anforderungen zeitgemäßen Wohnens entspricht.

Doch auch modernere Raumkonzeptionen schreiben oft für lange Zeit baulich fest, wie das Bewohnen organisiert werden muss. Dies betrifft vor allem die daheim geleistete Arbeit der Haushaltsführung. Die Folge ist beispielsweise, dass die Küche in Grundrissen der 1950er Jahre nur von einer Person rationell bespielt werden kann, welche abgesondert von den übrigen Bewohner/innen werkt. Mit der Frage, wer dann für diese Tätigkeiten zuständig ist, öffnet sich das Themengebiet der Gender Studien, die unter anderem geschlechtliche Rollenzuschreibungen im Haushalt betrachten. In Verbindung mit Raumstrukturen wird untersucht, wie Verhaltensmuster bezüglich der Raumnutzung entstehen und wie Änderungen der räumlichen Anordnung das Alltagsleben sowie soziale Beziehungen und Abhängigkeiten beeinflussen können.

Ziel der Arbeit

Es fehlt oft am entsprechenden Bewusstsein bezüglich des Einflusses des (gebauten) Raumes auf die darin agierenden Menschen. Dieser Einfluss macht sich in sozialen Verhältnissen, Abhängigkeiten, Hierarchien und der Ausübung von Macht bemerkbar. Die Zuschreibung von Rollenbildern an Gender- und Sexusgruppen ist gekoppelt mit der paradigmatischen Organisation von bezahlter und unbezahlter Arbeit.

Die zentrale Fragestellung dieser Arbeit lautet: Gibt es Alternativen zur kleinfamiliären Haushaltsführung, die tradierte Geschlechts- und Rollenbilder aufbrechen können, um so einen Beitrag zu einer gerechteren Gesellschaft zu leisten? Kann eine Neustrukturierung so grundlegender Wohnfunktionen wie ‚Kochen' die Beziehung unterschiedlicher Sexus- und Gendergruppen zueinander verbessern? Könnten kollektive Wohnmodelle und ihr Einfluss auch auf die Kernfamilie die Chance zu einer neuen Geschlechtergerechtigkeit bieten?

Methode und Inhalt

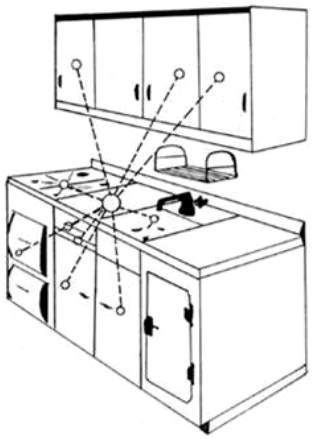
Die vorliegende Arbeit untersucht vorwiegend den deutschsprachigen Raum, bezieht aber auch andere in westlichen Industrieländern verbreitete generelle Aspekte mit ein. Die Verknüpfung von Raum und Verhaltensweisen wird nur allzu oft nicht erkannt oder als gegeben akzeptiert. Dabei stehen viele Zuschreibungen von Tätigkeit, sozialem oder biologischem Geschlecht und Raum für die Ausübung von Machtverhältnissen, die hinter gesellschaftlichen Standards verschwinden. Wie durch technischen Fortschritt neue Räume und dadurch auch bestimmte Rollenbilder entstehen konnten, soll in den ersten beiden Kapiteln erläutert werden. Ein Schwerpunkt innerhalb der Arbeit ist zudem der technischen und räumlichen Entwicklung der modernen Küche gewidmet.

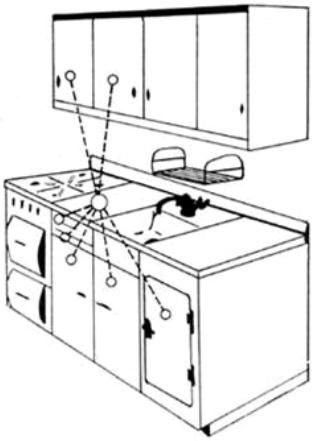
Heutzutage erscheinen die Veränderungen im privaten Haushalt, in der privaten Lebensführung größer denn je. Aber bereits im 19. Jahrhundert fanden jene großen sozialen Wandlungsprozesse statt, die die moderne Familie und unsere Vorstellung davon bis heute prägen. Das Aufzeigen von Alternativen zur Kleinfamilie und der Gründe für das Scheitern von Experimenten kommunaler Haushaltsführung sind ein weiterer Aspekt dieser Arbeit. Dabei stehen nicht institutionalisierte Formen kollektiven Lebens im Mittelpunkt, wie sie etwa Klöster oder Internate bilden, sondern freiwillige gemeinschaftliche Wohnformen der Zivilgesellschaft. Der Einfluss gesellschaftlicher Umbrüche vom 19. Jahrhundert bis heute auf die Konzeption kollektiven Wohnens wird anhand von Beispielen dargestellt. Die Instabilität der ersten Hälfte des 20.

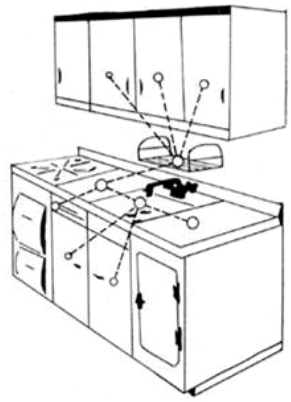
Jahrhunderts und die weitgehende politische und wirtschaftliche Kontinuität in Westeuropa nach 1945 sowie die gesellschaftliche Revolution ab 1968 bilden die Rahmenbedingungen der vorgestellten Beispiele kollektiven Wohnens.

Kollektive Wohnformen existierten beispielsweise in der Sowjetunion der 1920er Jahre und in Form des zur gleichen Zeit errichteten Wiener Einküchenhaus *Heimhof*. Am Beispiel der Sowjetunion soll gezeigt werden, wie die Kollektivierung des Wohnens nach Visionen des 19. Jahrhunderts in städtebaulichem Maßstab realisiert worden ist bzw. wäre. Als außereuropäische Form kollektiven Wohnens, der europäischen Kultur jedoch verbunden, wird das Modell des israelischen Kibbuz vorgestellt. Ein radikaler Versuch gemeinschaftlichen Wohnens wird am Beispiel der Kommune um Otto Muehl präsentiert. Aktuelle Projekte präsentieren abschließend verschiedene zeitgemäße Zugangsweisen zum Thema des kollektiven Wohnens.

Am Schluss soll nicht eine Empfehlung für oder gegen den kollektiven Haushalt stehen. Vielmehr soll das Potenzial, das gemeinschaftlich organisiertes Wohnen in verschiedenen Bereichen birgt, näher gebracht werden.







Kapitel 1

Trautes Heim…

Haushalt und Küche

Abb. 2: (Vorhergehende Seite) Einbauküche: Griffbereiche für Kochen, Anrichten, Spülen. 1965

Das erste Kapitel der Arbeit zeigt die Entwicklung des Haushaltes zu der Institution auf, wie wir sie heute kennen. Dabei ist dem Raum *Küche* ein großer Teil gewidmet, der die technische und räumlich-organisatorische Veränderung dieses wichtigsten Haushalts-Arbeitsplatzes präsentiert.

Sozial- und Wirtschaftseinheit *Haushalt*

Der private Haushalt bildet nicht nur den ökonomischen Rahmen für die meisten Individuen der Gesellschaft, sondern darüber hinaus auch ein enges Netzwerk sozialer Beziehungen mit ihren Verflechtungen und gegenseitigen Verpflichtungen.[1] Seit dem 19. Jahrhundert wird der private Haushalt vor allem durch die Sozialstrukturen der Kleinfamilie geprägt. Die wirtschaftlichen Aspekte privaten Haushaltens sind verbunden mit der Zuweisung entsprechender Tätigkeiten in bezahlter und unbezahlter Form als Erwerbs- und Hausarbeit an die Protagonist/inn/en der ‚Familie'. Begriffe wie ‚Mutter', ‚Vater', ‚Kind' usw. implizieren einen Kanon an Verhaltensweisen, die durch traditionelle Rollenzuschreibungen geprägt sind. Im Vergleich dazu erzeugen ungleich komplexere reale Lebensverhältnisse Diskrepanzen an Erwartungen und Verpflichtungen in der Einzelperson und der Machtverhältnisse in ihrem privaten Bezugsumfeld. Alltägliche Anforderungen einerseits und überhöhte Idealvorstellungen andererseits erfordern eine ständige Neupositionierung des/der Einzelnen, bedingt durch innere Erwartungen, gesellschaftlichen Druck und ökonomische Zwänge.[2]

Die folgenden Kapitel geben einen Überblick über den Wandel im Verständnis von Haushalt und Familie in den letzten eineinhalb Jahrhunderten und beschreiben im Speziellen die technische und räumliche Entwicklung der Küche.

1.1 Entwicklung des modernen Haushaltes

Vom *Ganzen Haus* zur *Hausfrau*

Nach der fortschreitenden Entwicklung der Arbeitsteilung hatte der Haushalt bereits im 18. Jahrhundert seine Position als alleinige Existenzsicherung verloren. Außerhäusliche Arbeit nahm stark zu, damit entwickelten sich zum Teil bis heute gültige Rollenbilder und die damit verknüpften Vorstellungen von entlohnter Erwerbsarbeit und unbezahlter ‚Familienarbeit'.[3] Ebenso setzte sich die Trennung

[1] zum Konzept des Haushaltes vgl. GLATZER 1994, 239ff
[2] vgl. KETTSCHAU 1988
[3] vgl. HILGER 1994

von Öffentlichkeit und Privatheit durch. Die Familie wurde zur ‚Keimzelle der modernen Gesellschaft'.

Der Begriff der *Hausmutter* als Vorstand des *Ganzen Hauses* hielt sich bis ins 19. Jahrhundert, die *Hausfrau* als Bezeichnung der (ausschließlich) mit Hausarbeit beschäftigten Ehefrau setzte sich zur selben Zeit mit Industrialisierung und Arbeitsteilung durch. Davor hatten die Menschen sowohl in der Stadt als auch auf dem Land in Familien zusammengelebt, die sich als Wirtschaftseinheit verstanden. Zu dieser Wirtschaftseinheit gehörte neben den eigentlichen Familienangehörigen auch das Gesinde. Mangels Arbeitsteilung zwischen Hausarbeit und Erwerbstätigkeit war der Haushalt Arbeitsplatz für Frauen, Männer und meist auch Kinder.[4] Die Arbeit zur Versorgung von Kindern und Küche wurde jedoch nie oder nur zum Teil aus dem Haushalt ausgelagert. Die Kindererziehung und Bildung wurde ab einem gewissen Alter durch die allgemeine Schulpflicht zumindest in Teilbereichen an gesellschaftliche Einrichtungen übertragen.

Abb. 3: Küchendurchreiche. Schweiz, 1930er Jahre

Das oft unerreichbare bürgerliche Ideal wurde erst mit steigendem Wohlstand im 20. Jahrhundert für viele Frauen real lebbar.[5] Die Errungenschaften im Zuge von Emanzipation („'Angleichung statt Polarität' der Geschlechter"[6]) und erster Frauenbewegung wurden im Faschismus wieder der biologischen Mutterrolle untergeordnet. Wiederaufbau, Geschlechterkampf und Individualisierung prägten das Frauenbild nach 1945.[7]

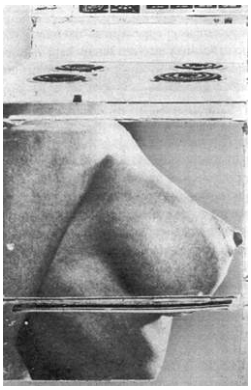


Abb. 4: Frau = Herd? Die Frau als Sexualobjekt und kostenlose Arbeitskraft, fusioniert im Kunstwerk *Kitchen I or Hot Meat*. Martha Rosler, 1972

Der Begriff ‚Hausfrau' bezeichnet heutzutage meist Frauen, die nicht alleine leben, sondern mit Kindern, Partner(in) und/oder weiteren Angehörigen einen Haushalt führen und dort überwiegend für die informelle Arbeit sowie für die Kindererziehung zuständig sind, egal ob sie daneben noch Erwerbsarbeit leisten oder nicht. Der Großteil der Hausarbeit besteht aus zeitaufwändigen, monotonen Routinetätigkeiten, die oft phantomgleich verschwinden (‚Das bisschen Hausarbeit').[8] Diese wurden und werden vor allem Frauen zugeordnet. Die ‚erlernte Rolle' der Hausfrau erzeugt Weiblichkeitsstereotype. Diese betreffen z.B. auch die Weitergabe von Wissen um die Haushaltsführung in weiblicher Linie von der Mutter an die Tochter. Wie eng die Konnotation der Begriffe ‚Küche' und ‚Frau' ist, belegt das folgende Zitat von 1992. Die aktuelle Zunahme außerhäuslicher Tätigkeiten durch Frauen wird als ‚größter Verlust' des traditionellen Haushaltes verstanden, schwerwiegender noch als das historisch schon zu

[4] vgl. DÖRPINGHAUS 1991, 27f
[5] vgl. BLIMLINGER 2002, 128f
[6] SCHICKER-NEY 1992, 175
[7] vgl. SCHICKER-NEY 1992, 172ff
[8] vgl. OSTNER 1988, 89f

lange zurückliegende Ausbrechen des Mannes aus dem Lebens- und Arbeitsbereich des ‚Ganzen Hauses'.

> „Wenn man überhaupt von Fehlern in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft sprechen kann, so ist sicherlich einer der schwerwiegendsten, den Mann überhaupt aus dem Hause gelassen zu haben. […] Ohne andere positive Auswirkungen der Emanzipation der Frau mindern zu wollen, bedeutet die Übernahme männlicher Berufskarrieren durch Frauen nach dem ‚Verlust des Feuers' den letzten und größten Aderlaß für den ‚alten' Haushalt."[9]

Wohnen vor dem Ersten Weltkrieg

Die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts war durch ein starkes soziales Gefälle gekennzeichnet. Diese Verhältnisse bestanden bis weit in das 20. Jahrhundert hinein, erst mit den politischen Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg sollten sich die Wohnbedingungen stark verändern. Die bürgerliche Oberschicht lieferte das idealtypische Modell der Kleinfamilie als intimste gesellschaftliche Lebensform, das die proletarische Bevölkerungsmehrheit aufgrund ökonomischer Notlage oft nicht erreichen konnte. Die Privatisierung der bürgerlichen Ehe als Liebesheirat mit dem Mittelpunkt der Kindererziehung führte zur Ausbildung des ‚Heimes' als Gegenwelt der Frau zur Öffentlichkeit, in der der Mann stand. Proletarische Lebensrealitäten waren hingegen am Überleben orientiert und von Not geprägt. Die Arbeiterfamilie war entweder durch die Ausbeutung der Fabrikarbeit oder durch Arbeitslosigkeit von sozialer Verelendung bedroht. Die bescheidenen Wohnungen waren von Überbelegung und Funktionsüberschneidungen gekennzeichnet. Oftmals war für Proletarier/innen die Gründung eines eigenen Hausstandes aus wirtschaftlichen Gründen gar nicht möglich. Vor allem ledige Arbeiterfrauen waren dann, abgesehen von der Arbeit in Fabriken, in bürgerlichen Haushalten als Dienstbotinnen in der Versorgungs- und Hausarbeit tätig. Die Trennung des Personals von der bürgerlichen Familie war jedoch strikt und erfolgte räumlich wie auch sozial.

Die Brüchigkeit proletarischer Beziehungen und der Kampf ums Überleben änderten sich erst durch die Errungenschaften der Arbeiterbewegung und der proletarischen Frauenbewegung. Ökonomische Aspekte prägten die ersten Überlegungen zu Rationalisierungsmaßnahmen im Haushalt. Das Sparen von Haushaltsgeld und Lebensmitteln sowie von Zeit und Arbeitskraft

[9] vgl. HOFFMANN 1992, 187

war vor allem für Arbeiterinnen ohnehin immer schon Bestandteil der Alltagsbewältigung gewesen.[10]

Arbeiter/innenhaushalt und Arbeiter/innenküche[11]

Im Arbeiter/innenhaushalt war die viele Funktionen erfüllende Wohnküche aufgrund beengter Wohnverhältnisse eine Notwendigkeit. „Die Wohnküche, in der gekocht, gewaschen, gegessen, gewohnt und häufig auch geschlafen wurde, war vor dem Ersten Weltkrieg der zentrale Raum der Wohnung in der Arbeiter/innenschaft und der ländlichen Bevölkerung und vermutlich auch im unteren Mittelstand und blieb es faktisch auch in der Zwischenkriegszeit.“[12] Oft war die Küche der einzig beheizbare Raum der Wohnung. Falls eine räumliche Separierung überhaupt möglich war, wurde das Schlafen vom Wohnen/Kochen getrennt. Die Überbelegung von Wohnungen wurde durch das Einmieten von (meist männlichen) Bettgehern noch verschärft, was wiederum die Wohnungspflege erschwerte. Die Bodenspekulation in den rasant wachsenden Städten des 19. Jahrhunderts führte zur Überteuerung selbst schlechter Wohnungen, besser ausgestattete waren für Arbeiterfamilien aber in den meisten Fällen nicht leistbar.

Abb. 5: Arbeiter/innen-Wohnküche. Dortmund 1917

Die bescheidenen Wohnverhältnisse des Proletariats spiegelten sich in der Ausstattung wider. Die Küchenmöbel waren dunkel gehalten (holzfarben), um die Gemütlichkeit der bürgerlichen ‚Guten Stube’ zu imitieren, die besonders an Sonn- und Feiertagen genutzt wurde. Die Möblierung beschränkte sich auf wenige Stücke wie das zweiteilige Küchenbüffet, in denen Geräte und Lebensmittel untergebracht werden mussten, vielfach wurde Hausrat jedoch offen an Wänden und Wandregalen präsentiert. Hinter Herd und – falls vorhanden – Spüle wurden vor allgemeiner

[10] vgl. TERLINDEN /OERTZEN 2006, 61
[11] vgl. LEICHT-ECKARDT 1999
[12] TERLINDEN/OERTZEN 2006, 62

Einführung von Kacheln als Wandschutz bestickte Tücher verwendet. Der Küchentisch war das zentrale Möbelstück des proletarischen Haushaltes und Wohnungsmittelpunkt: Er diente der Nahrungszubereitung, dem mobilen Abwasch, als Essplatz sowie als Ort der Kommunikation und Hausarbeit. „Die Sitzgruppe war zwar Mittelpunkt des häuslichen Lebens, dennoch täuscht das weit verbreitete Bild von der Familie, die gezwungen war, in der Wohnküche bei drangvoller Enge unter ständigen Reibungen beisammen zu sein.“[13] Denn an Arbeitstagen war die Wohnung oft verwaist, bedingt durch die langen Arbeitszeiten von Arbeiter/innen. Kinder hielten sich in ihrer Freizeit meist ohnehin außerhalb des Haushaltes auf der Straße auf.

Unter oftmaliger Anwendung bürgerlicher Maßstäbe des Wohnens kommentierten Wohnungsinspektionen und Wohnungspflegerinnen, die für eine Verbesserung eintraten, die proletarischen Haushalte. „Die Klagen über den Unverstand und die Unwissenheit in hauswirtschaftlichen Dingen bei den unteren Schichten durchzogen sämtliche Äußerungen der bürgerlichen Frauenbewegung zu diesem Thema.“[14] Beispiele schlechter Wohnbedingungen, die zu Mehrfachbelastungen führten, waren (selten vorkommende) ungenutzte Repräsentationszimmer, welche manchmal von besser verdienenden Vorarbeitern eingerichtet wurden. Dem entsprachen der Wunsch nach Ausflucht aus der Alltäglichkeit sowie die Nachahmung bürgerlicher Wohnideale und sozialer Vorschriften des Statuserhalts. Frauen erledigten unter Erfüllung der Aufsichtspflichten für Kinder das Wäschewaschen und –trocknen oft in der Küche und anderen Wohnräumen, das entstehende Feuchtigkeitsproblem wurde durch fehlende Lüftungsmöglichkeiten noch verstärkt. Zu dichtes Bauen mit der Orientierung von Wohnräumen auf Lichtschächte oder Treppenhäuser führten zu gesundheitlichen Problemen der Bewohner/innen. Die beengten Wohnverhältnisse, unter denen manchmal sogar noch Kleintiere gehalten wurden, kombiniert mit mangelnder Geschlechtertrennung und vielfach fehlender Kinderbeaufsichtigung widersprachen den aufkommenden Anforderungen der Hygiene. „Es ist nicht schön und sittlich, wenn in demselben Zimmer und oft genug auch gleichzeitig geboren, gestorben, gekocht, gewaschen, gegessen und gearbeitet wird.“[15] Weit verbreitete Gelegenheitsarbeit und Alkoholismus schufen ein Lebensumfeld, das von Unsicherheiten gekennzeichnet war. Entgegen bürgerlichen Unterstellungen waren jedoch Haushalts- und Hygieneratgeber in Buch-, Zeitungs- und Kampagnenform auch in Arbeiterhaushalten weit verbreitet. Arbeiterfrauen

[13] GÜNTER 1992, 79
[14] TERLINDEN/OERTZEN 2006, 43
[15] Sombart, Werner: Das Proletariat. 1906, 21. Zitiert nach: FRITZSCHE 1990, 31

bemühten sich schon aufgrund der beengten Wohnverhältnisse ständig, Spuren der Hausarbeit in der Wohnküche zu beseitigen, um ein wohnlicheres Umfeld für die ganze Familie zu schaffen. Vor allem Männer nutzten die Küche ausschließlich in ihrer Freizeit, um die Resultate weiblicher Produktion zu konsumieren.[16]

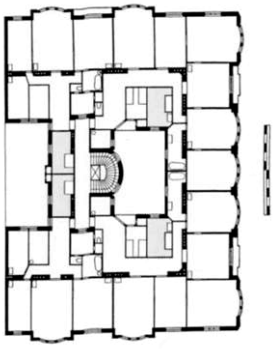


Abb. 6: Lage der Küchen in bürgerlichen Wohnungen (grau). Stadtpark-Hof, Wien 3. Emil Mader, 1907-1908

Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Küche

Die Wohnungsaufteilung bürgerlicher Wohnungen bis zum Ersten Weltkrieg folgte der Arbeitsdelegierung an Bedienstete. Dabei reichte die Spannweite bürgerlichen Wohnens vom Großbürgertum mit mehreren Dienstbot/inn/en bis zum Kleinbürgertum mit der selten benutzten ‚Guten Stube' (‚Paradezimmer') im Wohnungsverband. Für eine Familie im mittleren Bürgertum war meist nur ein/e Dienstbote/in leistbar, dies jedoch nicht aus Gründen der zu bewältigenden Hausarbeit, sondern um den entsprechenden Status zu erhalten.[17]

Der bürgerliche Wohnungsverband repräsentierte die Teilung der Klassengesellschaft sowie diejenige nach Geschlechtern und kennzeichnete die strikte Trennung zwischen dem Hauspersonal in den Arbeitsräumen und dem Bürgertum in den Wohnräumen. Den ‚offiziellen' Teil der Wohnung bildeten die nach Status vorhandenen repräsentativen Räume: das Speisezimmer, der Salon, das Herrenzimmer, die Bibliothek, das Musikzimmer, das Frühstückszimmer etc. Diese Räume waren groß und zur Straße gelegen. Der private Bereich bestand aus den vorwiegend kleinen und hofseitig gelegenen, schlechter belichteten Schlafräumen, dem Badezimmer, der Küche, der Speisekammer, dem Boudoir der Dame und eventuell einem Dienstbotenzimmer. Die Küche war primärer Aufenthaltsort des Personals. Sie diente diesem als Arbeitsplatz, Essplatz, manchmal auch als prekärer Schlafplatz in Form eines Hängebodens über dem Herd. Bei nur einer Dienstbotin hielt sich in der Küche auch die Ehefrau auf, Ehemann und Gäste waren hier selten bis nie anzutreffen. Der abgelegene Küchenraum sollte schlechte Gerüche, Dämpfe, unerwünschte Geräusche, Verschmutzung und Unreinheit durch unverarbeitete Lebensmittel vom Rest der Wohnung fernhalten. Das inszenierte Speisen des Bürgertums im Esszimmer, dem wichtigsten Raum der Wohnung, bildete eine Parallelwelt zur versteckten Speisenzubereitung. Die Illusion, Speisen wie aus dem Nichts ‚herbeizuzaubern', zeigt Ähnlichkeiten zum Hotelbetrieb auf. Durch den Einsatz von Hauspersonal war es nicht nötig, auf vereinfachte Wegeführungen oder praktischere Abläufe im Arbeitsprozess Rücksicht zu

Abb. 7: Bürgerliche Küche in der Villa an der Halde. Friedrich Wehrli, Zürich 1906

[16] vgl. GÜNTER 1992, 79ff
[17] vgl. GÜNTER 1992, 78

nehmen. Die Anlage der bürgerlichen Küche war die bauliche Festschreibung der Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts.[18]

Als Raum war die bürgerliche wie die proletarische Küche durch den zentralen Arbeitstisch gekennzeichnet. Früher als in der Arbeiter/innenschicht wurden jedoch Maßnahmen zur Verbesserung von Hygiene und Arbeitserleichterung verwirklicht. Der Einsatz arbeitssparender mechanischer Geräte oder die Anwendung neuer Energieformen fanden zuerst in bürgerlichen Haushalten Verbreitung. Etwa ab Beginn des 20. Jahrhunderts setzten sich im Bürgertum helle Küchen mit weiß verfliesten Wänden und schlichten, weiß lackierten Küchenmöbeln durch. Die weiße Farbe stand als Zeichen der Hygiene. Sie symbolisierte Licht, Luft und Sauberkeit.[19] Vor allem Hausfrauenverbände übten Kritik an überladenen Wohnstilen des Historismus und auch des Jugendstils. Die einfache Reinigung und pflegeleichte, schlichte Materialien seien vorzuziehen, um helle, luftige und gesunde Wohnungen und auch Küchen zu erhalten.[20]

Rationalisierung in der Zwischenkriegszeit

Aufgrund prekärer Lebensbedingungen war vor allem der Arbeiter/innen/haushalt das Ziel von Verbesserungsmaßnahmen (gewesen), um das Lebensniveau der proletarischen Bewohner/innen zu heben. Den überteuerten privaten Zinshäusern wurden kommunale Großwohnanlagen mit zahlreichen Gemeinschaftseinrichtungen entgegengesetzt. Im Mittelpunkt stand jedoch die Verfügbarkeit von leistbaren Wohnungen, zwar von geringer Größe, doch für die 1920er Jahre vom Aspekt der Technik und Raumaufteilung her gut ausgestattet. Der Mangel an Personal für bürgerliche Haushalte (‚Dienstbotenproblem') beschleunigte die Rationalisierung auch bei Bürgerhaushalten. Die Küche wurde zum Arbeitsplatz für eine Person umstrukturiert. Das bekannteste Beispiel für die *Laborküche* ist die ‚Frankfurter Küche' von Margarete Schütte-Lihotzky (siehe Kap. 1.2, *Die ‚Frankfurter Küche*', Seite 38). Die am bürgerlichen Wohnen orientierte Privatheit forcierte den Ausbau der Kleinwohnung als intimen Rückzugsraum mit moderner technischer Ausstattung auch für die Arbeiter/innen/schicht. Hausfrauenvereine waren treibende Reformkräfte, die (männliche) Architekten in der Planung berieten. Dadurch ergab sich erneut das Problem der Verteilung von Kompetenz und Macht an planende bzw. ausführende Männer und Frauen. Gleichzeitig zur Technisierung des Einzelhaushaltes aber konnte das Potenzial einer professionellen maschinellen Ausrüstung für zeit-

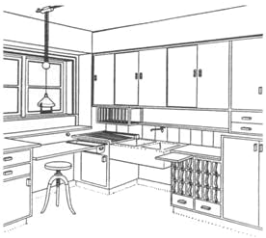


Abb. 8: *Frankfurter Küche*. Margarete Schütte-Lihotzky, 1926

[18] vgl. dazu z.B. MARS 1999
[19] vgl. STILLE 1992, 69
[20] vgl. TERLINDEN, Ulla/OERTZEN 2006, 66ff

Abb. 9: Normküchen für Normwohnungen. Therma-Küchenmodul, Schweiz 1960er Jahre

und energieaufwändige Tätigkeiten wie Wäschewaschen aus ökonomischen Gründen in den 1920er und 1930er Jahren nur in Kollektiveinrichtungen zur Verfügung gestellt werden.

Nationalsozialismus

Die ideologische Belastung des Haushaltes als *Heim* und *Hort der Familie* im Dritten Reich, gekoppelt mit den Folgen des Krieges, stoppte Modernisierungsmaßnahmen weitgehend. Die nationalsozialistische Propaganda wandte sich gegen die komprimierte Laborküche und erklärte die große Wohnküche zum neuen (alten) Standard des Bauens. Die große Küche sollte als Mittelpunkt der Familie unter anderem die gegenseitige private Kontrolle staatskonformen Handelns garantieren. Deutsche Hausfrauenverbände versuchten die moderneren Küchenformen gegenüber der nationalistischen Ideologie teilweise erfolgreich zu verteidigen (siehe Kap. 1.2, *Die Kontroverse* Laborküche *gegen* Wohnküche, Seite 41). Im Mittelpunkt stand für die Bevölkerung während der ersten Hälfte der 1940er Jahre aber ohnehin der tägliche Überlebenskampf, sodass die zivile Bautätigkeit nur eine unwesentliche Rolle spielte.

Die Drei-Zimmer-Norm-Wohnung nach 1945

Mit dem Wiederaufbau von Wirtschaft und Gesellschaft in den 1950er und 1960er Jahren setzte sich im Wohnungsbau die genormte Drei-Zimmer-Wohnung mit Küche, Bad, WC und Zentralheizung durch.[21] Idealerweise sollte der Arbeitsplatz der Hausfrau einer vierköpfigen ‚Normfamilie' die moderne, durchrationalisierte Einbauküche sein. Geschlechts- und Rollenbilder wurden im Grundriss der Wohnung festgeschrieben. Erst ab den 1970er Jahren wurden verstärkt auch andere Wohnungs- und Küchenformen, wie etwa die Wohnküche (wieder) verwirklicht.

1.2 Die Küche: Technik und Raumgestaltung

Vom Herd als Zentrum zur Fertignahrung

Die Entwicklung des Herdes ist geprägt vom Kampf gegen das offene Feuer, das sowohl lebensnotwendiges Zentrum des Hauses als auch ständige Gefahrenquelle war. Im Grunde wurde bis weit ins 19. Jahrhundert genauso gekocht wie all die Jahrhunderte davor. Die einzige Weiterentwicklung bis dahin war meist die Anhebung der Feuerstelle vom Boden auf einen Herd in der

[21] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1996, 16f

‚Rauchküche' bzw. meistens auch dessen Überdeckung in Form einer Esse zum Einfangen und Ableiten des Rauchs zum Abzug gewesen, falls nicht ohnehin im offenen Kamin gekocht wurde. Der Herd war ein gemauerter Block, meist mit einem Gewölbe darunter zur Lagerung des Brennmaterials. Auf (!) dem Herd brannte ein offenes Feuer, über oder in dem ein Kessel oder Topf auf einem Dreifuß stand oder an einer Aufhängung darüber befestigt war. Am offenen Feuer wurden vor allem Eintopfgerichte oder Gegrilltes zubereitet.

Abb. 10: Werbung für den Elektroherd. Therma, Schweiz 1930/35

Im 19. Jahrhundert kam es innerhalb von 100 Jahren zu einem rasanten Wandel in der Nahrungszubereitung vom Kochen mit offenem Feuer bzw. Glut über das Kochen mit verdecktem Feuer zum Kochen mit elektrischem Strom. Wesentliche Fortschritte brachte erst die Einschließung des Feuers nach dem Vorbild von Kachelöfen. Sicherheit und bequemere Bedienung führten zu rascher Verbreitung des Sparherdes als ‚Kochmaschine'. Damit änderte sich auch die Zubereitung der Speisen hin zu differenzierterem Kochen, der Backofen wurde fixer Bestandteil der Küche. Gasherde wurden Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt und waren ab ca. 1900 verbreitet. Der Elektroherd kam zwar schon vor 1900 auf den Markt, wirklich ausgereift war die Technologie jedoch erst in den 1920er Jahren, und zur Durchsetzung gelangte er erst in den 1950er Jahren mit dem Wandel vom Solitär- zum Einbaugerät.[22] Seit den 1980er Jahren bestimmen zunehmend externe, vom Herd abgekoppelte zusätzliche Geräte die Küche. Bestimmte Methoden der Nahrungszubereitung werden durch eigene Maschinen verrichtet. Mikrowellenherd, Dampfgarer und getrennter Backofen spezialisieren und technisieren die immer mehr auf Fertigprodukten basierende Ernährung weiter, sind jedoch fast ausschließlich als Zusatzgeräte in Verwendung.[23]

Abb. 11: Amerika als Vorbild. Werbebroschüre, USA 1940er Jahre

Parallel zu steigender technischer Ausstattung der Haushalte vollzog sich der Wandel von einer Produktionsgesellschaft zu einem Konsumhaushalt. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass sich damit die vor allem weibliche Arbeit im Haushalt verringert hätte.[24] Geänderte Ansprüche veränderten auch die Art der Hausarbeit. Die alte Vorratswirtschaft war vor allem ab etwa 1950 durch die Produkte der Nahrungsmittelindustrie in privaten Kühlgeräten ersetzt worden. Fertigprodukte, Instant-Nahrungsmittel und Fast Food benötigen immer weniger Zeit, Ressourcen und Vorkenntnisse zur Zubereitung von Mahlzeiten. Die Künstlichkeit der Nahrung lässt das Wissen um Primärprodukte und Kochkunst schwinden. Künstlichkeit prägt oft auch die Ausstattung der Küche,

[22] vgl. TRÄNKLE 1992
[23] vgl. TRÄNKLE 1992, 48
[24] vgl. WAJCMAN 1994, 110

Abb. 12: Die Ausnützung von vier Kochfeldern für die Zubereitung einer Mahlzeit wird durch Fertignahrung weitgehend obsolet. Frau beim Kochen, 1977

beispielsweise lassen das klinisch glatte Ceran-Kochfeld, das sich seit Mitte der 1980er Jahre durchsetzt, oder kalt bleibende Induktionskochfelder den Kochprozess unsichtbar werden. „Unvorstellbar, daß in solch einer empfindlichen, teuren, repräsentativen Techno-Zentrale lebende Tiere oder mit Erdpartikeln behaftete natürlich-schmutzige Produkte gelagert oder verarbeitet sollten.“[25]

Technik als Rationalisierungsmaßnahme

Arbeitssparende mechanische Haushaltsgeräte waren bereits ab den 1870er Jahren vor allem in bürgerlichen Haushalten verbreitet. Maschinen zum Rühren, Reiben, Schneeschlagen, Fleischhacken, Bohnenschneiden, Messerputzen und noch vieles mehr sollten die zum Teil Zeit und Kraft raubende Küchenarbeiten vereinfachen[26]. Um 1900 wurden Wohnungen zunehmend mit fließendem Wasser, Elektrizität und Gas innerhalb des Wohnverbandes ausgestattet.

Versachlichung, Technikkult und Amerikanismus brachten Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg die ‚Neue Sachlichkeit'. Der Fordismus wiederum prägte Arbeitsabläufe und der (männliche) Ingenieur wurde als ‚Erzieher der Nation' gesehen.[27] Die Mechanisierung in der Küche der 1920er Jahre erfolgte danach nicht ohne Probleme. Einheitliche Standards fehlten oft, die Industrie produzierte ohne einheitliche Maße und erstaunlicherweise auch oft ohne Bezug zu nehmen auf jene Arbeitsabläufe, für die die Geräte gedacht waren. Sozialreformerinnen forderten bessere Bedingungen für den ‚Berufsstand Hausfrau' und die Anerkennung des gesellschaftlichen und ökonomischen Nutzens von Hausarbeit ein.[28]

Abb. 13: Wunschbild mechanisierte Küche. *Science et Vie*, Frankreich 1949

> „Die sozialreformerisch intendierte Rationalisierungsbewegung speiste sich aus den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen. Besonders geprägt aber wurde sie von den neuen arbeitswissenschaftlichen Erkenntnissen in der industriellen Produktion. Tayloristische Arbeitsmethoden sollten auch der Hausfrau das Arbeiten in Küche und Haushalt erleichtern. ‚Die Küche – die Fabrik des Hauses' wurde Gegenstand von Arbeitsplatzanalysen, Zeit- und Bewegungsstudien; Speisewagen oder Schiffsküchen dienten als Vorbilder.“[29]

Neben dem Elektroherd verbreiteten sich ab den 1920er Jahren auch die ersten elektrischen Küchengeräte, erst ab damals war es

[25] LEICHT-ECKARDT 1999, 196
[26] vgl. STILLE 1992, 70
[27] vgl. SCHEID 1992, 88
[28] vgl. TERLINDEN, Ulla/OERTZEN 2006, 73
[29] SCHEID 1992, 86

möglich, ausreichend kleine und günstige Elektromotoren herzustellen. Ab Ende der 1920er Jahre brachten Frauen und Hausfrauenverbände ihre Arbeit in neu geschaffene Norminstitute ein, erste und zum Teil bis heute gültige Normen wurden festgelegt (z.B. die Tiefe von 60 cm für Einbaumöbel in Küchen).[30] Nach wie vor waren Hausfrauenverbände stark bürgerlich geprägt und warnten bei allem Drang zu rationeller Arbeitsweise vor (fortschrittlichen) ‚amerikanischen Zuständen' und einer ‚entseelten Technik'. Proletarische und radikale bürgerliche Interessensvertreterinnen dagegen sahen als weiteren notwendigen Schritt zur Entlastung der Hausfrau die Infragestellung des Geschlechterverhältnisses an. Kritisiert wurde das ‚Pascha-Verhalten' der meisten Männer als Mangel an Kameradschaft bzw. Genossenschaftlichkeit, das auf ein Fernhalten der Frau von der Erwerbsarbeit und Ausnützen als unbezahlte Heimhilfe abzielte.[31]

Die schwierigen politischen und ökonomischen Verhältnisse der Zeit bis 1945, geprägt durch Inflation, Massenarbeitslosigkeit, Faschismus und Krieg, ließen jedoch Haushaltstechnik für die breite Masse der Bevölkerung als Luxusgut erscheinen. Wo dies möglich war, griffen durch die konventionelle Arbeitsverteilung im Haushalt vor allem Frauen auf kollektive Einrichtungen wie Wäschereien, Kindergärten und vor allem in Notzeiten auch öffentliche Küchen zurück.

Nach 1945 diente die amerikanische Konsumgesellschaft als Vorbild für den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wiederaufbau. Das ‚Wirtschaftswunder' der 1950er und 1960er Jahre ermöglichte erstmals den Erwerb auch größerer Haushaltsgeräte wie Elektroherd, Kühlschrank und später auch die Waschmaschine für die Mehrheit der Menschen in Westeuropa. Der steigende Umfang der technischen Ausrüstung führte zur ständigen Erweiterung der ‚Standardausstattung', d.h. dass mehr als 50% der Bevölkerung die entsprechenden Geräte besaßen.[32] Dies führt(e) zu neuen Verpflichtungen hinsichtlich des Zeitmanagements; ein Phänomen, das vor allem Frauen betrifft.

> „Viele wissen nun, daß die vielen elektrischen Geräte […] nicht glücklicher machen, daß sie nicht einmal Zeit einsparen, da sie genausoviel Zeit wieder verzehren wie sie freimachen. Auch die Rückbildung der ‚Küchentechnikerin', der ‚Haushaltsingenieurin'hin zur Hausfrau neu-alter Art hat sich längst vollzogen, falls es dieses Phantom je gegeben hat."[33]

[30] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 102f
[31] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 123ff
[32] vgl. MOLLENKOPF 1992, 144ff
[33] UHLIG 1992, 95

Abb. 14: (Vorhergehende Seite) Die künstlerische Interpretation hausfraulicher Berufsbedingungen: *Küchenkoller*. Erdäpfel als ‚unterdrückte Triebgebilde einer lange frustrierten Hausfrauenseele'. Fotoserie. Anna und Bernhard Blume, 1990

Joachim Krausse kategorisiert die Evolution von Haushalt und Küche in sechs Stufen der Technologie.

1. Stufe: Offenes Feuer. Wohnen, Wirtschaften, Kommunizieren als Einheit.
2. Stufe: Kamin. Der Tisch als Zentrum.
3. Stufe: (Kachel-)Öfen und geschlossener Herd. Mehrere Wärmezentren.
4. Stufe: Zentralheizung und Gasherd. Feuerstelle außerhalb der Wohnung, Trennung Heizen – Kochen.
5. Stufe: Vollelektrischer Haushalt. Keine offene Flamme bzw. Brennstoff, absolute Sauberkeit. Hohe Energiekosten.
6. Stufe: ‚Intelligenter Haushalt'. Austausch Umwelt – Wohnung durch Elektronik geregelt.[34]

Die meisten Haushalte westlicher Industrieländer befinden sich momentan in der vierten bis sechsten Entwicklungsstufe. Dieser Zustand wird charakterisiert durch eine stärker werdende „Entsinnlichung der Interaktion mit der Umwelt" und die „zunehmende Verhäuslichung sanitär-hygienischer Funktionen". Wie die öffentliche Kommunikation auch erhalten sie eine „individualisierte und privatisierte Form".[35]

Abb. 15: Technik als Fetischobjekt der Frau. Werbung für ‚Elektrolux'-Kühlschränke. Frankreich 1951

Berufstätige mit flexiblen Arbeitszeitformen waren vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten die ersten „Zeitpioniere"[36], die das Überangebot an technischer Ausstattung und den damit verbundenen Zeitaufwand in Frage stellten.

> „Die Zeitpioniere erteilen dem technischen Mitteleinsatz im Haushalt über eine bestimmte Grundausstattung hinaus konsequent eine Absage. […] Eine kostenintensive Haushaltstechnik kommt […] beschränkt nur dann in Frage, wenn sie disponible Zeitstrukturen unterstützt, nicht viel Zeit bindet und die Flexibilität der Haushaltsproduktion erhöht. […] Sie sehen die Gefahr, daß Technik dann nicht mehr als Mittel zum Zweck eingesetzt wird, sondern Selbstzweck wird, der ihrer Ansicht nach durch die abverlangte Betreuungsintensität zu viel Zeit bindet und vermehrt Einkommen beansprucht."[37]

Durch den verbreiteten Einsatz von Haushaltsgeräten in westlichen Industrienationen ist Technik ein fixer Bestandteil des Alltags geworden. Dabei verliert sie jedoch schnell den Status des Besonderen, der bei neuen oder innovativen Geräten zu beobachten ist, und verschwindet aus dem Blickfeld des/der Einzelnen. Nach

[34] vgl. KRAUSS 1992a, 58
[35] KRAUSS 1992a, 58
[36] vgl. HÖRNING/GERHARD/MICHAILOW 1990
[37] HÖRNING/GERHARD/MICHAILOW 1990, 121f

kurzer Phase der Arbeitsentlastung nach der Anschaffung tritt ein ‚Gewöhnungseffekt' an Geräte ein.[38] Funktionierende Haushaltsgeräte sind trivialisiert und unsichtbar, deshalb ist die „fest in Routinehandlungen eingebundene Alltagstechnik thematisch nicht relevant."[39] Dadurch verlieren Nutzer/innen allerdings auch leicht den Überblick über durch die Technik vorgegebene Zeit- und Bedienungsmuster, die stark mit der Zuschreibung von Tätigkeiten an Rollenbilder verknüpft sind (z.B. ständige Bedienung funktionierender bzw. einmalige Reparatur kaputter Geräte).[40] Die weibliche Nutzung von Maschinen wird im Übrigen kaum als technische Kompetenz gedeutet, weibliche Identität wird durch die Benutzung von Geräten nicht aufgewertet wie das bei Männern meist der Fall ist.[41]

Technische Anforderungen an den Einzelhaushalt heute

Abb. 16: Werbung für Therma-Küchenmöbel. Schweiz, 1958

Die Vorteile des Einzelhaushaltes liegen in der Flexibilität von Organisation und Leistung. Trotz der Einbettung in übergeordnete gesellschaftliche Systeme und externe Dienstleistungsinstitutionen können Arbeitsabläufe zum Teil relativ frei organisiert werden. „Güter als Ergebnis der Haushaltsproduktion würden nicht produziert, wenn sie nicht von den Haushaltsmitgliedern gewünscht und damit in Analogie zu externen Gütern nachgefragt würden. [...] Die Haushaltsproduktion weist eine hohe Flexibilität auf, die sich insbesondere bei wechselnden Anforderungen der Haushaltsmitglieder, bei Restriktionen bzw. Engpässen u.a. zeigt."[42] Die Zeiteinteilung kann den Bedürfnissen einzelner Haushaltsmitglieder angepasst werden. Dieser scheinbare Vorteil wirkt aber weit weniger euphemistisch, wenn reale Tagesabläufe betrachtet werden. Meistens *muss* die Zeiteinteilung einzelner Haushaltsmitglieder – in den allermeisten Fällen der Hausfrau – an andere Personen angepasst werden, die flexiblen Zeitfenster erstrecken sich oft auf geringe Zeitspannen wie kurze Zwischenzeiten, die zwei Tätigkeiten verbinden oder die Frage nach der Reihung einzelner Arbeiten im Haushalt.[43] Die erwünschte Zeitersparnis wird durch geteilte Arbeitsprozesse und/oder der Überlagerung bzw. Verlagerung von Anforderungen verschleiert. Die Waschmaschine wird im allgemeinen als wichtigstes, d.h. arbeitssparendstes Gerät des modernen Haushaltes gesehen.[44]

[38] MOLLENKOPF 1992, 146f
[39] AHRENS /Gerhard/Hörning 1994, 228
[40] vgl. METHFESSEL 1988
[41] vgl. WAJCMAN 1994, 114f
[42] HESSE 2001, 34
[43] vgl. WITT 1994 u. METHFESSEL 1994
[44] vgl. MOLLENKOPF 1992, 145ff

Dabei scheinen sich aber die Versprechungen von Geräteherstellern und Energieunternehmen nach mehr Freizeit für die Hausfrau oder den Hausmann durch einen wahren Fuhrpark an Haushaltsmaschinen in Küche und Abstellraum nicht bewahrheitet zu haben.

> „Die Vielzahl der technischen Geräte im Haushalt hat den Hausfrauen nur wenig mehr Freizeit gebracht. Denn sie drehen nicht Däumchen, während die Waschmaschine oder die Spülmaschine laufen. Heute werden viele Arbeiten parallel verrichtet […] nicht nur die Technisierung der Haushalte hat die Hausarbeit verändert (nicht verringert). Auch unsere Lebensbedingungen sind anders geworden. […] Der private Haushalt ist heute verknüpft mit einer Vielzahl von Institutionen, Märkten und anderen gesellschaftlichen Einrichtungen. Dadurch hat sich die Hausarbeit aufgefächert und wird bereits als ‚neue' Hausarbeit bezeichnet."[45]

Abb. 17: Werbung für Gebe-Küchen. Österreich 1965

Die Spirale der Wechselwirkungen von angeschaffter Technik zur Arbeitsentlastung und einem dadurch erst recht entstehenden Mehr an Arbeitsbelastung durch Gerätepflege und -wartung führt zur unbefriedigenden Situation, dass der Haushalt nicht kleiner wird und einfacher zu handhaben ist, sondern im Gegenteil immer umfangreicher und komplizierter zu bedienen wird. Vielfach wird Technik als Mittel zur Wahlmöglichkeit gesehen, alle Optionen für die Bewältigung des Alltags offen zu halten. Der ‚Reserve-Maschinenpark' selten benutzter Geräte setzt sich aus Statussymbolen ebenso wie aus Überbleibseln früherer Anschaffungen zusammen, die aus (vermeintlicher) Bequemlichkeit ‚für alle Fälle' aufbehalten werden. Die technische Ausstattung ändert oft nichts an der Verteilung der anfallenden Arbeit. „Technik ist nicht Ursache von Veränderungen".[46] Meist dominiert die Anpassung neuer Geräte an bestehende Verhaltensmuster und nicht umgekehrt.

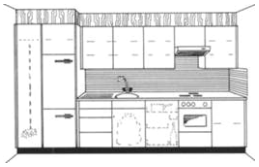


Abb. 18: Schema einer Einbauküche. 1980er Jahre

Heute wird der Haushalt ‚erledigt': als eine von vielen Anforderungen einer Gesellschaft, deren Alltag durch Flexibilität, multi-tasking und dem Zukauf von Dienstleistungen geprägt ist. Eine ‚zusammengeschrumpfte Haushaltstätigkeit' erfordert das Funktionieren der Struktur ‚Haushalt' wie eine Maschine.[47] Die Technisierung kann auch als Bedrohung durch den Modernisierungsprozess empfunden werden, dringt doch damit die kurzlebige Außenwelt mit ihren Lifestyles und Moden in den häuslichen Rückzugsbereich vor. Paradoxerweise wird sie jedoch genau dorthin ständig in Form neuer Geräte und Technologien vorgelassen.[48]

[45] DÖRPINGHAUS 1991, 18f
[46] vgl. MOLLENKOPF 1992, 147
[47] vgl. HOFFMANN 1992, 182
[48] vgl. UHLIG 1992, 94

Der Rationalisierung durch Technik sind Grenzen gesetzt, weil das Erledigen von Hausarbeit auch noch andere Aspekte als die reine Arbeitsleistung aufweist. Aufräumen und Reinigen des eigenen Haushaltes führt ständig zur Konfrontation der Besitzer/innen mit den zu versorgenden Dingen und damit verbundenen innerfamiliären Verhaltensweisen. Reparaturen oder Neuanschaffungen müssen erkannt, vermerkt und organisiert werden. Kleine Handlungen lassen gleichsam die gesamte Lebenssituation und Lebensführung über das Hab und Gut erfahren. So präsent zeigt der Haushalt durch die Beschäftigung damit auch ständig eventuelle Unzulänglichkeiten und Unzufriedenheit der eigenen oder familiären Lebensführung auf und wird somit zur Belastung.[49]

Es stellt sich die Frage, welches Niveau an technischer Ausstattung der einzelne Haushalt aufweisen soll, um eine rationelle Arbeitsweise zu ermöglichen, und ab wann es ökonomisch und auf den persönlichen Aufwand bezogen sinnvoller erscheint, materielle wie personelle und räumliche Ressourcen gemeinschaftlich zu nutzen.

Raumgestaltung als Rationalisierungsmaßnahme

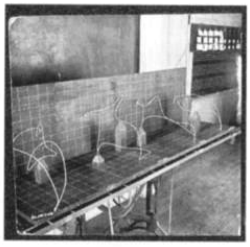


Abb. 19: Drahtmodelle von Arbeitsbewegungen. Lillian und Frank Gilbreth, 1912

Catherine Beecher und Harriet Beecher Stowe veröffentlichten bereits 1869 in den USA ihr Modell einer Idealküche für ein ‚Christian House' nach dem Vorbild kompakter Schiffsküchen. Ihrer Analyse zufolge würde die Hälfte der Zeit und Anstrengung in Küche und Esszimmer für die Bewältigung der Wege benötigt. Die Schlussfolgerung war die arbeitsökonomische Anordnung ohne isolierte Möbel, ohne Büffet oder großen Küchenschrank. Fortlaufende Arbeitsflächen entlang der Fensterwand, Wasserpumpen und die Möglichkeit zur Aufbewahrung unter den Arbeitsflächen (Schubladen, Kästen) oder an der Wand (Hängeborde) machten Beechers Modell zum Vorläufer der Einbauküche. Die Separierung des Herdes von der übrigen Küche mit einer Spülmöglichkeit war durch das offene Feuer begründet (Hitzeentwicklung). Definierte Arbeitsschritte wie Aufbewahrung, Zubereitung, Kochen und Reinigung bestimmten die Raumgestaltung.[50]

Christine Frederick verfasste 1913 in den USA den Ratgeber The New Housekeeping. Efficiency Studies in Home Management, der 1920/21 von Irene Witte ins Deutsche übertragen wurde (Die rationelle Haushaltsführung. Betriebswissenschaftliche Studien).[51]

[49] vgl. METHFESSEL 1988, 67f
[50] vgl. HANISCH/WIDRICH 1999, 25f
[51] vgl. ebd., 26f

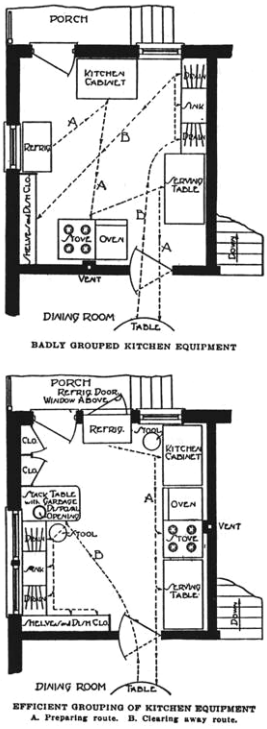


Abb. 20: Küche vor (oben) und nach (unten) der Optimierung. Christine Frederick, 1913

Fredericks Konzept orientierte sich an Taylor, der einen Arbeitsvorgang – nach der Zerlegung in möglichst kleine Einzelteile und der Messung der benötigten Arbeitszeiten mittels Stoppuhr – optimierte. Weiteren Einfluss auf ihre Arbeit hatten die Bewegungsstudien von Lillian und Frank Gilbreth. Die Rationalisierungsfachleute optimierten Arbeitsabläufe durch das Vermeiden unnötiger Bewegungen.[52] Das Versprechen Christine Fredericks an die Hausfrauen durch die Umorganisation von Arbeitsabläufen im Haushalt war mehr Freizeit. Betriebsähnliche Strukturen mit festen Tages- und Wochenplänen und eine dem Büro angepasste Normalisierung und Routine sollten die übliche Überlagerungen von Tätigkeiten im Haushalt auflösen. Das erwünschte Ideal war das planmäßige Hintereinanderschalten der Arbeiten.[53] Fredericks Analyse der Wegführung in der Küche durch Ganglinien-Grafiken war ein wichtiger Beitrag für Margarete Schütte-Lihotzky bei der Planung der ‚Frankfurter Küche'.

Bruno Tauts Wohnratgeber ‚Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin' erschien 1924. Er übernahm darin das System der Ganglinienanalyse von Frederick für die ganze Wohnung. Taut betätigte sich als Modernisierer, jedoch mit traditionellem Geschlechtsbild, das das allgemeine Verständnis der damaligen Zeit widerspiegelte. Er hielt an der Arbeitsteilung der Geschlechter fest, die der Frau die Sorge der Familienarbeit zuwies. Das parallele Absprechen von Individualität, Persönlichkeit und Kreativität „traf nicht auf Widerspruch – vieles davon entsprach dem Gedanken der unterschiedlichen ‚Geschlechtscharaktere', wie ihn auch die gemäßigte Frauenbewegung vertrat."[54]

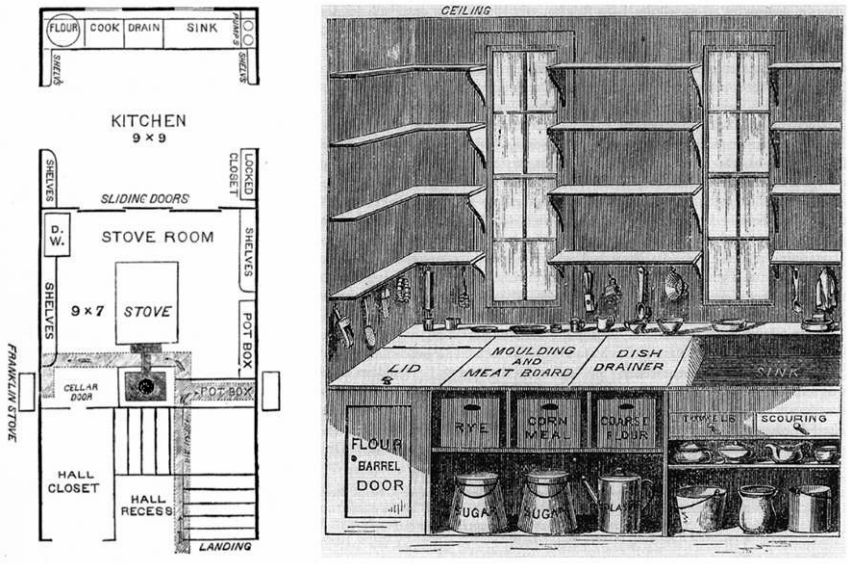


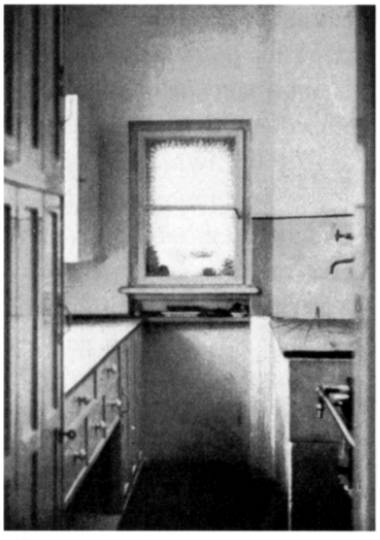
Abb. 21: Idealküche für ein ‚Christian House'. Catherine Beecher und Harriet Beecher Stowe, 1869

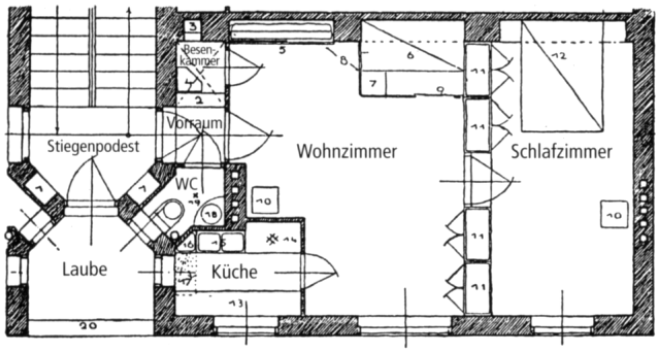
[52] vgl. MURPHY 1999, 54
[53] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 77

Abb. 22: *Der neue Haushalt*. Erna Meyer, 1927

Die bekannteste Veröffentlichung der deutschen Hauswirtschafterin Erna Meyer, ‚Der neue Haushalt', erschien 1927. Am Titelbild des ‚Wegweisers zu wirtschaftlicher Haushaltsführung' ist das Kind nur mehr im Hintergrund als ‚Störfaktor' der Frau im durchorganisierten Arbeitsplatz Küche zu sehen.[55] Meyers Zeitschrift ‚Neue Hauswirtschaft' hatte wesentlichen Einfluss auf die Anerkennung von Rationalisierungsmaßnahmen der Haus- und Küchenarbeit ab Mitte der 1920er Jahre im deutschsprachigen Raum.

Die deutsche ‚Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen' entwickelte für die Ausstellung ‚Die Ernährung' 1928 in Berlin verschiedene später überarbeitete Modellküchen unter Mitwirkung von Hausfrauenverbänden. Weitere einschlägige Ausstellungen folgten Ende der 1920er und Anfang der 1930er Jahre in zahlreichen deutschen Städten. Unter Anderem hielt die Wiener Architektin Ella Briggs Vorträge zu Rationalisierungsmaßnahmen in der Küche des Privathaushaltes.[56] Sie hatte 1925/1926 zwei kommunale Großwohnbauten für die Gemeinde Wien errichtet. In den späteren ‚Pestalozzihof' integrierte sie ein Ledigenheim mit 27 Einraumwohnungen und Gemeinschaftseinrichtungen.[57] In Berlin wurde die 3,9 m² große Wiener Kleinstküche von Anton Brenner vorgestellt, bekannt als „extremstes Wiener Wohnhausexperiment" (Wohnhausanlage Rauchfangkehrergasse, 1924-1925).[58]





1. Gasmesser, elektrischer Zähler
2. Kleiderablage
3. Müllschlucker
4. Kohlenkiste
5. Klappbett, hochgeklappt bei Tag
6. Klappbett, heruntergeklappt bei Nacht
7. Nachttisch, verbindet beide Paraventteile
8. Zweiteiliger Paravent
9. Stange mit Vorhang, schließt Bettnische ab
10. Ofen
11. Kastenwand
12. Zweischläfriges Ehebett
13. Küchentisch, darunter Küchenschrank
14. Gasherd
15. Kalt- und Warmabwasch, darüber Tropfbrett
16. Ausguss
17. Tropfbrett, beim Geschirrabwaschen
18. Waschtisch
19. Brause
20. Blumen

Abb. 23: Wohnhausanlage Rauchfangkehrergasse, Wien 15. Anton Brenner, 1924/25

[54] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 80
[55] vgl. TERLINDEN, Ulla/OERTZEN 2006, 81
[56] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 100
[57] vgl. FUCHS-STOLITZKA u. a. 2000, 39
[58] SPECHTENHAUSER 2006, 31

Die Trennung der Arbeit in der Küche vom übrigen Haushalt, um Arbeitsabläufe (ohne Kinderaufsichtspflicht!) rationell ausführen zu können, ließ dort eigentlich nur mehr Platz für eine Person. Ihre Freizeit sollte auch die Hausfrau im Wohnzimmer verbringen, daher gab es im Allgemeinen eine Präferenz für die Labor- und gegen die Wohnküche. Zum Teil beherrschten absolut unrealistische Vorstellungen über die Kinderbeaufsichtigung die Rezeption der neuen Küchen. Kinder sollten nach Ansicht männlicher Architekten durch die Durchreiche der Küchenkredenz hindurch beauf sichtigt werden. Dies erforderte eine gebückte Haltung oder ständige Arbeit direkt am Küchentisch hinter der Öffnung. Oft wurden Verbindungstüren oder –durchreichen ohnehin durch die Bewohner/innen verstellt und längere Wege über Vorräume in Kauf genommen, um komplett von der Küche abgetrennte Wohnzimmer nach bürgerlichen Vorbildern zu erhalten.[59]

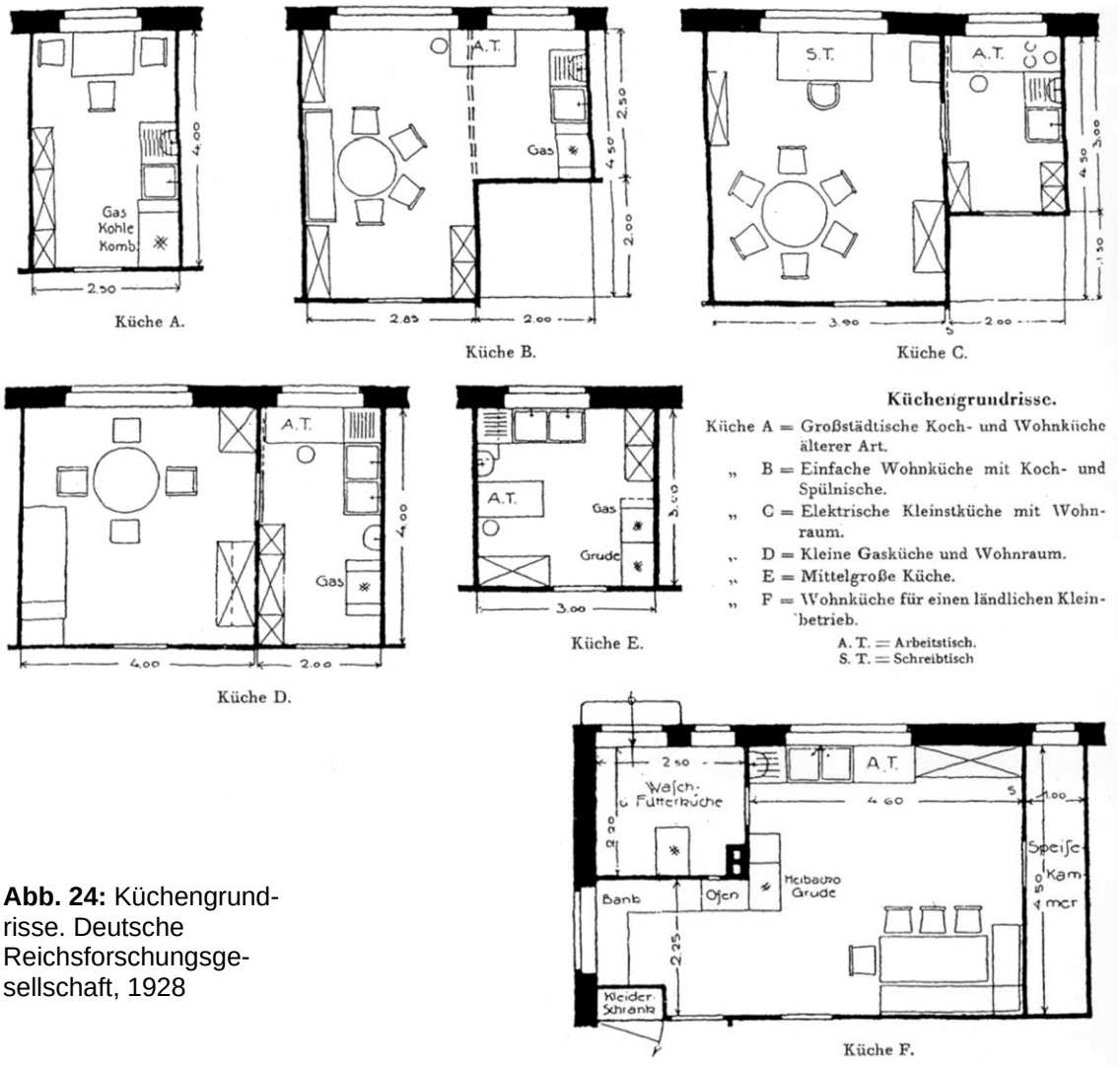


Abb. 24: Küchengrundrisse. Deutsche Reichsforschungsgesellschaft, 1928

[59] vgl. TERLINDEN, Ulla/OERTZEN 2006, 87f

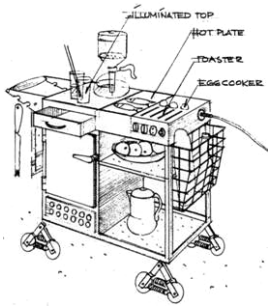


Abb. 25: *Combined Kitchen and Serving Wagon*. Ferdinand Kramer, New York 1941

Vielfach wurden die Initiativen von Frauen zur Verbesserung der Berufsbedingungen für Hausarbeit und der Küchenentwicklung generell unterschlagen (vgl. dazu Kap. 2.2 – ‚Männerprivilegien und deren Sicherung, Seite 64). In der Zwischenkriegszeit kam die Frau in (auch politisch links stehenden) Fachartikeln vielfach nur als ‚Erziehungsobjekt' vor. Beispielsweise hieß es zur Gestaltung der Arbeiterwohnung 1930: „… auch hier wurden die unaufgeklärten Hausfrauen zur ‚Mithilfe' aufgerufen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, dass es Frauen und ihre Organisationen gewesen waren, die die Wohnung als Arbeitsplatz der Hausfrau erst zum Thema gemacht und viele der […] empfohlenen Lösungen für Küche und Grundriss entwickelt hatten."[60] Sigfried Giedion verschwieg in ‚Die Herrschaft der Mechanisierung' 1948 alle weiblichen Einflüsse nach Christine Frederick auf die Architektur der Küche.[61]

Die Minimalküche

Abb. 26: Kochschrank ‚Hexer'. Erna Meyer/W. Schmidt, 1928

Als Sonderform können der ‚Mobile Haushalt' und der Kochschrank betrachtet werden. Die Küche auf Rädern, im klappbaren Kasten oder Container entstand nach dem Vorbild tragbarer Herde eines Graf Rumford aus dem 18. oder der Schiffs- und Zugküchen aus dem 19. Jahrhundert, die das Arbeiten auf kleinstem Raum erlauben.[62] Erna Meyer präsentierte 1928 einen Kochschrank für Ledigenwohnungen oder möblierte Zimmer namens ‚Hexer'[63].

Für das Boardinghaus auf der Ausstellung ‚Die Wohnung unserer Zeit' in Berlin 1931 (Deutsche Bauausstellung) entwarf Lilly Reich zwei von neun Wohnungen[64]: Eine Wohnung für ein kinderloses Ehepaar (53 m²) und eine Ledigenwohnung für eine Person (35 m²). Das Boardinghaus (von W. Schmidt u. a.) lagerte einige Bereiche der privaten Hauswirtschaft in Gemeinschaftseinrichtungen aus, z.B. gab es im Erdgeschoß ein Restaurant.

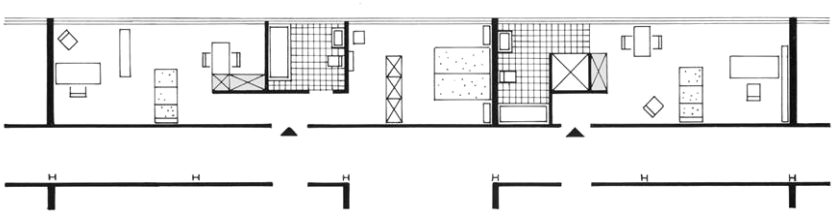


Abb. 27: Boardinghaus, DBA Berlin. Ehepaarswohnung (links) und Ledigenwohnung (rechts). Lilly Reich, 1931

[60] TERLINDEN/OERTZEN 2006, 119f
[61] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 92
[62] vgl. KRAMER 1992, 474ff
[63] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 97ff
[64] vgl. McQUAID 1996, 29

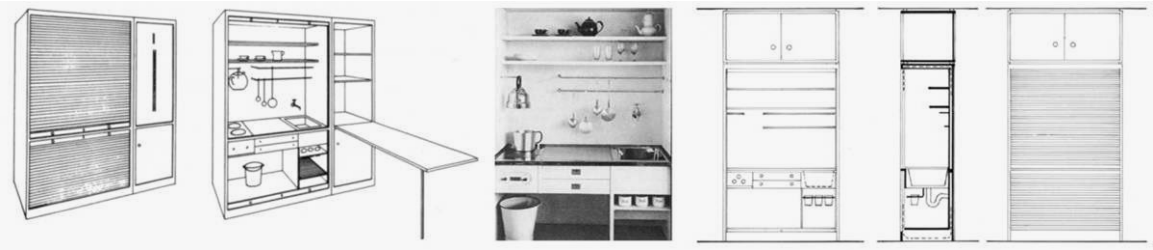


Abb. 28: Kochschrank im Boardinghaus, links Erweiterung mit Esstisch der Ehepaarswohnung. Lilly Reich, 1931

In den Wohnungen selbst befand sich nur eine Minimalküche. „Jede Wohnung besitzt einen kleinen elektrischen Kochschrank zur Bereitung eines warmen Imbisses, während die Bereitung der eigentlichen Mahlzeiten durch den Betrieb des Boardinghauses selbst erfolgend gedacht ist.“[65] Der Kochschrank (Ausführung Otto Kahn) enthielt zwei Elektrokochplatten und Abwasch mit Heißwasserboiler, dazwischen eine Arbeitsplatte und zwei Schubladen. Geschirr und Küchenutensilien wurden auf Regalbrettern oder hängend im Schrank verstaut, der mit einem Rollladen vollständig geschlossen werden konnte.[66] In der Ledigenwohnung bildeten Bad und Kochschrank als Block einen Eingangsbereich zur Einraumwohnung, in der Ehepaarswohnung war er als Raumteiler zwischen Essnische und Flur aufgestellt[67] und um ein Schrankelement mit klappbarem Esstisch erweitert. Nach dem Muster des Kochschranks entwarf Reich 1932 auch einen Aufbau-Küchenschrank aus einzeln verwendbaren Elementen für die ‚wachsende Küche’.[68]

Abb. 29: Boardinghaus, DBA Berlin. Ansichten Ehepaarswohnung (links) und Ledigenwohnung (rechts). Lilly Reich, 1931

Heute wird die mobile Küche als Optionsmöbel einer Gesellschaftsschicht betrachtet, die nicht mehr mit den Mühen der täglichen Familienversorgung kämpfen muss, sondern Kochen als letzten Zubereitungsschritt von Fertignahrung oder als Hobby sieht. „Die Kleinküche auf Rädern, der Küchenwagen […] ist die fortgeschrittenste Vision des modernen Möbels, das sich nicht

[65] GÜNTHER 1988, 27
[66] vgl. GÜNTHER 1988, 28
[67] vgl. GÜNTHER 1988, 35f
[68] vgl. GÜNTHER 1988, 52

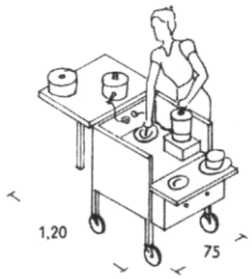


Abb. 30: Küchenwagen. Neufert, Bauentwurfslehre, 1941

aufdrängen, geschweige denn geliebt oder gehaßt werden will, sondern nur teilnahmslos wartet, bis es gebraucht wird.“[69]

Das ‚Küchen-Taxi’ der Firma Mirabella von 1968 wurde im Einbauschrank geparkt und stand als mobiler Vorratsschrank und Arbeitsfläche zur Verfügung.[70] Die Entkörperlichung (‚Licht statt Lampen’) und Entmaterialisierung als „Losung der klassischen Moderne läßt sich sogar bis heute verkaufen […]. So auch die fahrbare Küche für die Büros der Kreativen, die auf keiner Designermesse fehlt.“[71] Die moderne Version einer (zum Teil) mobilen Küche entwickelten Coop Himmelb(l)au mit der Küche *Mal-Zeit* 1987/1990 für EWE-Küchen/Wels. Dabei scheint jedoch mehr das inszenierte Kochen als Freizeitgestaltung und nicht die tägliche Familienversorgung im Mittelpunkt zu stehen.[72]

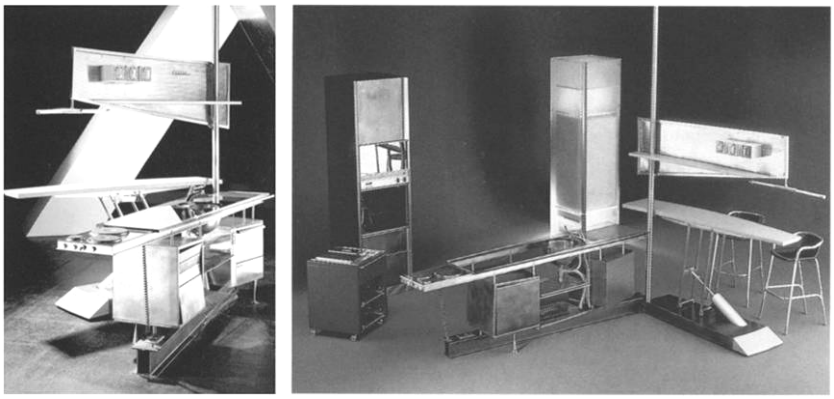


Abb. 31: *MAL-ZEIT* von EWE-Küchen. Coop Himmelb(l)au, 1987/90

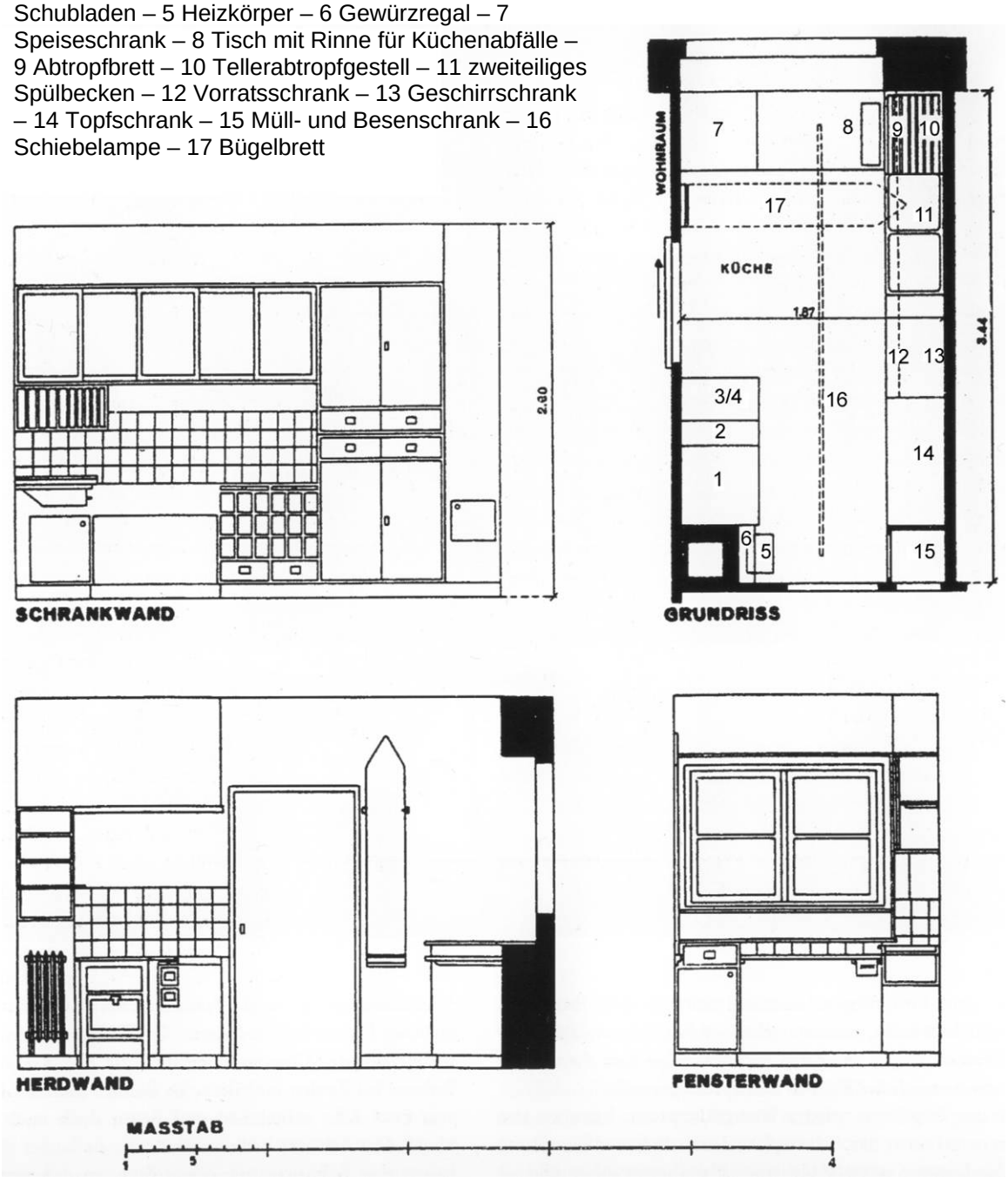
[69] UHLIG 1992, 94
[70] vgl. BLIMLINGER 2002, 136f
[71] UHLIG 1992, 94
[72] vgl. HANISCH/WIDRICH 1999, 46

Die Frankfurter Küche

Einen wesentlichen Beitrag zur Rationalisierung der Küche leistete die aus Wien stammende Architektin Margarete Schütte-Lihotzky (1897-2000). 1927 präsentierte sie ihre ‚Frankfurter Küche' auf Grundlage der Griff- und Schrittersparnis (Ausstellung in Frankfurt: ‚Die neue Wohnung und ihr Innenausbau', Ausstellung in Stuttgart: ‚Die Wohnung'). Die ‚Frankfurter Normalküche' für den Haushalt ohne Dienstboten wurde im ‚Neuen Frankfurt' ca. 10.000-mal in Siedlungshäuser und Wohnungen eingebaut. Schütte-Lihotzky, am

Abb. 32: *Frankfurter Küche*. M. Schütte-Lihotzky, 1926

1 Herd – 2 Stellfläche/Schubladen – 3 Kochkiste – 4 Schubladen – 5 Heizkörper – 6 Gewürzregal – 7 Speiseschrank – 8 Tisch mit Rinne für Küchenabfälle – 9 Abtropfbrett – 10 Tellerabtropfgestell – 11 zweiteiliges Spülbecken – 12 Vorratsschrank – 13 Geschirrschrank – 14 Topfschrank – 15 Müll- und Besenschrank – 16 Schiebelampe – 17 Bügelbrett



Stadtbauamt Frankfurt mit Ernst May tätig, hatte die Arbeitsprozesse des Küchenalltags analysiert und den Raum anschließend nach den einzelnen Schritten perfekt organisiert. Raum und Kräfte sparend war jeder kleinste Arbeitsschritt durchgeplant, die Ausführung orientierte sich an den theoretischen Arbeiten von Christine Frederick und Erna Meyer. Einbaumöbel als Vorläufer der ‚Einbauküche', die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa durchsetzte, hielten die Küche schmal (304 x 196 cm) und nützten den verfügbaren Platz optimal aus.

Abb. 33: Haarer-Schütte. Kooperation Haarer und M. Schütte-Lihotzky, 1926

Alle Möbel standen auf einem Betonsockel, waren blau gestrichen (Fliegenabwehr) und ermöglichten bzw. bedingten zahlreiche Arbeiten im Sitzen (vgl. die Tiefe der Abwaschbecken). Hängeschränke, ein nach außen belüfteter Speiseschrank und ein auch zum Vorraum hin zu öffnender Besenschrank ergänzten die vor dem Fenster angeordnete Arbeitsfläche. Diese war mit einer Öffnung versehen, durch welche Abfälle in den darunter hängenden herausziehbaren Schubbehälter entsorgt werden konnten. Die Fensterflügel waren so hoch stehend, dass auch bei benutzter Arbeitsfläche gelüftet werden konnte. Durchdachte Produkte entstanden durch eine enge Zusammenarbeit mit der Industrie wie z.B. der Küchenmöbelfirma Haarer. Mit ihr entwickelte Schütte-Lihotzky eine große Anzahl an Schütten für lose abgefüllte Lebensmittel (z.B. waren jene für Mehl als Schutz gegen Mehlwürmer aus Eichenholz gefertigt). Die Deckenlampe war, an einer Schiene hängend, im Raum nach Bedarf verschiebbar. Neben dem Herd befanden sich ein Zentralheizkörper und eine Kochkiste zur energiesparenden Nahrungszubereitung. Gewürzregal, ein klappbares Bügelbrett und eine Abtropfvorrichtung ergänzten die Ausstattung.

KÖRPER GRÖSSE DER FRAU IN METER	GEEIGNETE HÖHE DER ARBEITSFL. IN METER	KÖRPER GRÖSSE DER FRAU IN METER	GEEIGNETE HÖHE DER ARBEITSFL. IN METER
1, 47	0,68	1, 645	0,772
1, 495	0,69	1, 67	0,785
1, 52	0,71	1, 695	0,798
1, 545	0,722	1, 72	0,812
1, 57	0,735	1, 745	0,825
1, 595	0,74	1, 77	0,837
1, 62	0,76	1, 80	0,85

RICHTIGE ARBEITSHÖHE BEIM GERINGSTEN KRAFTAUFWAND DER ARME FÜR VERSCHIEDEN GROSSE FRAUEN

Abb. 34: Tabelle für die richtige Arbeitshöhe beim geringsten Kraftaufwand der Arme für verschieden große Frauen. M. Schütte-Lihotzky, 1927

Die Küche war optimal auf die Nutzung durch eine Person, und zwar der Hausfrau, zugeschnitten.[73] Die Kritik wurde dann auch an der Schmalheit der Küche festgemacht, die den Aufenthalt mehrerer Personen oder Verrichtung anderer Tätigkeiten als der vorgesehenen erschwerte.[74] Zum Zweck der Kinderbeaufsichtigung im Nebenraum blieb die Schiebetür meist offen, wodurch der Vorteil der Absonderung von Küchengerüchen aus dem Wohnraum aufgehoben wurde. Die Architektin verwies hingegen auf die Dunstabzugshaube.[75]

[73] Zu einer detaillierten Beschreibung der Benutzung siehe „Die Frankfurter Küche" von Joachim Krausse sowie „Frankfurter und Stuttgarter Küchen auf der Werkbundausstellung ‚Die Wohnung 1927' in Stuttgart" von Franz J. Much, beide in ANDRITZKY 1992.
[74] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 89ff
[75] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 85

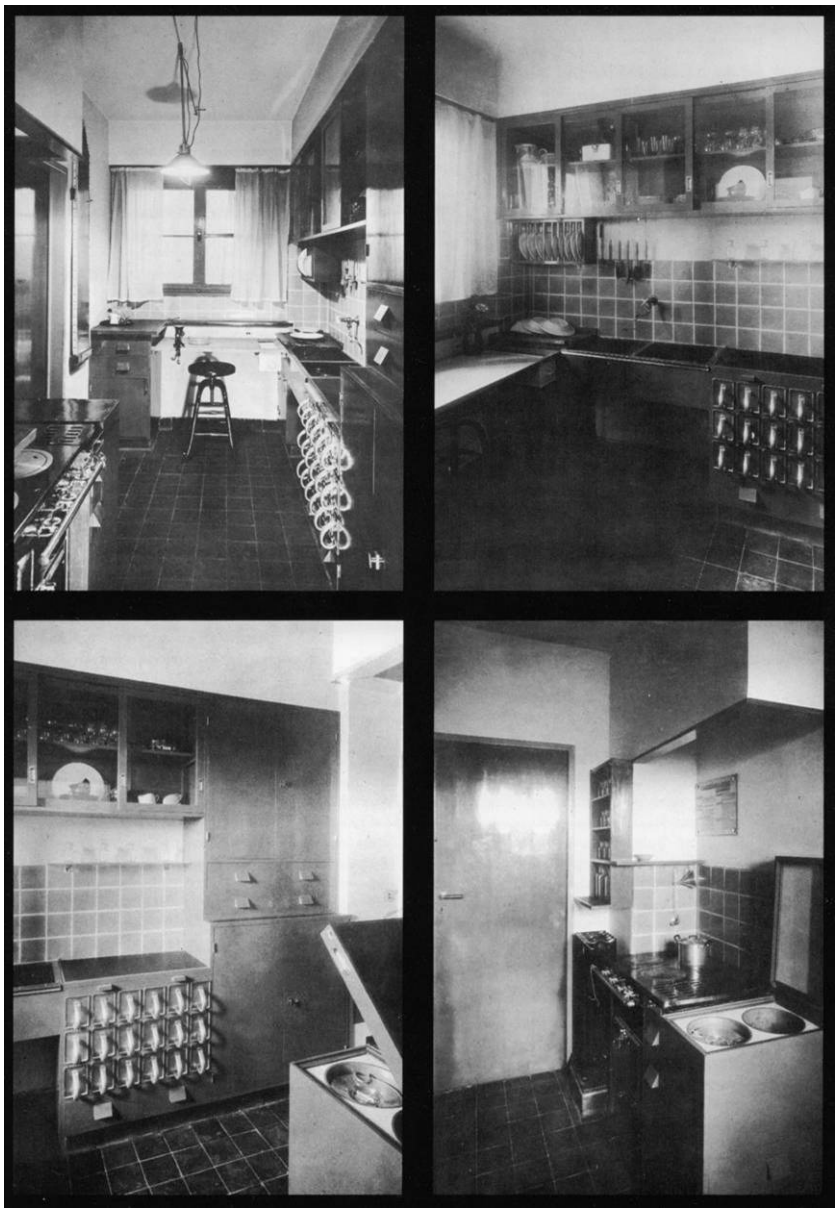


Abb. 35: *Frankfurter Küche*. Ansicht vom Vorraum – Spülecke – Schütten u. Schrank – Herd (o. l. bis u. r.). M. Schütte-Lihotzky, 1926

Die Propagierung des ‚Neuen Wohnens' in Frankfurt erfolgte durch eine umfangreiche Kampagne. Die Präsentation der Frankfurter Küche wurde als Aufklärung der Bevölkerung und der Politik verstanden. In Filmvorführungen, Ausstellungen, Demonstrationsbauten auf Messen mit Bedienungsanleitung über dem Herd, Vorträgen, Radiosendungen etc. wurde die Küche wie eine neue Maschine präsentiert und diskutiert. Der Verkleinerung der Wohnung und der Küche (im Vergleich zu bürgerlichen Standards) aufgrund ökonomischer Zwänge der 1920er Jahre (Förderrichtlinien, Wirtschaft) wurde der hohe technische Komfort der neuen Bauten entgegengehalten. Der durchschnittliche Weg für den komplexen Arbeitsprozess der Nahrungszubereitung betrug in der

Abb. 36: Bildsequenzen aus dem Film ‚Arbeitssparende Haushaltsführung durch Neues Bauen' am Bsp. der Frankfurter Küche. Paul Wolff, 1927

Frankfurter Küche nur mehr ein Drittel des Weges herkömmlicher Küchen.[76]

Die Kontroverse *Laborküche* gegen *Wohnküche*

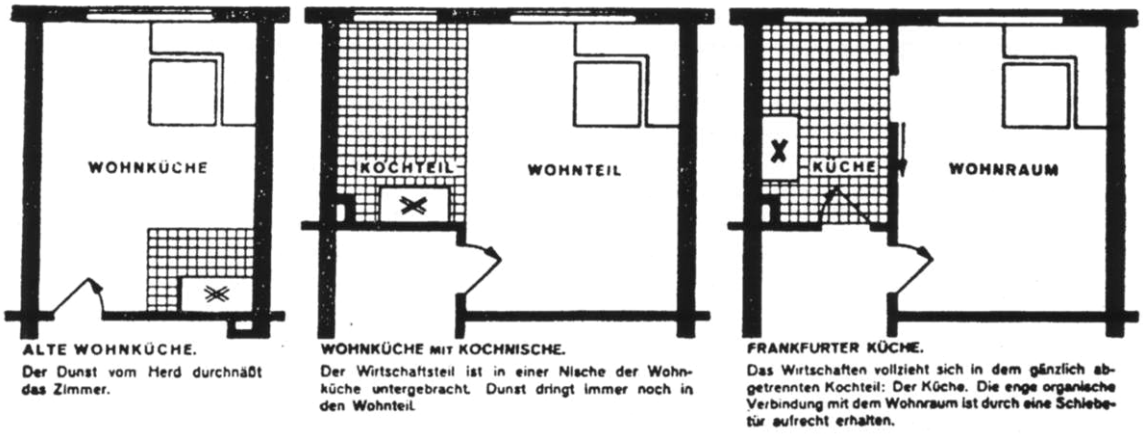
Hinter der Debatte um eine große Wohn- oder eine kleine Arbeitsküche in den 1920er Jahren stand die Forderung nach der Trennung von (Küchen-)Arbeit und Wohnen im Hintergrund. Offensichtlich ging es vor allem um den Schutz des Mannes, der den Wohnraum als Gegenwelt zur Erwerbsarbeit nutzte. Das Privileg

[76] vgl. KRAUSSE 1992b, 100ff

der Verfügung von Freizeit daheim, getrennt vom Arbeitsplatz, blieb der Hausfrau verwehrt, die immer zu tun hatte, meist für andere Familienmitglieder.[77] „Der Blickwinkel der allein wirtschaftenden Hausfrau und Mutter, die Küchenarbeit, Kinderbeaufsichtigung und vielleicht auch ganz einfach Kommunikation mit den übrigen Familienmitgliedern mit ihrer Küchenarbeit vereinbaren musste und wollte, kam in diesen Überlegungen nicht vor.“[78]

Schütte-Lihotzky, die in ihren Arbeiten für die Wiener Siedler-Bewegung Anfang der 1920er Jahre auch Wohnküchen entworfen hatte, begründete dies mit der ökonomischen Situation zur damaligen Zeit – meistens war nur eine Feuerstelle beheizbar. Später, mit Elektrizität, Zentralheizung und Gasherd, wurde dieser Raum im besten Fall zu einer ‚Essküche’, daneben wurde das Wohnzimmer zum Standard. Daher war die ‚Arbeitsküche’ oder der ‚Kochteil’, wie die Frankfurter Küche in der Planungsphase bezeichnet wurde, der echten Wohnküche vorzuziehen.[79] Die Laborküche wurde von Schütte-Lihotzky also als evolutionäre Weiterentwicklung der Wohnküche betrachtet.

Abb. 37: Entwicklung der *Frankfurter Küche*. M. Schütte-Lihotzky, 1926/27



Erna Meyer versuchte in ihrem Entwurf der ‚Münchner Küche’ die räumliche Trennung von Arbeitsbereich und Wohnbereich aufzuheben, indem sie eine halbhoch verglaste Wand zwischenschaltete. Die modernisierte Wohnküche war mit einem offenen Durchgang in der Zwischenwand versehen und bildete eine Raumeinheit. Trotzdem wurde die Wohnküche im zeitgenössischen Diskurs der 1920er Jahre (u. a. Ludwig Hilberseimer, Hugo Häring) vielfach mit Rückständigkeit und Vorkriegsmentalität verbunden, dieser Vorwurf spielte auch im polarisierenden Kampf um Mitbestimmung im Wohnungsbau zwischen (weiblich dominier-

[77] vgl. TERLINDEN, Ulla/OERTZEN 2006, 64f
[78] TERLINDEN/OERTZEN 2006, 65
[79] vgl. KRAUSSE 1992b, 106ff

ten) Hausfrauenorganisationen und (männlich dominierten) Architekten eine große Rolle.[80] Dazu kam die Präferenz nach Gesellschaftsklassen: Die proletarische Wohnküche stand gegen die bürgerliche Arbeitsküche mit eigenem Wohnzimmer. Gegen fortschrittliche Theorien standen in der Realität starre Rollenbilder: „Vor allem etliche Männer wollten von Küchen- und Hausarbeit weder etwas sehen noch riechen müssen.“[81]

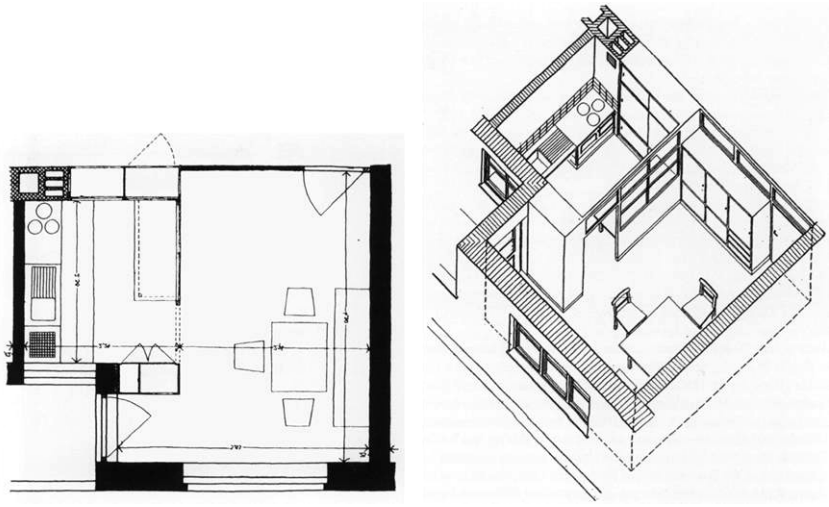


Abb. 38: *Münchner Küche*. Erna Meyer, 1928

Die ‚Stuttgarter Küche’ von Erna Meyer und Hilde Zimmermann wurde ebenfalls 1927 in Stuttgart in zwei Versionen präsentiert (Stuttgarter Kleinküche für eine Person, Große Stuttgarter Küche für Hauspersonal). Hierbei waren die Möbel der Arbeitsküche aus einem Modulkatalog wählbar und nach Bedarf vorzugsweise über Eck anzuordnen, z.B. für eine Kochnische im Wohnraum.[82]

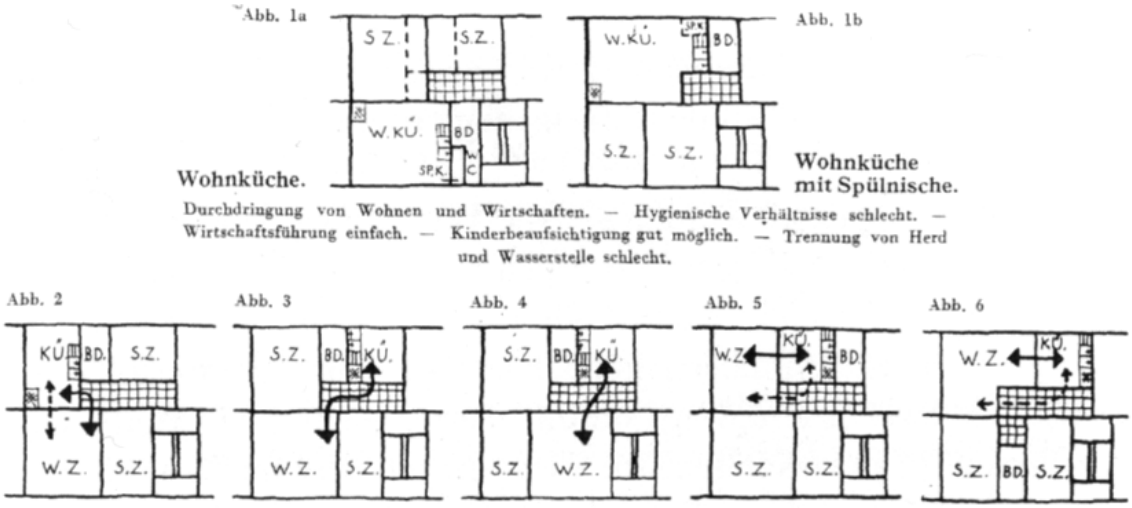
> „Anlässlich der Gegenüberstellung von Einbauküche (Frankfurter Küche) und Ladenküche, aus im Laden erhältlichen (möglichst genormten) Möbeln, verwiesen Meyer und Zimmermann bereits auf das Fernziel, der Entwicklung von genormten Möbelelementen für Einbauküchen, die sich die BewohnerInnen dann nach Bedarf selbst zusammenstellen könnten – so, wie es uns heute selbstverständlich ist.“[83]

Joachim Krausse weist auf einen Widerspruch in der Diskussion um Küchentypen in den 1920er Jahren hin. Am Beispiel der Studien zur Frankfurter Küche wird die Kontroverse Wohnküche – Arbeitsküche deutlich. Bei der Analyse von Ganglinien in ‚alten’ Küchen und ‚neuen’ Küchen wurde als ‚neue’ stets die Arbeits-

[80] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 85ff
[81] TERLINDEN/OERTZEN 2006, 88
[82] vgl. HANISCH/WIDRICH 1999, 30f
[83] TERLINDEN/OERTZEN 2006, 92f

oder Laborküche bezeichnet, wie eben z. B. die Frankfurter Küche. Die ‚alte' oder ‚herkömmliche' Küche bezeichnete meist in ihrer sinnentleerten Anordnung von Einzelmöbeln in einem großen Raum, wo der Essplatz fehlte, die bürgerliche Küche, die von oder mit Hilfe von Personal bewirtschaftet wurde und später eine allein tätige Person, die Hausfrau, überfordern musste. Für diesen Raumtyp lagen auch Ganglinienanalysen und Wegediagramme vor, die unwirtschaftliche Arbeitsweisen aufzeigten. Meist wurde in der Diskussion die ‚alte' Küche aber nicht als bürgerliche Küche verstanden, sondern als Typus der weitaus häufiger vorkommenden Wohnküche. Die ländliche und proletarische Wohnküche jedoch beherbergte eine viel komplexere Überschneidung mehrerer und verschiedenartiger Funktionen auf relativ kompaktem Raum. Daher konnte die Wohnküche gar nicht direkt im Kampf um kurze Wege mit der modernen Arbeitsküche konkurrieren, sondern ist neben ‚alter' bürgerlicher Dienstbotenküche und ‚neuer' Arbeitsküche mit Laborcharakter als eigenständiger Wohntyp zu betrachten.[84]

Abb. 39: Studie zur Anlage der Küche im Wohnungsverband. Dt. Reichsforschungsgesellschaft, 1930



Die emotionale Aufladung des Begriffes *Heim* im Nationalsozialismus führte zur verbindlichen Rückkehr der Wohnküche als Zentrum des Hauses. Hausfrauenorganisationen fürchteten um den Verlust von arbeitserleichternden Errungenschaften und setzten immerhin die offizielle Anerkennung einer leichten räumlichen Trennung von Kochen und Wohnen nach dem Muster der Münchner Küche durch.[85]

Im Wiederaufbau nach 1945 kam es Dank entsprechender Werbung endgültig zum Vorherrschen der reinen Arbeitsküche im

[84] vgl. KRAUSSE 1992b, 104f
[85] vgl. HANISCH/WIDRICH 1999, 34

deutschsprachigen Raum, die vor allem den Massenwohnungsbau bis in die 1970er Jahre prägte. Die Küchenplanung mit zunehmender technischer Ausstattung orientierte sich wie das gesamte Lebensgefühl der 1950er und 1960er Jahre am Lebensstil der USA. Die Einbauküche hielt als ‚Amerikanische Küche' Einzug in Europa.[86]

1.3 Die aktuelle Küche

Die Rückkehr der Wohnküche, offene Küchen

Die Laborküche herrschte vor allem im sozialen Wohnbau bis in die 1970er Jahre als dominantes Modell vor, doch der gesellschaftliche Wandel im Zuge der 1968er-Bewegung beeinflusste auch die Küchendebatte. Ab Ende der 1960er Jahre wurde die sterile Laborküche kritischer betrachtet und den auf ewig fixiert scheinenden Arbeitszeilen Sitzgruppen und zweifelhafte Ausstattungen in ‚wohnlichen' Materialien hinzugefügt – die ersten Vorläufer der ‚Landhausküche' im rustikalen Stil entstanden. Die Rückkehr der Wohnküche als relevantes Modell war mit einer Aufwertung des Kochbereiches im Kanon alltäglicher Hausarbeiten verbunden. Die zunehmende Öffnung der Küche zum Wohnraum hin führte zum Aufbrechen fixer Tätigkeitszuschreibungen an den Raum. Abseits der durch die technische Ausstattung vorgegebenen Möglichkeiten lassen sich wieder andere – auch soziale – Verrichtungen im Küchenbereich in angemessener räumlicher Qualität erledigen.[87] Die Flexibilität in der Raumgestaltung und beim Wohnungswechsel nimmt weiter zu. Eigenständige Möbel rücken vermehrt an die Stelle der Einbauküche, um bei Bedarf nach dem Vorbild der ‚Ladenküche' der 1920er Jahre ergänzt oder

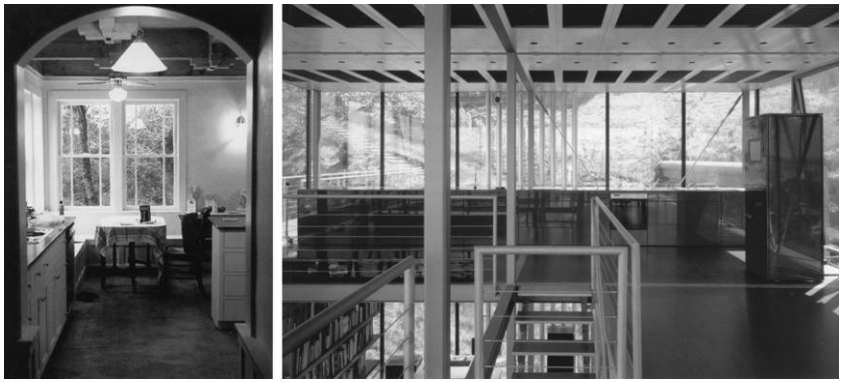


Abb. 40: ‚Successful kitchen': Christopher Alexander, 1995 (links);

Haus *R128*. Werner Sobek, 1999-2000 (rechts)

[86] vgl. BLIMLINGER 2002, 131f
[87] vgl. BLIMLINGER 2002, 137ff

neu gruppiert zu werden.

Zwei prototypische Küchenstile finden sich an den Extrempolen der ‚traditionell-romantischen' Küchen im Stile eines Christopher Alexander einerseits (*Eine Muster-Sprache*, siehe Kap. 5.1, Seite 142) und der ‚nüchtern-modernen' Küche des durchtechnisierten Hauses *R128* von Werner Sobek (Stuttgart 1999-2000) andererseits. Beide Küchentypen werden heutzutage beworben und verkauft, das Zielpublikum variiert je nach Einstellung, Einkommen und Alter. Das bedeutet wiederum, dass der/die Einzelne seine Präferenzen im Laufe des Lebens ändert und von der modernen Küche im Alter in die traditionelle wechselt.[88]

Küchennutzung heute…

Die gesellschaftlichen Erwartungen legen der Frau auch heute noch nahe, in die Rolle der perfekten Hausfrau zu schlüpfen, unabhängig von weiteren mehrfachen Belastungen wie beispielsweise Berufstätigkeit. Die Erfüllung der mit den Erwartungen verbundener Klischees wird heute zunehmend unmöglich. Die Adaptierung weiblicher und vor allem männlicher Verhaltensweisen im Lebensalltag findet langsamer statt als die Anforderungen durch geänderte Standards der Lebensrealität vorgeben. So wird die technisch perfekte Einbauküche zur Schaubühne, die in Inszenierungen für Gäste als traditioneller Arbeitsplatz hoch qualifizierter Frauenarbeit bespielt wird.[89] Die Bedeutung dieser Arbeit, sei es im stressigen Familienalltag oder als feiertägliches Ausnahme-Zeremoniell, wurde und wird jedoch generell nicht entsprechend gewürdigt, wie die Situierung der Küche im Raumgefüge von Wohnungen der letzten Jahrzehnte zeigt. „Daß die Küche, einmal Zentrum des Hauses, immer kleiner geworden und im Hausgefüge in Randlagen abgedrängt worden ist, dürfte eigentlich ein bedeutsamer Hinweis auf einen Wohnverlust insgesamt sein."[90]

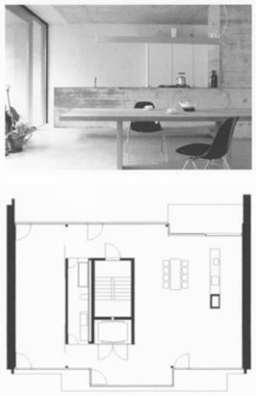


Abb. 41: Lofthaus: Freistehender Küchenblock als Betonskulptur. Buchner Bründler Architekten, Basel 2000

Demgegenüber steht die Rückkehr der Küche in den Mittelpunkt der Wohnung. Sie ist nicht mehr ‚heimliches Zentrum', sondern wurde von den Architekt/inn/en „schon in den achtziger Jahren als selbständige[r] Raum abgeschafft."[91] Offen Wohn-Koch-Essgrundrisse bestimmen zunehmend die Wertigkeit des Kochens auch als soziales Element.

[88] vgl. KÄHLER 2006, 77ff
[89] vgl. KRAUCH 1977, 133
[90] HOFFMANN 1992, 185
[91] VOLLENWEIDER 2006, 18

Was die Art und Weise betrifft, wie mit der Küche als technisch ausgestattetem Arbeitsplatz umgegangen wird, können weite Kreise der Bevölkerung heute grob zwischen vier diesbezüglichen Modellen wählen.

1. Verzicht auf die Anschaffung von Technik, Bezug aller entsprechenden Dienstleistungen vom Markt.
2. Überwiegend handwerkliche Bewerkstelligung des Haushaltes (mit Messer und Brett).
3. Anschaffung von Technik, eigene Ausführung aller Funktionen im Haus.
4. Anschaffung von Technik, darüber hinaus aus Bequemlichkeit aber meist Bezug der entsprechenden Dienstleistungen vom Markt.[92]

Abb. 42: Tätigkeiten in der Küche, 1995

Anteile der Befragten, die diese Tätigkeit in der Küche ausführen		
kochen/Mahlzeitenzubereitung	97%	am meisten verbreitet
frühstücken	83%	
außerhalb der Mahlzeiten reden	83%	
zu Abend essen	79%	
zu Mittag essen	79%	
Radio/Musik hören	75%	
Zeitungen/Zeitschriften lesen	67%	
reparieren	59%	
Schreibangelegenheiten erledigen	52%	
Flick- und Bügelarbeiten	51%	
Wäsche waschen/trocknen/falten	44%	
Schuhe putzen/pflegen	38%	
Hobbys nachgehen	38%	
Bücher lesen	34%	
telefonieren	33%	
mit Kindern spielen	29%	
Spiele unter Erwachsenen	26%	
Schulaufgaben	19%	am wenigsten verbreitet
Prozentsumme	986%	

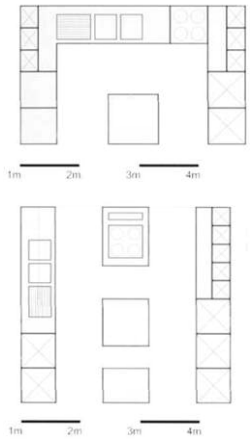


Abb. 43: Küche mit Kochinsel. Otl Aicher, 1982

Da in der Wohlstandsgesellschaft, trotz aller möglichen (temporären) Zwischenformen der vierte Typ besonders oft anzutreffen ist, scheint die Verfügbarkeit eigener Geräte eine beruhigende Wirkung auf deren Besitzer/innen zu haben. Möglicherweise zeigt sich hier ein weiteres Mal die Tendenz, zunehmend flexibel auf Situationen des Alltags reagieren können zu müssen. Nach einer Studie von 1989 nutzte ein Drittel der Befragten die Küche (ohne Wohn-Ess-Bereich) auch für andere Tätigkeiten als ‚Kochen' im weitesten Sinne.[93] Die Multifunktionalität des Raumes scheint also auch bei monofunktional geplanten Küchen Teil der Lebensrealität zu sein und bedarf entsprechender Anpassungen in Größe und Einrichtung, um Konfliktsituationen zu vermeiden. Die Einflüsse von Architekt/in, Bauplaner/in, Küchenmöbelfirmen, Gerätefirmen,

[92] vgl. KRAUCH 1977, 134
[93] vgl. SILBERMANN 1998, 131f

Bauherr/in und Nutzer/in müssen trotz teilweise unterschiedlicher Interessen und Zielsetzungen koordiniert werden.[94]

Abb. 44: Kücheninsel nach Otl Aichers Entwurf

Im Gegensatz dazu steht die Stilisierung der Küche als inszenierter Ort der Freizeit. Ritualisiertes Kochen als Selbstentfaltung für die von täglicher Menüplanung befreiten Berufstätigen wird zur Gegenwelt der Erwerbsarbeit und zum Zitat ehemals alltäglicher Hausarbeit. Otl Aichers Küche[95], entstanden um 1982 nach einer Studie für den Küchenhersteller bulthaup, rückt den Prozess der Nahrungszubereitung als gemeinschaftliche Handlung in den Mittelpunkt des Zusammenlebens. Die Kochinsel als Zentrum symbolisiert die Wiederbelebung der Kulturtechnik des Kochens. Grundtätigkeiten, Greifraum und soziale Beziehungen bestimmen die Anordnung von Möbeln und Geräten. Die Gestaltung des Küchenraumes/-bereiches wird nicht mehr von ökonomischem Mangel geprägt wie zu Frankfurter-Küche-Zeiten.

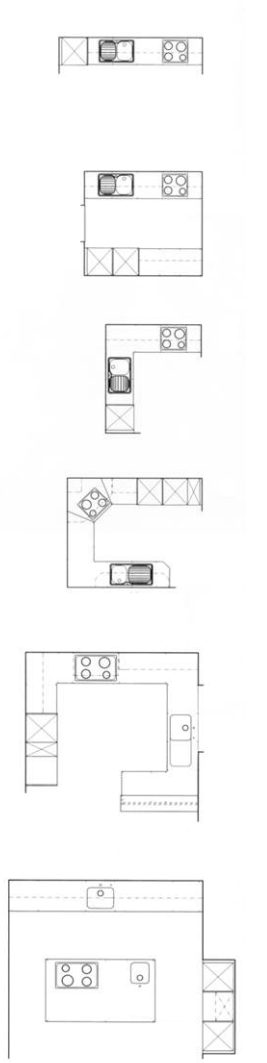


Abb. 45: Küchentypen

Auch das Essen nimmt heute einen anderen Stellenwert ein als in früheren Zeiten.[96] Die Position im Zentrum der sozialen Beziehungen, tradiert durch das tägliche Ritual der gemeinsamen Mahlzeiten, hat der Esstisch längst aufgegeben. Eine gemeinsame Mahlzeit war ohnehin für viele Familien nur sonntags möglich, unterschiedliche Essenszeiten weit verbreitet. Gerade im Bereitstellen von Nahrung, im Warmhalten und Warmmachen von Essen für den/die Heimkehrende/n liegt ein Übergangsritual, das nicht ohne weiteres in rationalistische Strukturen gezwängt werden kann.[97] Die technischen Möglichkeiten moderner Küchen sowie die einfache Verfügbarkeit vorgefertigter Nahrung verändern den Stellenwert des Essens in der Familie und ähnlichen Sozialstrukturen. Die Möglichkeiten erstrecken sich neben der Verwendung von Halbfertig- und Fertigprodukten bzw. -gerichten der Lebensmittelindustrie auch auf die Option, auswärts zu essen. Die Produktion und die Konsumation von Nahrung benötigt immer weniger finanzielle wie soziale Ressourcen des Haushaltes. Die durchschnittlichen Ausgaben für Lebensmittel, inkl. des Essens auswärts, haben sich für einen vierköpfigen Arbeiterhaushalt von 50% des Einkommens in den 1930er Jahren auf 20% in den 1980er Jahren reduziert. Das Essen als einst zentrales und gemeinschaftsbildendes Ritual im Haushalt wird weiters zur Begleiterscheinung des Alltags reduziert. Gegessen wird nach individuellen Bedürfnissen, wann und wie auch immer.[98] Der Anreiz, die eigene Küche zu benutzen, sinkt also scheinbar. Fraglich ist, ob die Zuständigkeit für die Nahrungszubereitung durch diese Änderungen gleichmäßi-

[94] vgl. KESSELRING 2006, 114f
[95] vgl. AICHER 2005
[96] zum Wandel von Ess- und Alltagskultur vgl. METHFESSEL 2004
[97] vg. OSTNER 1988, 92ff
[98] vgl. HOFFMANN 1992, 182f

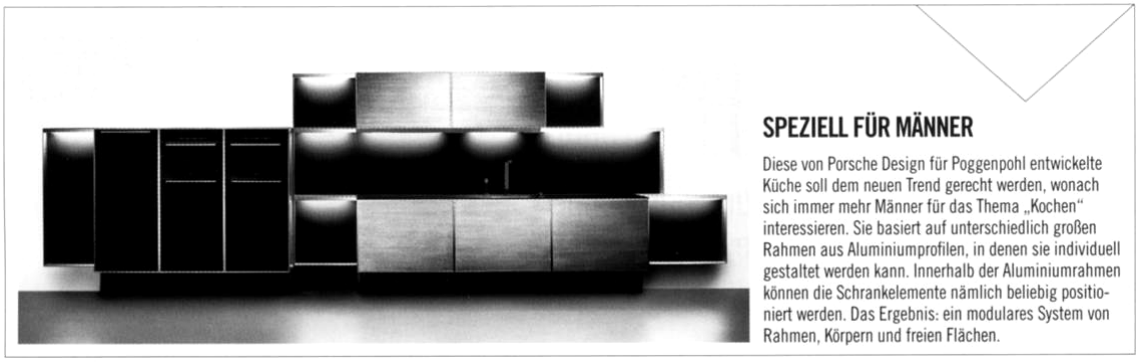


Abb. 46: Die Küche ‚speziell für den Mann' muss natürlich von Porsche sein und Assoziationen an Helden und ölverschmierte Automotoren wecken. Aus einer Wohnzeitschrift, Österreich 2008

ger auf alle Mitglieder der Familie verteilt wird.[99] Auch wenn sich immer mehr Männer als ‚Hobbyköche' betätigen und so scheinbar nicht mehr nur in der Spitzengastronomie Nahrungsendprodukte fabrizieren (können) – wie wird die alltägliche Routine gestaltet, und vor allem: von wem? Schon das Wort *Hobbykoch* befreit vom Zwang der tagtäglichen Küchenarbeit unter Zeitdruck, in multitasking-Manier andere Tätigkeiten einbeziehend. ‚Hobbykoch' – da schwingt ‚Freizeit', ‚Müßiggang' und vor allem ‚Freiwilligkeit' mit.

… und Küchennutzung morgen

Seit mehreren Jahrzehnten bestimmt die Zukunftsvision des ‚Intelligenten Hauses' mit ferngesteuerter Automatik und selbst denkenden, vernetzten Geräten die Debatte um den aktuellen Stellenwert der Küche. Der Vorläufer des ‚Smart House' war die Cockpitküche der 1960er und 1970er Jahre (in Visionen bereits in den 1940ern entstanden). Luigi Colani erdachte 1969/70 die nie in Serie verwirklichte Küche als Raumkapsel, die die Frau mit höchstentwickelter Technik ausstattet, sie jedoch absondert und

[99] vgl. HANISCH/WIDRICH 1999, 42ff

abschließt. Die Kugelküche *experiment 70* für Poggenpohl ist „…eine Raumkapsel, eine Form, die darauf schließen läßt, daß hier Angst vor der Frau signalisiert wird. Deshalb steckte man sie in einen festumschlossenen Container.“[100]

Abb. 47: Kugelküche *experiment 70* von Poggenpohl. Luigi Colani, 1969/70

Die Zahl elektronischer Geräte in der Küche nimmt zu, trotzdem bleibt bis heute der/die Nutzer/in der entscheidende Faktor im Koordinieren verfügbarer Möglichkeiten. Die ‚Intelligente Küche’ lässt auf sich warten. Zunehmend wichtig werden aber Aspekte betreffend die gesamte Haushaltstechnik, neue Energieformen und Ökologie. Aus dieser Motivation heraus entsteht als Ideal der ‚autarke Haushalt’.[101] Dafür spricht auch die Tendenz zu natürlichen Ernährungsformen im Zuge der Öko-Bio-Welle, die oft wieder mehr Eigenarbeit durch die Nutzung von Primärprodukten erfordert. Essen und Kochen wird als sozialer Prozess begriffen, der die ganze Familie beteiligt und so die Chance birgt, die herkömmliche Aufgabenverteilung im Haushalt neu und gerecht zu organisieren.

Die Daten einer Entwicklungsstudie besagen, dass sich seit Beginn der 80er Jahre langsam ein Wertewandel vollzieht. Sauberkeit und Ordnung verlieren zunehmend an Bedeutung, im Gegenzug steigt die Wertschätzung für Begriffe wie Originalität, Natürlichkeit, Kommunikation, Genuss.[102] Auch deshalb muss der Prozess der Lebensmittelverarbeitung nicht mehr länger als etwas Schmutziges und Unhygienisches, vor dem man sich schämen

[100] KRAUCH 1977, 135
[101] vgl. ANDRITZKY 1992, ‚Elektronik und Ökologie – Das Haus der Zukunft’, 450-473
[102] vgl. ANDRITZKY 1992a, 139

Abb. 48: Küchennutzung der Zukunft: die Küche als Hochglanz-Prestigeobjekt (links), oder als beanspruchbarer Wohnraum? (rechts)

müsste, in einem ‚Labor' weit entfernt vom Esstisch versteckt werden. Die Unmittelbarkeit natürlicher Produkte garantiert den Überblick über das, was der/die Konsument/in als Nahrung zu sich nimmt. Reinigung im Haushalt und die damit erzielte Sauberkeit sind zwar als Bedingung für Ordnung erwünscht, die Änderung von Reinheitsstandards und der damit verbundenen Arbeit zeigt jedoch die Neusetzung der Prioritäten im Privatleben vieler Menschen.[103]

> „Die Küche der Zukunft sieht ganz anders aus, sie ist wesentlich größer als die Einbauküche von heute, sie wird wahrscheinlich mindestens 30 m² groß sein, sie wird ein angeschlossenes Gewächshaus haben […]. In der Küche gibt es einen großen Eßplatz, keinen kleinen, es gibt einen gemütlichen Eßplatz, keine Stehecke, es gibt in ihr nur natürliche Materialien, wie Holz, Marmor und Stein, sie hat keinen Krankenhauscharakter, sondern sie lädt zum Verweilen ein […]. Die Familie verbringt wieder viel mehr Zeit in der Küche, und zwar gemeinsam, weil sie auch gemeinsam die Lebensmittel zubereitet und weil diese Zubereitung einbezogen wird in das Leben und kein isolierter Prozeß mehr ist. Diese Küche ist nicht mehr klinisch rein, weil es das gar nicht gibt […]. Sie ist eine ökologische Erlebnisküche, die jedem sterilen Wohnzimmer von heute als Aufenthaltsort den Rang ablaufen wird. Der Platz für diese Küche in den Wohnungen der Zukunft oder der Vergangenheit kann aus den vielen nutzlosen Räumen der heutigen Wohnung, die nur Repräsentationszwecken dienen, gewonnen werden. […] Die Zukunft […] liegt an der zentralen Kochstelle, von

[103] vgl. WOLF 1992, 410ff

> der aus sich die Küche entwickelt hat. Diese zentrale Kochstelle der frühen Haustypen ist unsere Zukunftschance.“[104]

Die neue Küche kann als das auftreten, was sie jahrzehntelang nur versteckt sein durfte – als Ort für Hausübungen, Freizeitbeschäftigungen und jede lange Party, im kleinen Kreis oder schnell zwischendurch – die neue Küche ist das eigentliche Zentrum der Wohnung.

[104] Rieseberg 1988, 142f

Ein großartiger Herd!
Da macht es Spaß,
Hausfrau zu sein.

Kapitel 2

…und Glück allein?

Arbeit und Rollenbilder

Abb. 49: (Vorhergehende Seite) Tirolia-Werbung. Österreich 1965

Diese Kapitel soll die Zusammenhänge zwischen Tätigkeiten – bezahlt oder unbezahlt – und der entsprechenden Verknüpfung mit Geschlechtsrollen aufzeigen. Darüber hinaus wird die Verortung besonders der Frau im Genderkontext in der Haushaltsarbeit diskutiert.

2.1 Räumliche und zeitliche Dimensionen von (Haus)Arbeit

Organisation, Tätigkeit und *RaumZeit*

Die Faktoren *Geschlecht*, *Raum* und *Zeit* beeinflussen die Organisation von Arbeit innerhalb einer Gesellschaft. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichem Geschehen und gesellschaftlichen Wirklichkeiten. Dabei ist zu definieren, welche Kriterien flexibel sind und welche fixiert. Vielfach werden in Debatten zur Organisation von Arbeitsabläufen und deren Verortung zwar Raum und Zeit als variabel angesehen, die Kategorie des Geschlechts jedoch wird als festgelegt angenommen. Damit werden aber gleichzeitig auch aufgabenteilige Rollenzuschreibungen (weiter) verankert, obwohl möglicherweise veränderte Rahmenbedingungen (wie z.B. ein verändertes gesellschaftliches Bewusstsein) längst alternative Organisationsformen erlauben könnten. Um die unauflösbare Verschränkung von Raum und Zeit zu verdeutlichen, wird auch der Begriff der *RaumZeit* verwendet.[105]
Der Raum ist kein starrer Hintergrund, sondern in Handlungskontexte eingebunden. Die (An)Ordnung von Raum bildenden Elementen erfolgt meist als repetitive Handlung aus Routine, was zur Institutionalisierung von Räumen und ihrer allgemeinen Wiedererkennung führt.[106] Das ‚Raum-Verhaltens-System' beispielsweise unterscheidet drei Kategorien von Raum, um den zeitlichen und soziologischen Aspekt zu berücksichtigen:
1. Raum als physische Umwelt inklusive leiblicher Personen,
2. Regeln sozialer Interaktion,
3. Symbolik, die dem Raum anhaftet.[107]

Räume bilden den Handlungsort von Arbeit. Die modernen westlichen Gesellschaften sind gekennzeichnet vom Zusammenspiel von bezahlter Arbeit (vgl. Erwerb) sowie unbezahlter Arbeit (vgl. Haushalt).
Die Formen von unbezahlter, dabei jedoch ergebnisorientierter (produktiver) Arbeit in sind vielfältig. Sie reichen von *Tätigkeit* (Aktivität), *Tätigkeit für andere* (Nutzen für andere Personen) über

[105] vgl. BRECKNER /STURM 2002, 81ff
[106] vgl. LÖW 2001, bes. 158ff
[107] vgl. Bernd Hamm, nach DANGSCHAT 1996, 118

Leistungsaustausch (Aufgabenteilung) bis zum *gesellschaftlichen Leistungsaustausch*.
Dieser schreibt bestimmten (Unter-)Gruppen Tätigkeiten und Tätigkeitsbereiche zu, und zwar explizit (Gesetz) oder implizit (sozial sanktionierte Rollenstereotype). Durch gesellschaftliche Vorgaben werden Betätigungsbereiche abgesteckt und handelnde Personen kontrolliert. Dabei sind die Zuschreibungen von Tätigkeiten zum biologischen Geschlecht (Sexus) bzw. zum sozialen Geschlecht (Gender) ein wichtiger Faktor. Daneben kann auch gesellschaftlicher Substitutionsbedarf den gesellschaftlichen Leistungsaustausch bedingen (z.B. Auslagerung institutionalisierter Fürsorge in den Privatbereich).[108]

Abb. 50: *Hausfrauen-Küchenschürze*. Das Brot im Backofen symbolisiert die Schwangerschaft. Abgebildet ist die Künstlerin.
Birgit Jürgenssen, 1975

> „So wird auch die Erledigung von Haushaltsarbeiten zunehmend von der den Tagesplan umfassenden Grundorientierung bestimmt, möglichst flexible und disponible Zeitstrukturen in den Alltag einzuflechten. […] Der flexible Einsatz und die Verringerung des Pflichtcharakters vieler Tätigkeiten hat zur Folge, daß die Hausarbeiten mit einem subjektiv geringeren Energieaufwand verrichtet werden.“[109]

Da für Männer und Frauen unterschiedliche raumzeitliche Kontexte zur Verfügung stehen, manifestiert durch die räumliche und (also)

[108] vgl. KREBS 2002, 40ff
[109] HÖRNING/GERHARD/MICHAILOW 1990, 120f

geschlechtliche Arbeitsteilung, ergeben sich unterschiedliche ‚Raum-Zeit-Prismen', die für doppelt belastete Personen – meist Frauen – wesentlich enger sind als etwa für ausschließlich Berufstätige.[110] Der Zeitaufwand, der in die Erledigung von Hausarbeit einfließt, hat sich z.B. zwischen 1985 und 1995 erhöht, gleichzeitig stieg aber auch der Anteil erwerbstätiger Frauen. Ein Grund für diese Entwicklung liegt in Verkürzungen der Normalarbeitszeiten sowie zunehmender Teilzeitarbeitsverhältnisse im Erwerbsleben. Die so gewonnene Zeit, vor allem der Frauen, wird der Hausarbeit gewidmet. Weiters scheinen die Ansprüche an Hygiene und Sauberkeit im Haushalt gestiegen zu sein, dazu kommt die Zunahme an Wohnfläche pro Person – durch größere Wohnungen und mehr Einpersonen-Haushalte – oder Zweitwohnsitze.[111]

> „Eine unpraktische Raumaufteilung belastet Frauen mehr als Männer. Immerhin ist die Wohnung auch ein Arbeitsplatz, und zwar vor allem für Frauen. Die Raumaufteilung der Wohnungen spiegelt in der Regel die Machtverhältnisse innerhalb der Familie wider. Welchen Stellenwert die einzelnen Haushaltsmitglieder haben, zeigt sich deutlich an der Größe der einzelnen Räume. Der größte Raum ist der Wohnraum (für Männer hat die Wohnung vorwiegend Erholungs- und Freizeitwert). Küche und Kinderzimmer, die am meisten benutzten Räume, sind meist die mit der kleinsten Fläche."[112]

Durch die instabilen und veränderlichen Rahmenbedingungen, die der Organisation des Haushalts zugrunde liegen (z.B. Öffnungszeiten institutioneller Einrichtungen), kommt es zu einer Entstrukturierung des Alltags, zu einem ‚Zeitzerfall', der eine befriedigende und ökonomische Ressourcenplanung („Terminieren, Befristen, Spannweiten abstecken, Dringlichkeitsstufen festlegen, Abfolgeregelungen organisieren, die erforderliche Geschwindigkeit der einzelnen bestimmen, Synchronisationsmöglichkeiten durchdenken usw."[113]) massiv erschwert. „Die Alltagsorganisation ist durch den Abbau einer sie umgreifenden sozialen Zeitordnung nicht mehr befriedigend zu bewältigen und gleitet aus den Händen."[114] Neue Technologien vereinfachen die Organisation des Alltags dabei nur bedingt, oft entstehen aus der Verfügbarkeit unzähliger Haushaltsgeräte neue Verpflichtungen, die den ‚Kampf mit der Zeit' weiter verschärfen. „Bisherige routinisierte Zeitstrukturierungsmuster versagen angesichts der Notwendigkeit, das noch nicht Planbare einzuplanen. […] Es geht nicht mehr um das

[110] BRECKNER /STURM 2002, 99
[111] vgl. FEIGL 1995, 18
[112] FEIGL 1995, 13
[113] HÖRNING/GERHARD/MICHAILOW 1990, 145
[114] HÖRNING/GERHARD/MICHAILOW 1990, 142

Einhalten starrer Zeitdisziplinen, sondern um das Anlegen kurzfristiger Entwürfe.“[115]

Hörning/Gerhard/Michailow beschreiben den ‚neuen Lebensstil’ von sogenannten ‚Zeitpionieren’.[116] Dieser setzt die Prioritäten des Lebens in subjektiv-positiv erlebte Eigenzeit, abgekoppelt von Erwerbtätigkeit. Dabei erscheint er jedoch oft losgelöst von familiären Verpflichtungen und routinemäßig verrichteten Standardhandlungen, die als unbezahlte Hausarbeit den Hintergrund privater Ökonomie bilden. Er verkennt zum Teil wirtschaftliche Zwänge, beispielsweise von Alleinerzieher/innen in prekären Beschäftigungsverhältnissen, die wenig Wahlmöglichkeit für den/die Einzelne/n bieten. Die gebotenen Konzepte mit Fokussierung auf das ‚Inszenieren von Eigenzeiten’ bieten keine wirklich überzeugenden Argumente, um die vielfältigen Verstrickungen in private Beziehungen und damit in Arbeitsleistung und -überantwortung als grundlegendes Problem von Genderzuschreibungen überhaupt zu thematisieren.

Kontrolle von Raum – Disziplin

Michel Foucault beschreibt in ‚Überwachen und Strafen – Die Geburt des Gefängnisses’ verschiedene Sphären zur Kontrolle der Tätigkeit. Die „Zeitplanung“ inkludiert die Festsetzung von Rhythmen, den Zwang zu bestimmten Tätigkeiten und die Regelung von Wiederholungszyklen. Auf die Planung der Zeit folgt die „zeitliche Durcharbeitung der Tätigkeit“, also die rationelle Organisation des Ablaufs. Daran schließen die „Zusammenschaltung von Körper und Geste“ sowie die „Zusammenschaltung von Körper und Objekt“ an: der/die Ausführende wird Teil einer Maschinerie. Am Ende und als Ziel steht „die erschöpfende Ausnutzung“ – der disziplinierte Mensch als auszubeutende Ressource. Ausgehend von Klöstern wurden die Praktiken einer strikten Planung von Zeit und Tätigkeit von Gefängnissen, Fabriken, Schulen und anderen Institutionen übernommen und fanden so Eingang in das Alltagsleben des modernen Menschen.[117] Die Kontrolle der Tätigkeit manifestiert sich in der Umgebung: Architektur schafft den Rahmen zur Möglichkeit der Kontrolle. Der Raum bedingt oder verhindert bestimmte Nutzungsweisen. Der Haushalt und die Küche im besonderen werden oft mit dem Gefängnis konnotiert – die räumliche Festschreibung impliziert die soziale Festlegung in Form von Rollenbildern (‚Hausfrau’). Die Überwachung geschieht dann über die soziale Kontrolle. Diese wird durch andere ausgeübt und auch selbst durch die Rollenzuschreibung verinnerlicht. Somit bildet die

[115] AHRENS /GERHARD/HÖRNING 1994, 238
[116] vgl. HÖRNING/GERHARD/MICHAILOW 1990
[117] FOUCAULT 1977, 192ff

‚innere Kontrolle' die imaginären Mauern des Gefängnisses der Geschlechterrollen. Den Erwartungen und Normen der Gesellschaft an bestimmte Tätigkeiten muss entsprochen werden, um soziale Beziehungen und Abhängigkeiten nicht aufs Spiel zu setzen. Tatsächlich fühlen sich viele Frauen ohnehin schon und zusätzlich durch Einsamkeit an ihrem isolierten Arbeitsplatz ‚Haushalt' bedroht, den sozialen Anschluss zu verlieren: „Viele Frauen haben das Gefühl, in einem (manchmal) goldenen Käfig gefangen zu sein, das Kind oder die Kinder an vielen Tagen als einzige(n) Gesprächspartner zu haben."[118] Diese Bindung an einen bestimmten Personenkreis im eigenen Haushalt kann zu einer außerordentlichen Belastung bei Erziehungs- und Pflegetätigkeiten führen. Alternativen zur Ausbeutung durch unbezahlte, informelle Familienarbeit können möglicherweise gesellschaftliche Einrichtungen bieten. Hierbei kann es jedoch schnell zu einer Verlagerung von Problemen hin zu erhöhtem Koordinations- und Flexibilisierungsbedarf in der Haushalts- und Lebensführung kommen.[119] (vgl. Kap. 2.3, *Auslagerung von Hausarbeit/Kollektivierung,* Seite 76)

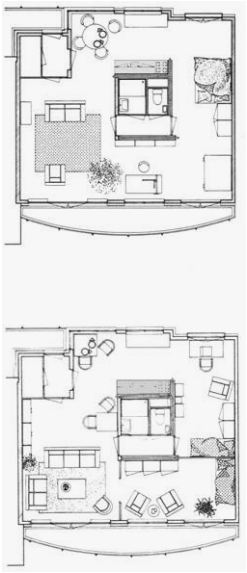


Abb. 51: Open-Plan-Konzept, Schiebewände zur Unterteilung. Margret Duinker, Machiel van der Torre. Amsterdam 1989

Planung von Raum – Partizipation

Die wesentlichsten Einflüsse auf die Qualität und Rollenzuschreibungen von Räumen können in der Planungsphase genommen werden. Dabei spielt auch die Partizipation späterer Bewohner/innen oder Nutzer/innen eine wichtige Rolle.[120]

> „Es gibt eine Reihe von Grundsätzen, die allerdings einstweilen [1995, Anm.] kaum beachtet werden (z.B. variable Grundrisse; Zimmer von gleicher Größe, um Hierarchien zu vermeiden; keine Trennung der Wohnung in einen Wohn- und Schlafbereich; ein eigenes Zimmer als Rückzugsraum für jedes Haushaltsmitglied). Das entscheidende Kriterium für einen an Fraueninteressen orientierten Wohnbau ist die Ausrichtung des Entwurfs an den Lebensbedingungen jener, die bei der derzeitigen gesellschaftlichen Arbeitsteilung den belasteteren Alltag haben. Und das sind die Frauen. Ihr Wissen, ihre Erfahrungen und Wünsche sollten daher als Grundlage für die Planung und den Umbau von Wohnbauten herangezogen werden."[121]

[118] DÖRPINGHAUS 1991, 62
[119] vgl. WITT 1994, METHFESSEL 1994
[120] vgl. FREISITZER/KOCH/UHL 1987
[121] FEIGL 1995, 13

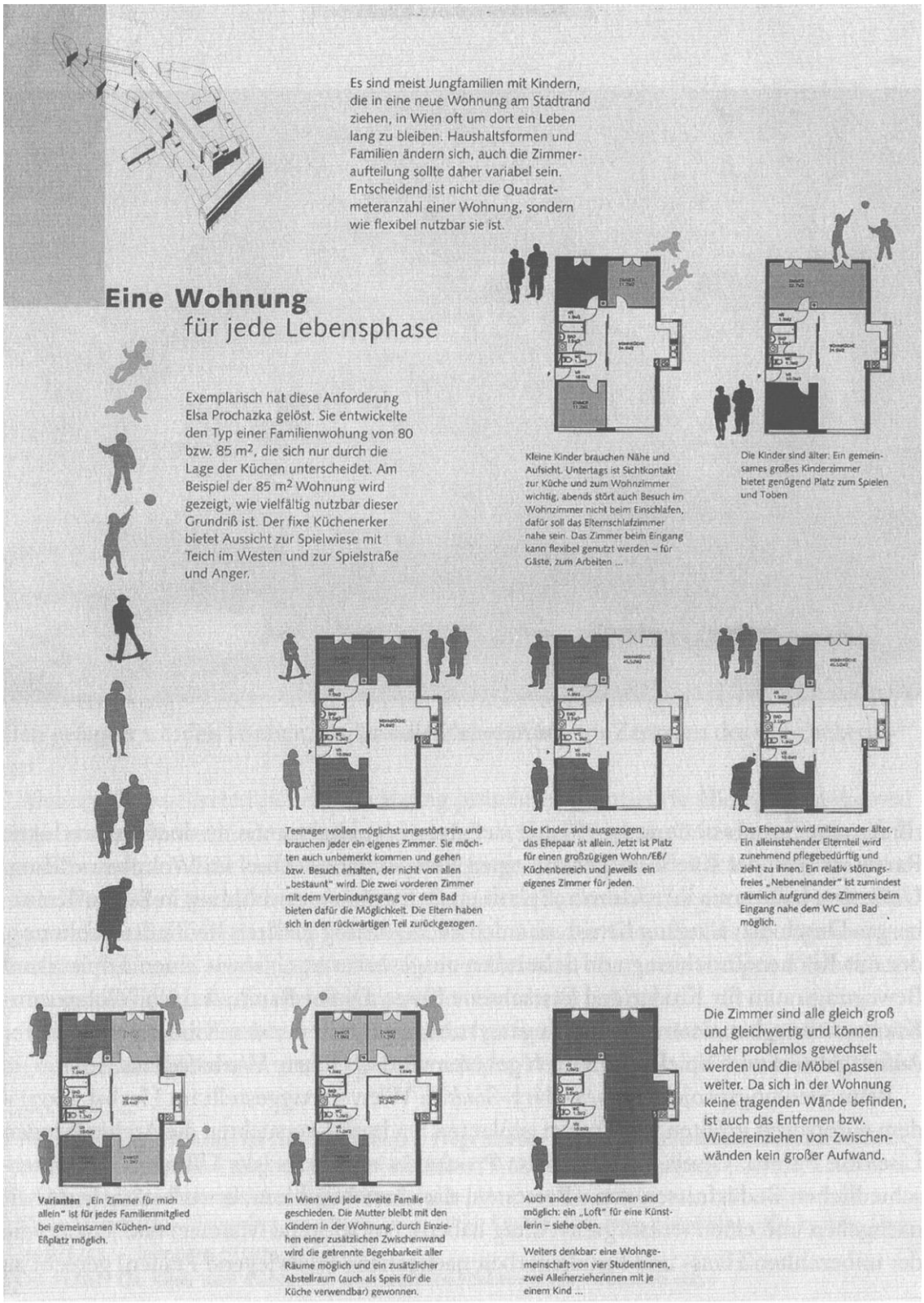


Abb. 52: ‚Eine Wohnung für alle Lebensphasen'. Grundrissvarianten in der Siedlung ‚Frauen-Werk-Stadt', Wien. Elsa Prochazka, 1995-1997

Die Qualität der Bauten hängt allerdings auch stark vom Selbstreflexionsgrad der Betroffenen ab - wer sich mit ihm/ihr zugeschriebenen Rollenbildern schon längst identifiziert hat, wird nur wenige Aspekte einfordern wollen oder können, die konventionelle Raumzuschreibungen und -nutzungen radikal überdenken lassen. Andererseits kann die im historischen Massenwohnbau meist unbekannte Variabilität von Wohnraum neue Möglichkeiten für viele Bewohner/innen auch erst denkbar machen – und so Gender-Konnotierungen verändern oder aufheben.

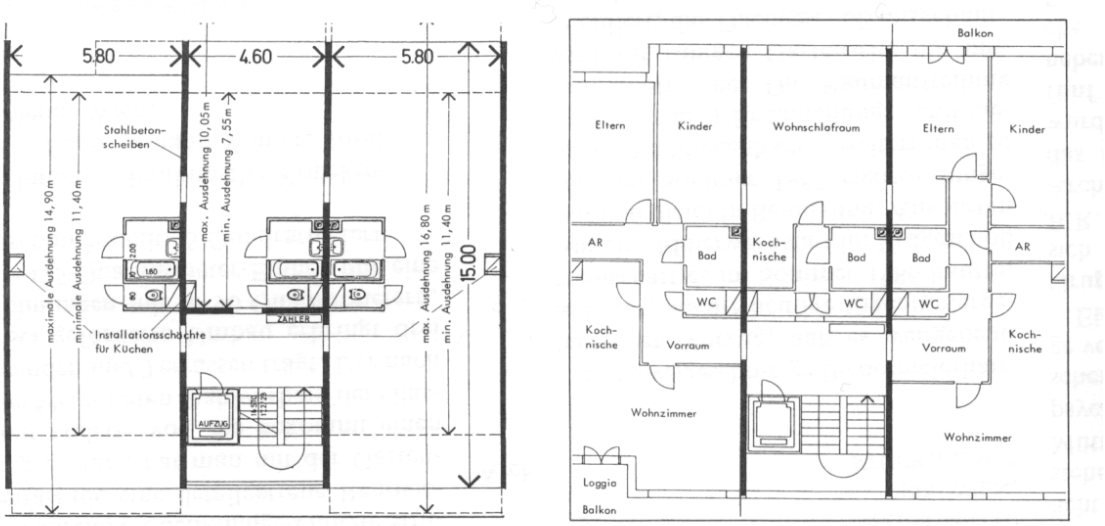


Abb. 53: Planungspartizipation am Bau (rechts). Gemeindebau Feßtgasse, Wien 16. Ottokar Uhl u. a., 1973-1980

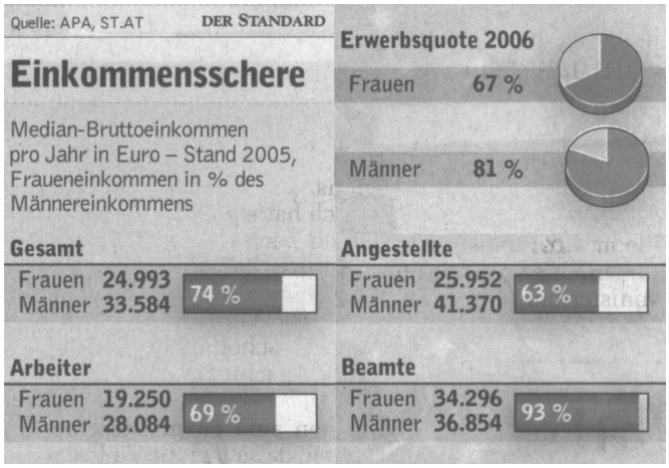
2.2 Geschlechtsspezifische Arbeit

Geschlechterrollen[122]

Geschlechterrollen werden vielfach noch immer an der Grenze zwischen Erwerbsarbeit und Haushaltsarbeit festgemacht. Diese in der Industrialisierung beginnende Zuschreibung der Rollenbilder mit dem Ehemann als Ernährer der Familie und der Ehefrau als Hausfrau verfestigt sich zwar erst im wirtschaftlichen Aufschwung der 1950er Jahre, kann sich jedoch bis heute in den Industriegesellschaften behaupten.[123] Wo traditionelle Strukturen einer konservativen Politik oder Wirtschaft (immer noch) davon ausgehen, dass ein Teil der Arbeit einer Gesellschaft ohnehin im privaten Rahmen geleistet wird, nämlich vor allem Reproduktions- und Versorgungstätigkeiten (Kinder, Alte, Kranke etc.), auch wird verstärkt am Rollenbild des männlichen Alleinernährers festgehalten (Anzahl ausschließlich Haushaltsführender Frauen: 461.100/ Männer: 9.600, 3. Quartal 2007)[124]. Diese Tätigkeiten werden

[122] zur Geschlechtsidentität vgl. HARDING 1989; BUTLER 1991; HAYDEN 1981
[123] vgl. BROCK 1994, 264
[124] STATISTIK AUSTRIA 2007b

Abb. 54: Verdienst nach Geschlechtern in Österreich



traditionell der Frau zugeschrieben, die somit an den häuslichen Bereich gebunden wird. „Trotz des Wandels, der sich auf anderen Gebieten vollzogen hat, haben sich die Vorstellungen vom Muttersein und von der Arbeitsteilung im gemeinsamen Haushalt kaum geändert. […] Die unsichtbare, auf unentgeltlicher Arbeit basierende Ökonomie, die als Grundlage für jede bezahlte Arbeit dient, ist noch immer eine sehr weibliche Welt“.[125]

Sollte es sich eine Familie leisten können, alleine vom Gehalt des Mannes leben zu können, hat es die Ehefrau scheinbar ‚nicht nötig', selbst erwerbstätig sein zu müssen. Je mehr sie aber dann an das häusliche Tätigkeitsfeld gebunden wird, desto eher muss sie sich außerhäuslich über ihren Mann und dessen Beruf identifizieren. Die Konsequenz zur Aufhebung dieses ‚eingeschlechtlichen' Repräsentationsmodells kann, um beim Beispiel der klassischen Familie zu bleiben, die Erwerbstätigkeit der Ehefrau sein. Dies ist scheinbar ein erster, wichtiger Schritt: „Der Individuierungsprozeß der Frauen […] impliziert auch eine psychische Befreiung aus der Identifizierung mit und über den Mann.“[126]

Nichts desto weniger *mussten* und *müssen* jedoch Frauen aus finanziellen Gründen zum Familieneinkommen beitragen, und das bei weitem nicht nur in unteren sozialen Schichten. Um auch hier den Schein des Modells ‚Familienernährer Mann' aufrechterhalten zu können, wurde und wird Frauenerwerbsarbeit in der Mehrzahl aller Fälle nach wie vor für gleiche Leistung schlechter bezahlt als Männererwerbsarbeit (vgl. Abb. 54). Darüber hinaus ist der Anteil von Frauen in prekären Arbeitsverhältnissen, wie in den Bereichen Teilzeitarbeit, Telearbeit und Heimarbeit, größer als jener der Männer.[127]

[125] FRANKS 2002, 15
[126] METZ-GÖCKEL 1987, 29
[127] vgl. zu den politischen Rahmenbedingungen in Österreich (Kampagne ‚Halbe/Halbe') STEGER-MAUERHOFER 2007

Die traditionellen Modelle von Weiblichkeit und Männlichkeit scheinen sich trotz zunehmender Rollendiffusion nicht aufzulösen. Werbung und Konsumverhalten kreieren ein unabhängig von biologischen Kriterien (Mann – Frau etc.) beliebig anwendbares Zeichensystem, das jedoch an typischen Attributen festhält.[128]

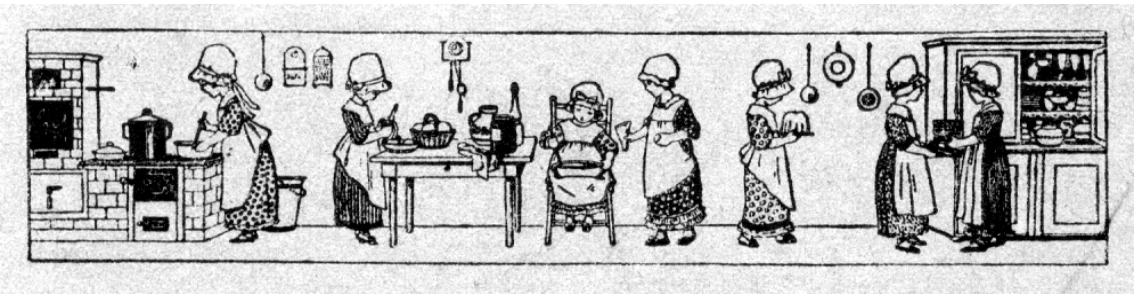


Abb. 55: Aus einem Schulbuch: Frauen bei der Hausarbeit – man beachte die Ähnlichkeit in der Darstellung von kleinem Mädchen und erwachsener Frau. ‚Haushaltungskunde', 1914/1923

Der biologische Unterschied als Machtinstrument

Gerne wird argumentiert, dass der zweifellos vorhandene biologische Unterschied zwischen Männern und Frauen die geschlechtliche Arbeitsteilung als eine biologische rechtfertigt. Unterschiedliche körperliche und soziale Fähigkeiten, welche strikt an der Sexusgrenze festgemacht werden, gäben verschiedenartige Betätigungsfelder vor, die in der Entwicklungsgeschichte des modernen Menschen bis auf den Mythos vom kriegerisch-jagenden Mann und die umsorgend-sammelnde Frau zurückzuführen seien. Dabei wird meist übersehen, dass soziales Verhalten (und damit auch die Aufteilung von Aufgaben) immer vergesellschaftet, von Machtansprüchen geleitet und damit willkürlich festgelegt ist. Die biologische Mutterschaft (Gebährfahigkeit) beispielsweise impliziert nicht automatisch auch die soziale Mutterschaft (Erziehung) als ausschließlich weibliche Komponente (vgl. frühkindlichen Sozialisation auch durch den Vater)[129]

Die Problematik liegt in der Interpretation von biologisch begründeten Unterschieden: „Die Frage ist, in welche Richtung sich diese Fähigkeiten gesellschaftlich entwickeln und welche davon die Struktur einer Gesellschaft prägen."[130] Durch die Normierung männlicher und die gleichzeitige Herabstufung weiblicher Verhaltensweisen, welche als Standard der Geschlechtertrennung im Kapitalismus an die Spitze getrieben worden sind, verfestigt sich der androzentristische Machtanspruch patriarchalischer Gesellschaftsstrukturen.[131]

[128] vgl. OESTER 1990, 47f
[129] BEER 1987, 164ff
[130] BAUBÖCK 1988, 70
[131] vgl. FRIEDAN 1963/2000

Im Feminismus als Gegenbewegung zu eben diesen Strukturen wird die gleiche gerechte Behandlung von Männern und Frauen gefordert, unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht.[132] Dabei werden unterschiedliche Thesen zur Durchsetzung feministischer Interessen vertreten. Zum Teil wurde und wird vehement verlangt, z.B. im Erwerbsleben – durch entsprechende gesetzliche Maßnahmen – Frauen so lange den Vorzug bei ansonsten gleicher Qualifikation zu geben, bis ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Frauen und Männern auf allen Hierarchieebenen besteht. Kritiker sprechen hier von der Gefahr der ‚Quotenfrau', die aus rein ideellen Gründen eingesetzt werde, was aber durch objektive Auswahlverfahren und die zweifelsfrei vorhandene Anzahl entsprechend (hoch)qualifizierter weiblicher Erwerbswilliger widerlegt werden kann (vgl. dazu z.B. die Zahl der Studienabschlüsse an öffentlichen Universitäten in Österreich 2005/2006: 11.828 Frauen, 10.102 Männer).[133]

Sigrid Metz-Göckel schreibt von einer Theorie der Frauenbewegung, „in der die Geschlechter […] einander in ihrer jeweiligen Individualität begegnen und nicht auf der Basis einer geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung."[134] Diese Vision einer gerechten Gesellschaft bezieht die Erwerbs- wie die Hausarbeit gleichermaßen mit ein.

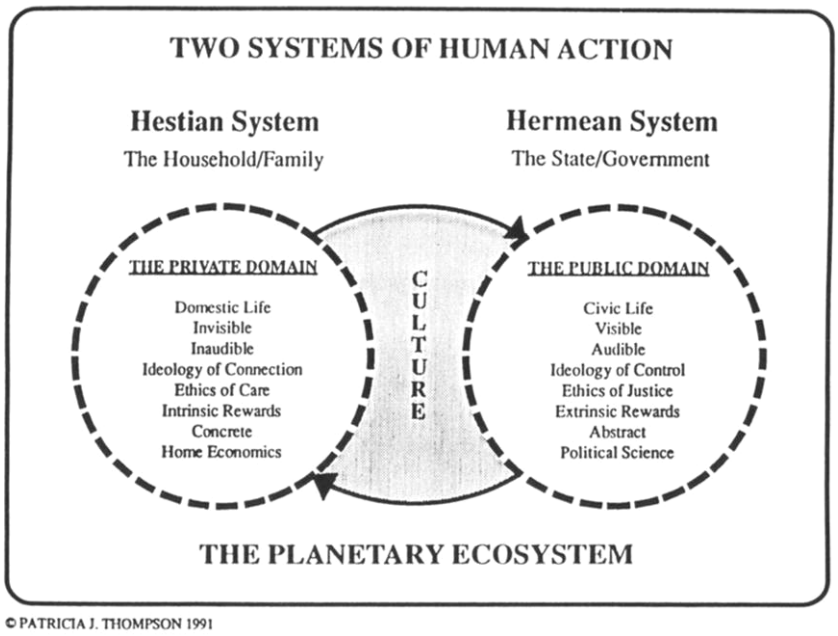


Abb. 56: Positionen und Werte im Gegensatz von privatem und öffentlichem Tätigkeitsbereich.

[132] vgl. u. a. SCHWARZER 2000
[133] STATISTIK AUSTRIA 2007a
[134] METZ-GÖCKEL 1987, 30

Männerprivilegien und deren Sicherung

Gesellschaftliches Handeln wird immer auch von Machtsansprüchen und der Aufteilung von Macht bestimmt. Dabei spielen Traditionen und das Fortführen von Ideologien eine große Rolle. Regina Becker-Schmidt spricht hierzu von unbewussten Vorgängen im gesellschaftlichen Kollektivgedächtnis, die durch das ‚Vergessen' von Tatsachen die Bildung von Mythen unterstützen. Die Schaffung patriarchalischer Machtstrukturen durch die gewaltsame Unterdrückung der Frau wird historisch verdrängt, hingegen deren biologische Mutterrolle als vorbestimmt stilisiert. Das gegenwärtige soll durch Legendenbildung gerechtfertigt werden, aber: „Diese ‚gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit' (M. Erdheim) ist in Wahrheit eine männerbündlerische Aktivität."[135]
Ein Mythos ist z.B. das romantische Bild der ‚Vollzeit-Mutter', die sich einzig um ihre Kinder kümmert – eine Idee, die erst im 19. Jahrhundert aufkam. Davor lief die Kindererziehung quasi ‚nebenbei' als eine von vielen Tätigkeiten, darunter schwerste körperliche Arbeit, die im Umfeld des Heimes von der ‚Hausmutter' zu verrichten waren.[136]

Wenn Frauen generationenlang bestimmte berufliche Tätigkeiten oder überhaupt jede Erwerbsarbeit verwehrt bleiben, können Männer später diese Disziplinen umso leichter mit dem ihnen hier vorbehaltenen ‚Traditionsbonus' weiter verteidigen.[137]
Des weiteren bringt die Domestizierung der Frau nicht nur deren Abhängigkeit vom Einkommen ihres Ehemannes mit sich – erst im Bürgertum, später auch im Proletariat – sondern darüber hinaus war sie auch als Mittel zu ihrer politischen Entmachtung willkommen (vgl. Verwehrung des allgemeinen Wahlrechts für Frauen). Patriarchale Denkmuster behindern darüber hinaus die Entwicklung hin zu einer geschlechterdemokratischen Gesellschaft. Das bürgerliche Staatsverständnis der Trennung von Staat und Familie macht z.B. Hausarbeit zur Privatsache, in die der Staat nicht eingreifen soll. Die damit verbundenen Machtsstrukturen beruhen auf dem Geschlechtervertrag, also der ungleichen Position von Männern und Frauen in Bezug auf die Arbeitsteilung. Patriarchales Verhalten nach bürgerlichem Staatsverständnis (auch von Frauen: Unterstützung durch Internalisierung der Geschlechterhierarchie) schützt somit die Privilegien von Männern.[138]

[135] BECKER-SCHMIDT 1994, 531
[136] vgl. FRANKS 2002, 127
[137] vgl. BECKER-SCHMIDT 1994, 537
[138] vgl. STEGER-MAUERHOFER 2007, 22-26 u. 88f

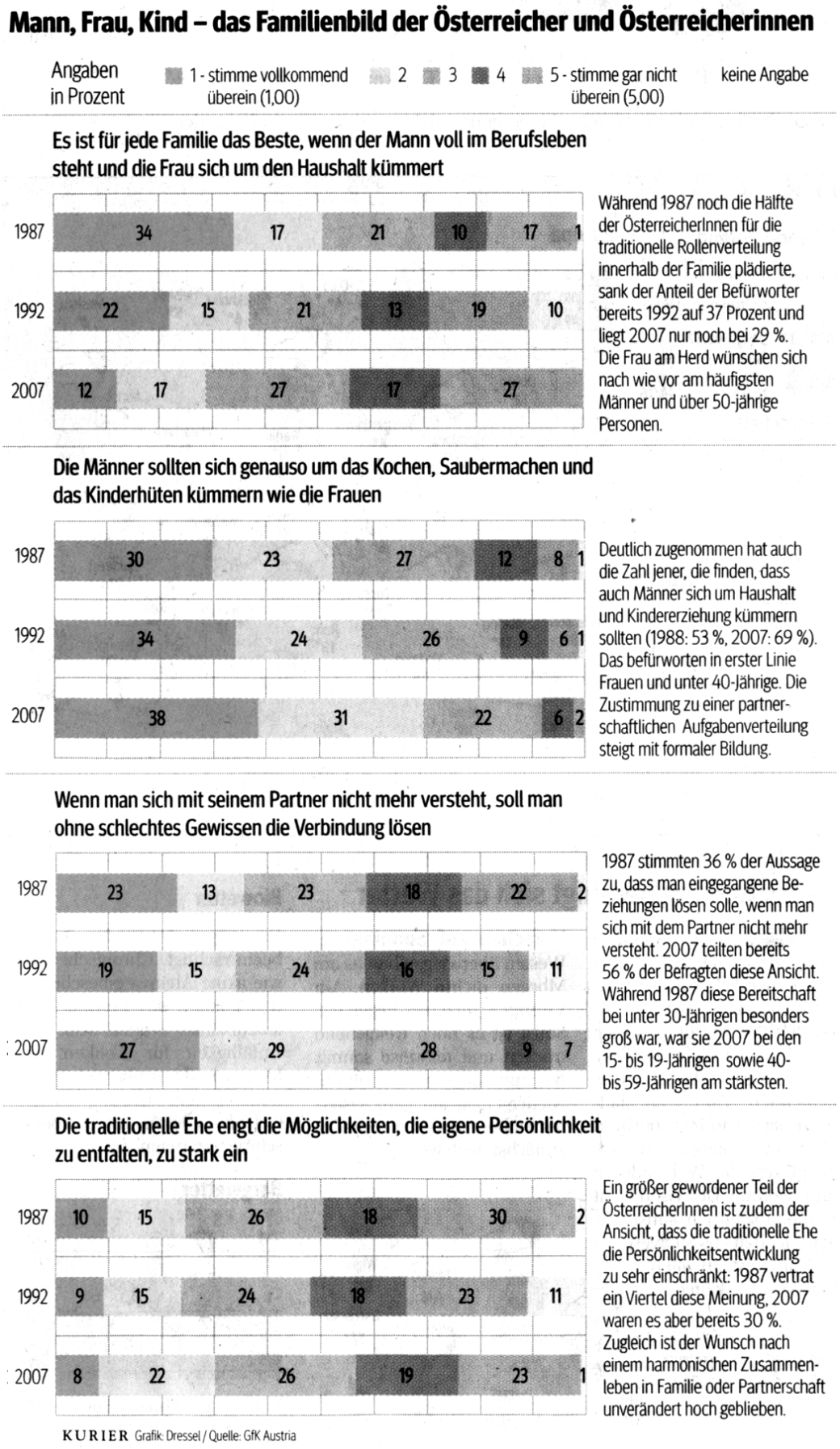


Abb. 57: Lebensstil-Studie zum aktuellen Familienbild der Österreicher/innen

In der Welt der Erwerbsarbeit finden sich zahlreiche, zum Teil äußerst subtile Formen der Ausgrenzung der weiblichen Bevölkerungshälfte. Institutionalisierte Sozialnetzwerke, die aus einer Zeit stammen, in der Frauen keinen oder nur eingeschränkten Zugang zu Bildung fanden (z.B. traditionelle studentische Verbindungen), spielen auch heute noch in vielen Bereichen von Lohnarbeit und Politik eine tragende Rolle und vergeben Führungspositionen innerhalb geschlossener Kreise. Dabei kommen Mechanismen zur Anwendung, die beispielsweise bei Bewerbungsverfahren dafür sorgen, dass zwischen den Zeilen eine Art ‚Privatsprache' entsteht: In männlich dominierten Disziplinen bedeutet dann ‚Qualifikation' unter androzentrischen und Traditionsverbundenen Kriterien etwa „Qualifikation + Herkunft aus der Männerkultur dieses Feldes" bzw. „Qualifikation unter Ausschluß von Weiblichkeit", was allerdings objektiv betrachtet schwer zu thematisieren ist. [139]

Im Haushalt wiederum profitierten und profitieren Männer davon, dass Frauen oft nicht vollzeitig oder gar nicht erwerbstätig sind und stattdessen häuslichen Produktions- und Reproduktionsaufgaben nachkommen. Dass eine verstärkte Beteiligung von Frauen an der Erwerbsarbeit automatisch auch eine gerechte Verteilung der Hausarbeit auf ihre männlichen Partner bewirkt, ist allerdings eine Illusion. Es verwundert wenig, dass besonders ältere Männer nicht an der Aufgabe herkömmlicher Hausarbeitsverteilung und dem damit für sie verbundenen Komfort interessiert sind: „Die Frau am Herd wünschen sich nach wie vor am häufigsten Männer und über 50-jährige Personen."[140] (vgl. Abb. 57) Das Problem liegt also vor allem in der Einstellung, und da vor allem in derjenigen der Männer. „Während es als völlig normal angesehen wird, daß die Frauen die Hausarbeit verrichten, wird der Anteil, den die Männer leisten, oft als ‚Hilfe', als ‚Extra' wahrgenommen, so als ob sie sich nicht wirklich zuständig dafür fühlten. In den meisten Fällen sehe sie ihren Beitrag als freiwillige Hilfe, als Bonus an, nach dem Motto ‚Das habe ich Dir zuliebe getan'."[141]

Die Doppelbelastung der Frau

Vielfach ist in feministischen Texten von Widersprüchen und deren Lösung(en) in den Biografien vieler Frauen die Rede. Ausbildungs- und Berufsprozesse kollidier(t)en mit dem Wunsch nach Familie bzw. Kindern, was zu komplementären Anforderungen und doppelter Belastung führt. Die Generation der zweiten Frauenbewegung hat dies in den 1970er Jahren erfahren, „weil die Unvereinbarkeit viel tiefer in die gesellschaftlichen Strukturen und ‚Partnerschafts-

[139] BECKER-SCHMIDT 1994, 537
[140] GFK AUSTRIA 2007
[141] FRANKS 2002, 139

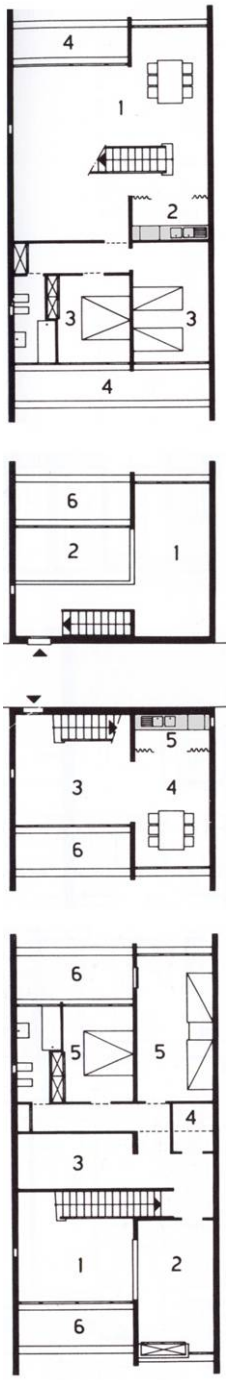


Abb. 58: Maisonetten mit Kochnische im Wohnraum. Leonardo Ricci u. a., Florenz 1966

vorstellungen' der Männer eingeschrieben war, als es den ‚überschüssigen' Vorstellungen und Wünschen der Frauen entsprach."[142]

Trotz der fortschreitenden mikrosozialen Wandlungsprozesse heute, wie etwa dem anteilsmäßigen Rückgang der traditionellen Normfamilie (Ehepaar und zwei Kinder), hinkt der gesellschaftliche Konsens zur Durchsetzung geschlechtergerechter Existenzen dem hinterher. Die Akzeptanz alternativer Lebensformen abseits dieser Mann-Frau-Ehe nimmt zwar stetig zu, die dazu vom Staat angebotenen Rahmenbedingungen werden allerdings oft erst verspätet geschaffen und müssen vielfach rechtlich erkämpft werden. Die bei vielen Menschen tief verankerten Familien- und Rollenbilder erschweren darüber hinaus auch Synergieeffekte, die von alternativen Lebensformen (Wohngemeinschaften, Patchworkfamilien, gleichgeschlechtliche Partnerschaften etc.) ausgehen können. Der Konflikt von Genderzuschreibungen in der klassischen Ehe nach Vorbild von Eltern oder Großeltern und die Vereinbarkeiten mit aktuellen Lebensrealitäten scheint ein Überdenken aber geradezu herauszufordern. Das zeigt sich beispielsweise im Falle von doppelten Einkommen.

Wo eine (Re-)Integration der Frau in die Erwerbssphäre stattfindet, verändert sich zwar die Zusammensetzung des Einkommens – beide Partner tragen ihren (meist nach wie vor ungleichen) Teil dazu bei. Nicht jedoch ändert sich in vielen heterosexuellen Partnerschaften die Zuständigkeit für die Tätigkeiten des Haushaltes: Kindererziehung, Pflege Alter und Kranker, Nahrungsversorgung und -beschaffung und vieles mehr bleiben der Partnerin überantwortet. Mangels medial und gesellschaftlich präsenter alternativer Vorbilder scheint das Modell der traditionellen Ehe nach wie vor das am ehesten greifbare zu sein: Die Ehefrau reproduziert für die gesamte Familie, der Ehemann repräsentiert für die gesamte Familie den ‚angemessenen' Lebensstil. Dies gilt zumindest mehr für Männer als für Frauen, da erstere im Falle einer gerechten Aufteilung von Haus- und Erwerbsarbeit innerhalb einer Partnerschaft Privilegien aufgeben müssten.

Diese Privilegien beinhalten zum Beispiel den Anspruch, durch Ausübung einer Vollzeit-Erwerbsarbeit nicht für Versorgungsarbeiten innerhalb des Haushaltes zuständig sein zu müssen. Besitzen diese tradierten Muster nach wie Gültigkeit in westlichen Gesellschaften, oder legen jüngere Generation berufstätiger Männer heute andere Maßstäbe zur Selbstdefinition an? Durch Reduktion der Wochenarbeitszeit in Industrieländern wird zunehmend dem

[142] METZ-GÖCKEL 1987, 41

Privatbereich eine höhere Priorität eingeräumt. Die mit der eigenen Familie verbrachte Zeit, Freizeit- und Konsumaktivitäten tragen einen größeren Teil zur Definition der eigenen Persönlichkeit bei als früher. Dennoch: Männer definieren sich meist nach wie vor in erster Linie über ihre Berufstätigkeit, über standardisierte, qualifizierte und durch Entlohnung quantifizierbare Leistung. Bezahlte Arbeit ist generell ein wichtiger Faktor für das persönliche Glücksempfinden und das Gefühl, das eigene Leben durch eine sinnvolle Tätigkeit auszufüllen. Depression ist nur eine Folge lang anhaltender beruflicher Untätigkeit.[143]

Auf den ersten Blick scheint sich die Situation der Frau in westlichen Industrieländern immer mehr an die des Mannes anzugleichen: Frauen haben gleichen Zugang zu Bildung und drängen in zunehmendem Maße auf den Arbeitsmarkt, sie definieren sich dann ebenfalls über ihre berufliche Tätigkeit. Der Aufstieg in Führungspositionen ist für Frauen jedoch oft noch immer ungleich viel schwerer als für Männer mit gleicher Ausbildung (‚gläserne Decke'). Der Grund dafür: Frauen werden nach wie vor von der Gesellschaft zuallererst im Haushalt verortet, zumindest was die Betreuung von Kleinkindern betrifft. Ihnen wird also zusätzlich zur Berufstätigkeit die Arbeit der unbezahlten Hausfrau und Kindererzieherin auferlegt, bzw. wurden sie im kollektiven Bewusstsein nie von diesem Anspruch befreit. Erst in zweiter Linie ‚geht eine Frau arbeiten', und wenn sie das tut, dann in den meisten Fällen zusätzlich zur Tätigkeit als Hausfrau und Mutter.[144]

Diese Doppelbelastung erfordert in ihren Extremen einerseits das Erlernen männlicher Verhaltensweisen zur Behauptung im Berufsleben, andererseits das Erlernen typisch weiblich konnotierter Verhaltensmuster, um der fürsorglichen Mutter entsprechen zu können. Damit einher gehen oft Unter- oder Überforderung in einzelnen Bereichen der Haushaltsführung, der Kindererziehung und der Berufstätigkeit. Diese Geschlechtsrollenanpassung kann zu physischen wie psychischen Problemen führen.[145] Zeitdruck, Zeitzerstückelung und fehlende physische, zeitliche und psychische Rückzugsräume prägen den Alltag im Haushalt tätiger Personen.[146]

Die gesellschaftliche Sensibilität speziell im deutschsprachigen Raum ist vor allem auf die Delegierung von Reproduktionstätigkei-

[143] vgl. SCHLOTHFELDT 2000, 375ff
[144] vgl. zur Rolle der Hausfrau SCHWARZER 1977: „Frauen arbeiten doppelt soviel wie Männer – oder emanzipiert Berufstätigkeit?", 212ff
[145] vgl. dazu den Text von Roswith Roth „Der Zusammenhang zwischen Geschlechtsrollenanpassung, Lebensbedingungen und Depressivität bei Frauen", ROTH 1987
[146] vgl. METHFESSEL 1988, 73

ten im Bereich der Kindererziehung an Dritte fokussiert, der außerfamiliären Kinderbetreuung haftet nach wie vor ein schlechter Ruf an, man denke hierbei etwa an den Ausdruck der ‚Rabenmutter', die ihr Kind weggibt. Das zunehmend unrealistische Idealbild der Kindererziehung im kollektiven Gedächtnis repräsentiert scheinbar unverändert die Hausfrau der 1950er Jahre, die sich dem Kind zumindest in dessen ersten Lebensjahren voll und ganz widmen kann. Das Zentrum ihres Aktionsradius' stellt klischeehaft der Küchenherd dar. Nicht umsonst werden offene, in den Wohnraum einbezogen Küchen bis heute vielfach mit dem Argument angepriesen, dass ‚die Hausfrau dabei ihre spielenden Kinder stets im Auge hat'. Andernorts werden ähnliche Raumkonstellationen im Hochpreis-Immobiliensektor als Refugium der in der offenen Küche gleichzeitig ‚separierten und integrierten Frau' beworben.[147]

Abb. 59: Offene Küche in England, 1950er/1960er Jahre

Wenngleich die heutige Lebensrealität sich immer mehr dem Ideal der Kleinfamilie der 1950er Jahre und den entsprechenden Konnotationen einer oberflächlich ‚heilen Welt' entfernt, hat sich in den Köpfen vieler wenig geändert. Von Frauen erwartet die Gesellschaft, eine zusätzliche Aufgabe (Lohnarbeit) zu übernehmen, ohne den ihnen traditionell zugesprochenen Arbeitsbereich (Haushalt/Kindererziehung) aufzugeben. Von Männern wird hingegen noch immer viel zu selten eingefordert, zusätzlich zu dem ihnen traditionell zugesprochenen Arbeitsbereich (Lohnarbeit) weitere Aufgaben (Haushalt/Kindererziehung) zu übernehmen. Außerdem liegen zwischen bloßer Einforderung bzw. grundsätzlichem Einverständnis damit und tatsächlicher Umsetzung durch die männliche Bevölkerung oft Welten. Diese Doppelbelastung der Frau stellt

[147] Reportage „betrifft: Wohnträume", SWR Fernsehen, 7.1.2008

aber eine nach wie vor existente Unterdrückung durch Strukturen des Patriarchates dar.[148]

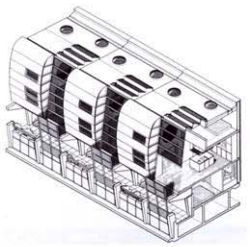
2.3 Diskussion und Lösungsansätze in Marxismus und Feminismus

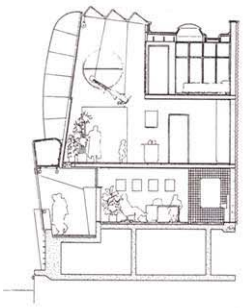
Die Diskussion der Hausarbeit (sowie die darin implizierte Ausbeutung von Frauen) in Marxismus und Feminismus dreht sich meist um die Frage, ob und wie unbezahlt geleistete Hausarbeit der Lohnarbeit gleichzusetzen ist bzw. ob und wie beide voneinander abhängen und sich wechselseitig unterstützen und bedingen. Dabei stehen die Pole öffentlich – privat sowie politisch – persönlich im Diskurs.[149] Kann es Lohnarbeit ohne den Hintergrund der Hausarbeit überhaupt geben? Ist demzufolge die Hausarbeit als unbezahlte Tätigkeit Voraussetzung für die Regeneration und Reproduktion von Arbeitskraft, sozusagen als Tätigkeit im Hintergrund, die dem Arbeiter (unter Annahme eines männlichen Haupt- oder Alleinverdieners) ‚den Rücken freihält'? Inwiefern muss dann trotzdem die informelle Leistung der Hausarbeit anteilsmäßig an die Lohnarbeit (und damit deren Bezahlung) angerechnet werden?
Darüber hinaus steht neben der Frage einer möglichen Entlohnung von Hausarbeit auch die generelle Aufteilung von Erwerbsarbeit und Hausarbeit auf beide Partner(innen), sodass beide zu gleichen Teilen für bezahlte Erwerbsarbeit und unbezahlte Hausarbeit zuständig sind.

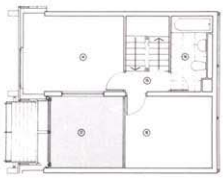
Arbeit, Mehrwert und Ausbeutung im Marxismus

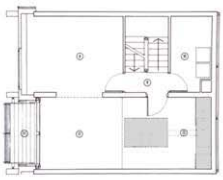
Die marxistische Analyse definierte Mitte des 19. Jahrhunderts die Parameter des Kapitalismus:
Der Begriff *Arbeit* umfasst alle gesellschaftlich normierten nützlichen Tätigkeiten, die Güter, Gebrauchswerte und Dienstleistungen produzieren. (*Produktion*)
Reproduktion im Haushalt schafft ebenfalls in nützlicher Weise Gebrauchswerte, allerdings unentgeltlich.[150]
Erwerbsarbeit oder *Lohnarbeit* produziert Güter für den Tausch am Warenmarkt. – *Hausarbeit* oder *Subsistenzproduktion* erzeugt Güter vorrangig für den eigenen Verbrauch, die nicht direkt dem Warenmarkt zugeführt werden.
Für die Produktion und die Reproduktion von *Arbeitskraft* im Kapitalismus sind immer zwei Komponenten nötig: einerseits (Lohn-)Arbeit, die Waren erzeugt, die dann im Tausch gegen Lohn auf Märkten erworben werden müssen; und andererseits (Haus-)

[148] zu Familienstrukturen vgl. SCHRUTKA-RECHTENSTAMM 1987
[149] vgl. JAGGAR/McBRIDE 1989; ARENDT 1967
[150] zur Diskussion ‚Produktion – Reproduktion' vgl. JAGGAR/McBRIDE 1989









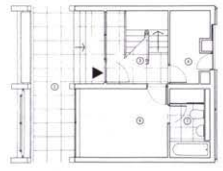


Abb. 60: Maisonette mit offenem Wohn-Ess-Kochbereich. Nicholas Grimshaw u. a., London 1986-1988

Arbeit, die unbezahlt geleistet wird und im Tauschwert der Arbeitskraft nicht direkt enthalten ist.[151]
In Arbeiterhaushalten tritt Hausarbeit in beiden Formen zugleich auf: als Gebrauchswert-orientierte Arbeit (ohne verfügbaren Tauschmarkt) und als Tauschwert-orientierte Arbeit (weil nötig, um ‚Arbeitskraft' für den Arbeitsmarkt als Ware zu (re-)produzieren.[152]
Die Arbeitswerttheorie von Karl Marx beschreibt die Kategorien Arbeit, Arbeiter und Arbeitskraft. Die Arbeitskraft ist jenes Gut, das effektiv als Ware am Arbeitsmarkt verkauft wird: vom Arbeiter an den Kapitalbesitzer, um Arbeit (Leistung) erbringen zu können. Entsteht eine Differenz zwischen dem Tauschwert der Arbeitskraft (als Ware am Markt) und dem erzeugten Wert durch die Arbeitskraft (Wertbildung in der Produktion), spricht man von Mehrwert. Marx sieht in diesem Mehrwert, der dem Kapitalbesitzer zufließt, die Ausbeutung der Arbeitskraft.[153]

Von feministischer Seite werden diese Definitionen aber als unzureichend angesehen.[154] Gudrun-Axeli Knapp spricht neben der ‚Arbeitskraft' vom *Arbeitsvermögen*, welches soziale Zuschreibungen von Tätigkeitsfeldern für einzelne Gender- oder Sexus-Gruppen beinhaltet (etwa Hausarbeit)[155]. Regina Becker-Schmidt plädiert für ein stark erweitertes Spektrum von ‚Arbeit':

> „Wichtige Prozesse, die gesellschaftliche Kontinuität gewährleisten, entgingen der produktionszentrierten Sichtweise. Die Fokussierung auf Herstellung und Verwertung von Gütern, auf die Ausbeutung von Lohnarbeit, schob die Frage in den Hintergrund, an welche Organisationsformen eigentlich die Erzeugung von Menschen, das Weiterbestehen von Populationen und deren Kulturen gebunden ist. Die Reproduktion von sozialem Leben und Lebensverhältnissen umfaßt jedoch mehr als die Zyklen von Warenproduktion und Wertrealisation."[156]

Neben der ‚ökonomischen (Erwerbs-)Arbeit' existiert eben auch die ‚gesellschaftliche Arbeit'. Es handelt sich dabei um Tätigkeiten ohne verpflichtende Bindung an spezielle Personen (‚Beruf' Lehrerin), sondern für einen offenen Personenkreis (‚unbezahlte Leistung' Nachbarschaftshilfe).[157]

[151] vgl. MARX 1867/1957, „Der Produktionsprozeß des Kapitals", 15-391
[152] vgl. BAUBÖCK 1988, 1f
[153] vgl. MARX 1867/1957, 170ff
[154] vgl. SENGHAAS-KNOBLOCH 1999; GÜRTLER o.J.
[155] vgl. den Text von Gudrun-Axeli Knapp: „Arbeitsteilung Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen." KNAPP 1987
[156] BECKER-SCHMIDT 1987, 188
[157] vgl. SCHLOTHFELDT 2000, 381f

Wie unreflektiert zum Teil noch immer über bezahlte und unbezahlte Produktion diskutiert wird, zeigt eine Passage in „Das bevorzugte Geschlecht“ von Martin van Creveld auf. Das kontroverse Buch versucht historische Belege für angebliche Mythen feministischer Geschichtsschreibung zu finden. Zur Arbeitsteilung im Zuge der Industrialisierung heißt es: „Hatten zuvor die meisten Frauen zumindest irgendeine produktive Tätigkeit verrichtet, so wurde jetzt die Kategorie der Vollzeitmutter und -hausfrau erfunden.“[158] Selbst wenn die Aussage die Marx’sche Definition von ‚produktiv’ heranziehen sollte, so klassifiziert sie doch jede Tätigkeit außerhalb bezahlter Arbeit als ‚unproduktiv’ und verkennt die geleistete Hausarbeit als Grundvoraussetzung einer funktionierenden kapitalistischen Gesellschaft.

Der ‚Wert’ der Frauenarbeit

Nur in seiner frühen Gesellschaftstheorie weist Marx klar auf die Problematik der Hausarbeit und der geschlechtsspezifischen Aufteilung der Reproduktionsarbeit hin, er beschreibt Frau und Kinder als ‚Sklaven des Mannes’. Später wird (industrielle) Frauenarbeit in der marxistischen Analyse nicht geschlechtsspezifisch beleuchtet und kommt außer in der Warenproduktion nicht mehr als ökonomische Kategorie vor, fließt also als unbezahlte Reproduktionsarbeit nicht explizit in die Theorie vom Mehrwert der Arbeit ein.[159] Becker-Schmidt äußert über die Betrachtung der Frau bei Marx, dass diese in seinen Schriften nicht als handelndes Subjekt, sondern als (Tausch-)Objekt des Handels des Mannes dargestellt werde.[160]

Analog zur These der Ausbeutung der Arbeitskraft in der Produktion ließe sich eine weitere Annahme erstellen: Die im Haushalt geleistete Reproduktionstätigkeit erzeugt gleichfalls einen Mehrwert (Überschuss der notwendigen Zeit, um den Wert der Arbeitskraft für den Markt zu erzeugen), welcher wieder dem Kapitalbesitzer (als Käufer der Arbeitskraft) zufließt.
Die im Lohnarbeiterhaushalt tätige Frau ermöglicht es ihrem Mann, seine Arbeitskraft als Ware günstiger anzubieten, da sie die Reproduktionsaufgaben übernimmt. Der Mann kann dadurch wiederum mehr Zeit in die Erwerbsarbeit investieren: „Die Mehrarbeit der Männer in den Betrieben wird durch die Mehrarbeit der Frauen in den Haushalten ermöglicht, da letztere die Männer von den Aufgaben der Reproduktionssicherung entlasten.“[161]

[158] CREVELD 2003, 129
[159] vgl. BAUBÖCK 1988, 44 u. 26
[160] vgl. dazu den Text von Regina Becker-Schmidt „Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse“. BECKER-SCHMIDT 1987
[161] BAUBÖCK 1988, 20

Somit entsteht ein doppeltes Herrschaftsverhältnis in der Ausbeutung von Frauen: in erster Linie sozial (Patriarchat), in zweiter Linie ökonomisch (Kapitalismus).

Christine Woesler de Panafieu beschreibt den Abstraktionsvorgang, der Gebrauch und Tausch von Waren trennt: „Das Spezifische der Tauschabstraktion ist die Abwesenheit von Gebrauch, Nützlichkeit oder Konkretheit.“[162] Deshalb solle die Leistung von Hausarbeit nicht auf den Wert der (außerhäuslichen) Tauscharbeit aufgerechnet werden, die nach Marx in die Schaffung von Mehrwert mündet, sondern als eigenständige Kategorie des Gebrauchs, die der Reproduktion dient. Sie wird unmittelbar und direkt konsumiert, ist konkret, nützlich und wird ‚gebraucht'.

Abb. 61: Hemmnisse für die Erwerbstätigkeit von Frauen

Hemmnisse für Erwerbstätigkeit der Frauen
September 1995

Tabelle 89

Gründe [1]	Genannte Gründe von nicht-erwerbstätigen Frauen folgender Altersgruppen (vollendete Jahre)											
	insgesamt		15 - 24		25 - 29		30 - 34		35 - 44		45 - 59	
	in 1.000	in %	in 1.000	in %	in 1.000	in %	in 1.000	in %	in 1.000	in %	in 1.000	in %
Freude, Interesse an Kinderbetreuung/Haushaltsarbeit	176,3	17,7	8,9	3,9	27,1	30,5	35,6	34,2	57,4	33,8	47,2	11,6
Zuviel Arbeit im Haushalt/mit den Kindern	184,7	18,5	9,0	4,0	18,8	21,2	35,4	34,0	59,5	35,0	61,9	15,3
Keine geeignete Unterbringungsmöglichkeit für Kinder	49,2	4,9	3,5	1,5	12,5	14,1	15,8	15,1	12,5	7,4	4,9	1,2
Um genug Zeit für mich selbst und meine Interessen zu haben	34,6	3,5	2,4	1,1	1,4	1,5	3,1	3,0	9,4	5,5	18,3	4,5
Wunsch des Gatten/Gattin, der Familie	173,9	17,5	6,1	2,7	15,5	17,4	20,4	19,6	42,8	25,2	89,1	21,9
Pflege von kranken u. betreuungsbedürftigen Erwachsenen	34,2	3,4	0,8	0,4	0,6	0,7	2,3	2,3	7,7	4,5	22,8	5,6
Kein Arbeitsplatz in meiner Region	41,9	4,2	8,1	3,6	3,5	3,9	7,1	6,8	9,7	5,7	13,6	3,3
Arbeitsplatz entspricht nicht meiner Ausbildung	18,6	1,9	2,1	0,9	3,3	3,7	1,9	1,8	6,3	3,7	5,0	1,2
Arbeitsplatz wäre zu gering bezahlt	13,7	1,4	1,8	0,8	1,6	1,8	2,5	2,4	3,8	2,3	3,9	1,0
Keinen Arbeitsplatz mit passender Arbeitszeit zu Kinderbetreuungszeiten	31,9	3,2	1,7	0,7	9,5	10,7	9,8	9,4	7,6	4,5	3,3	0,8
Arbeit durch Verlust von Beihilfen nicht lukrativ	12,5	1,3	0,4	0,2	2,3	2,6	2,0	1,9	3,2	1,9	4,7	1,2
Sonstige berufliche Gründe	34,4	3,5	7,0	3,1	3,2	3,6	2,7	2,6	7,8	4,6	13,8	3,4
Gesundheitliche Gründe	243,9	24,5	7,3	3,2	5,0	5,6	7,1	6,8	17,2	10,1	207,4	51,1
Sonstige Gründe (z. B. Ausbildung; nur vorübergehend nicht erwerbstätig, usw.)	242,5	24,3	181,2	79,8	22,5	25,3	10,2	9,8	14,0	8,2	14,6	3,6
Nichterwerbstätige Frauen insgesamt	**996,1**	.	**227,2**	.	**88,9**	.	**104,2**	.	**170,0**	.	**405,9**	.
Insgesamt	996,1		227,2		88,9		104,2		170,0		405,9	

Quelle: Mikrozensus (Lebensunterhaltskonzept).
1) Mehrfachnennungen möglich.

Familienlohn und Individuallohn[163]

Der Begriff Familienlohn stützt sich auf die Annahme, dass der Mann mit seinem Lohn die gesamte Familie alleine ernähren kann und seine Ehefrau daher nicht selbst erwerbstätig sein muss. Diese Argumentation geht aus dem patriarchalischen Interesse hervor, den Mann als Familienoberhaupt zu betrachten, und stützt die Argumentationslinie zugleich wiederum unter dem Aspekt der finanziellen Abhängigkeit. Die darin implizierte Geschlechterteilung mit ihrem Machtverhältnis – der Ehemann als Familienoberhaupt trifft relevante Entscheidungen für die ihm untergeordneten Familienmitglieder – spricht der Frau den ökonomischen Wert ihrer Arbeit ab, sie und ihre Bedürfnisse werden sozusagen dem Arbeitswert des Mannes zugeschlagen.

[162] WOESLER DE PANAFIEU 1987, 103
[163] vgl. KREBS 2002: ‚Recht auf Arbeit oder Grundeinkommen?', 195ff

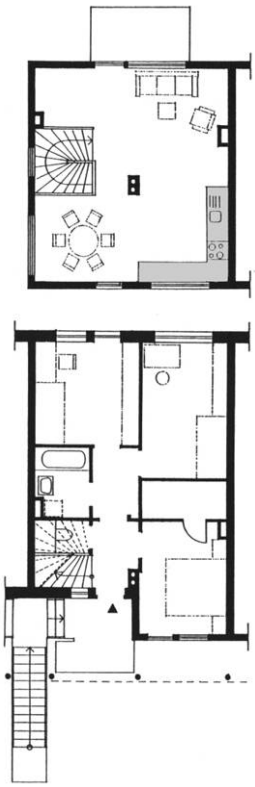


Abb. 62: ‚Turmmaisonette': offener Wohn-Ess-Kochraum im OG. Hubert Rieß u. a., Graz 1985-1987

Durch die Erwerbstätigkeit von Frauen und Kindern und die Einführung von Individuallöhnen – der Kapitalbesitzer versucht, die gesamte Lohnsumme der Familie konstant zu halten – sinkt effektiv der Arbeitskraftwert der Einzelperson: Die Folge ist die ‚Entwertung' der Arbeit.
Das kann für die Arbeiterfamilie nur durch Steigerung der Arbeitsleistung ausgeglichen werden. Allerdings geschieht diese „immer auf Kosten der Frau, da sich mit ihrer Lohnarbeit ja die Arbeitslast im Haushalt nicht verringert oder anders zwischen den Geschlechtern geteilt wird."[164]
Die Ideologie, dass der Mann den Hauptteil des Einkommens erwirtschaftet und die Frau nur zuverdient, erweckt außerdem den Eindruck, die Frau *brauche* keine höhere Entlohnung – und schützt auf diese Weise die Interessen jener, die von geringeren Individuallöhnen der Frau profitieren.

Entlohnung von Hausarbeit

Die Führung eines privaten Haushaltes erfordert zweifellos ein umfangreiches Anforderungsprofil. Das Praxisberufsbild der Hausfrau/des Hausmannes umfasst Qualifikationen in wirtschaftlichen, organisatorischen und sozialen Bereichen, z.B. ‚Wohnungspflege', ‚Zeitplanung' und ‚Sozialkontakte erhalten'. Die Anerkennung des Berufs ‚Hausfrau' oder ‚Hausmann' bringt jedoch nicht automatisch die Vorteile einer Erwerbstätigkeit mit sich (Trennung beruflich – privat, Entlohnung, Versicherung, Altersversorgung etc.).[165]

Die Forderung nach Lohn für Hausarbeit wird in der feministischen Theorie überaus kontrovers diskutiert.[166] Sie ist der Forderung nach einer gerechten und geschlechterunabhängigen Aufteilung von Erwerbs- und Hausarbeit entgegengesetzt, impliziert sie doch das Modell eines Hauptverdieners/ einer Hauptverdienerin und einer mit Reproduktionsarbeit betrauten Person. Die scheinbare Aufwertung von Tätigkeiten der Familienversorgung durch Bezahlung impliziert das gleichzeitige Fernbleiben vom Erwerbsleben. Der feministische Standpunkt hinterfragt, wer eigentlich vom Ausschluss einer bestimmten Personengruppe – meist Frauen – als ‚Konkurrenz' aus der Lohnarbeit profitiert. In vielen Fällen sind dies männliche Hauptverdiener. Darüber hinaus besteht die Gefahr, dass durch die angestrebte Entlohnung der ansonsten gratis als ‚Liebesdienst' verrichteten Versorgungsarbeit Rollenzu-

[164] BAUBÖCK 1988, 58
[165] vgl. DÖRPINGHAUS 1991, 14f
[166] vgl. KREBS 2002: ‚Die Lohnforderung für Familienarbeit', 75ff u. ‚Neun Einwände gegen die Entlohnung von Familienarbeit', 85ff; 245ff

schreibungen verfestigt werden, anstatt sie aufzulösen. Und entlohnte Arbeit kann vehementer eingefordert werden als nicht entlohnte. [167]

Für einen Hausarbeitslohn wird oft mit dem Argument der Achtung geworben: Bezahlte Arbeit sei gute, wertvolle Arbeit, deshalb würde im Zuge dessen auch das Ansehen der/des Ausführenden steigen. Der Schwachpunkt dieser Argumentation liegt darin, dass er unbezahlte Tätigkeiten generell als minderwertig einstuft. Von dieser Klassifikation profitieren jene, die unbezahlte Arbeit nicht selbst ausführen müssen. Wer in der gesellschaftlichen Hierarchie höher steht, kann Arbeit delegieren. Simone de Beauvoir, erklärte Gegnerin des Hausarbeitslohns, meint dazu: „Es gibt keine Tätigkeit, die an sich erniedrigend ist. Alle Tätigkeiten sind gleichwertig. Fenster putzen, warum nicht? […] Erniedrigend sind die Bedingungen, unter denen man das Fensterputzen verrichtet: in der Einsamkeit, der Langeweile, der Unproduktivität, der Nicht-Integration ins Kollektiv.“[168]

DER MONETÄRE WERT DER HAUSHALTSARBEIT
(Zeit in Minuten; Lohn in Milliarden Schilling)

	Insgesamt		Männer		Frauen		
	Zeit pro Wo./Pers.	Lohn[1)]	Zeit pro Wo./Pers.	Lohn[1)]	Zeit pro Wo./Pers.	Lohn[1)]	Anteil in %
Aufräumen, Wäsche usw.	95	224,83	37	41,18	147	184,31	81,98
Kochen	46	108,86	12	13,35	77	96,54	88,68
Einkaufen	27	63,90	20	22,,6	34	42,63	66,71
Kinderbetreuung	23	54,43	11	12,24	33	41,37	76,01
Gartenarbeit	16	37,87	16	17,81	5	18,81	49,67
Handwerkliche Tätigkeit	11	26,03	21	23,37	3	3,76	14,45
Sonstiges	18	42,60	13	14,47	21	26,33	61,81
Haushaltsarbeit zusammen	236	558,52	130	144,68	330	413,75	74,08

[1)] Arbeitszeit hochgerechnet auf alle Personen pro Jahr multipliziert mit kollektivvertraglichem Lohn für Haushaltshilfen
Quelle: Mikrozensus 1992; eigene Berechnungen

Abb. 63: Der Wert unbezahlter Hausarbeit 1992. (ATS 558 Mrd. = 40,6 Mrd. EUR)

Rainer Bauböck sieht in der Entlohnung von Hausarbeit keine Alternative zu veränderten Rahmenbedingungen: „Das Ziel muß die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung selbst sein.“[169] Eva Dörpinghaus sieht in der Bezahlung von Hausarbeit einen ersten Schritt zu einer geschlechterdemokratischeren Gesellschaft mit leistungsgerechter Entlohnung, ist sich aber der

[167] vgl. dazu auch KREBS 2002: ‚Lohn-für-Hausarbeit-Modell’, 69f
[168] SCHWARZER 1985, 147
[169] BAUBÖCK 1988, 25

Gefahr von verstärkten Rollenzuschreibungen bewusst.[170] Und zur Rollenfestschreibung von Hausarbeit als weiblicher Tätigkeit stellt Alice Schwarzer trocken fest: „Männerhände könnten genausogut Kartoffeln schälen und Kinderpopos pudern – das machen wir schließlich nicht mit der Gebärmutter…“.[171]

Auslagerung von Hausarbeit/Kollektivierung

Vielfach wurde und wird im Diskurs des Hausarbeitsthemas behauptet, ‚hausfrauliche' Tätigkeiten seien nicht produktiv und daher der Lohnarbeit nicht gleichzusetzen. Im vorherigen Kapitel wurde die Gefahr der Rollenzuschreibung durch Bezahlung von Hausarbeit erläutert, wenngleich mit dieser Forderung immerhin anerkannt wird, dass Hausarbeit an sich eine gesellschaftlich und darüber hinaus gesamtwirtschaftlich wertvolle Tätigkeit darstellt.

> „Auch wenn Hausarbeit in unserem Gesellschaftssystem weitgehend als Privatsache angesehen wird, sie ist in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung nicht mit Null anzusetzen! Sie ist eine Leistungsgröße, ohne die dieses System gar nicht funktionieren würde. Sie wird von vielen immer noch als Anhängsel des Produktionsprozesses betrachtet. Übersehen wird dabei, daß sie es ist, die überhaupt erst die Grundlage für unser Wirtschaftssystem schafft.“[172]

Das wird insofern dadurch untermauert, dass klassische Haushaltsarbeiten in dem Augenblick, in dem sie außer Haus delegiert und kapitalistischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen werden, meist selbstverständlich bezahlt werden (ausgenommen Nachbarschaftshilfe o. ä.). Direkt eingebunden in das System von Ware/Dienstleistung und Entlohnung kommen außerdem ökonomische Aspekte der Rationalisierung zum Tragen. Die vorher privat erledigte (Haus-)Arbeit kann Ressourcen schonend, zeitsparend, zentral von professionell ausgebildeten, spezialisierten Kräften ausgeübt werden.

Dazu kommt eine klarere Trennung von gesellschaftlicher Arbeit, die in Gemeinschaftseinrichtungen auslagerbar ist (‚Familienarbeit'), und von dem Charakter nach privater Partnerarbeit, die nicht in den ökonomischen Bereich ausgelagert wird.[173]

> „Eine erste Unterdrückung der Frauen durch das Familienleben wird aufgehoben sein, wenn der Mann an allen Haus-

[170] vgl. DÖRPINGHAUS 1991, 99ff
[171] SCHWARZER 1985, 146
[172] DÖRPINGHAUS 1991, 48
[173] vgl. dazu auch KREBS 2002: ‚Lohn-für-Familienarbeit-Modell', 71

> arbeiten teilnimmt. […] Eine reine Anpassung des Mannes wird nicht ausreichen: die Hausarbeit muß neu überdacht werden. Ein großer Teil der Hausarbeit könnte wirksamer und angenehmer in einer Wohngemeinschaft verrichtet werden […] Ist es wirklich nötig, daß jede Familie – wenn sie es kann – ihre Waschmaschine, ihr Auto, ihre Geschirrspülmaschine, ihren Fernseher hat? Was sind die wirklichen Gründe dafür, wenn nicht Egoismus und Angst? Nichts stünde einer Kollektivierung dieser Maschinen im Wege, wenn das Ehepaar als Konsumeinheit nicht das oberste Prinzip dieser Gesellschaft wäre. Dabei wäre das eine Möglichkeit, die Konkurrenzkämpfe, die Produktion, die Erwerbssucht und letztlich auch die Verschwendung zu bremsen.“[174]

Neben wirtschaftlichen kommen auch soziale Momente zu tragen. Die Tätigkeit einer allein im privaten Haushalt arbeitenden Person kann zu mangelnden Sozialkontakten und somit zu Vereinsamung und Depression führen.

> „Immer wieder wird von Hausfrauen geäußert, daß die Isoliertheit ihrer Arbeit und der mangelnde Kontakt zu Erwachsenen ein weiteres großes Problem in ihrem Alltag darstellt. An ihrem einsamen Arbeitsplatz erfahren Frauen nichts über den Wert der eigenen Arbeitsleistung und deren gesellschaftliche Bedeutung. Hausfrauen haben keine Kolleginnen wie Berufstätige. Es gibt zwar in ihrer Umgebung viele andere Frauen, die die gleiche Arbeit erledigen. Doch werkelt jede allein in ihrer Wohnung vor sich hin. Untereinander Kontakt aufzunehmen, bedeutet, Schwellen zu überwinden.“[175]

Eine Gegenmaßnahme zur Vereinsamung haushaltsführender Personen können Gemeinschaftszentren sein, die nicht nur soziale Kontakte und Erfahrungsaustausch gewährleisten, sondern zum

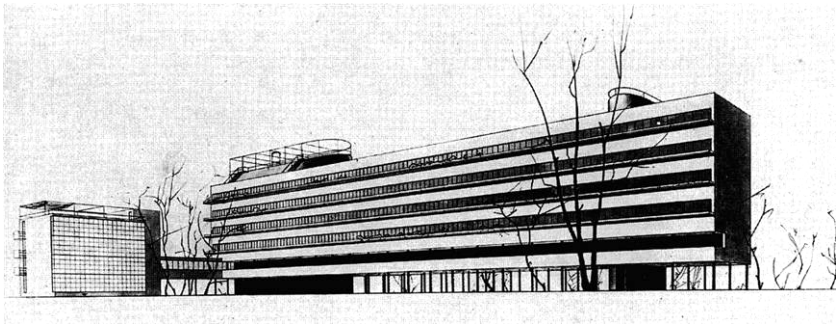


Abb. 64: Wohnhaus (rechts) mit Gemeinschaftseinrichtungen (links) in der Sowjetunion. Moskau 1928-1930 (siehe S. 110)

[174] SONTAG 1985, 214
[175] DÖRPINGHAUS 1991, 61

Teil auch die gemeinsame Bewältigung von Hausarbeit ermöglichen. (vgl. Kap. 5.2 *Beispiel: Selbsthilfeprojekt Mütter-/Familien-/Nachbarschaftszentren,* S. 150) Die Größe des sozialen Netzwerks hängt vom Alter ab: Jüngere haben meist ein größeres Netzwerk und die Möglichkeit, Unterstützung zu beanspruchen als Ältere. Alleinlebende benötigen zur Organisation des Haushaltes in der Regel mehr Dienstleitungen als in Familien und ähnlichen Sozialformen Lebende. Damit verknüpft ist die Problematik der raumzeitlichen Regelung anfallender Aufgaben und das notwendige, aber aufwändige Kontaktieren von immer mehr Institutionen zusätzlich zur Erwerbstätigkeit.[176]

Ressourcentypen mit Beispielen

	Haushaltsinterne Ressourcen		*Haushaltsexterne Ressourcen*
	Personale Ressourcen	*Familiale und hauhalts-bezogene Ressourcen*	
physisch / materiell	Körperliche Gesundheit, persönliche Einkommen und Vermögen	Haushaltseinkommen, Finanzvermögen Konsumtivsachvermögen Produktivvermögen	Sozialleistungen, Subventionierung von Kindergärten, instrumentelle Unterstützung durch Freunde, Verwandte, Nachbarn und Institutionen
psychisch / immateriell	Humanvermögen Selbstwert, Sprachkompetenz, soziale Kompetenz, Leistungsbereitschaft, Verzichtsbereitschaft	Problemlösungskapazität, Familienregeln, Solidaritätspotenzial	Emotionale Unterstützung durch Freunde, Verwandte, Nachbarn und Institutionen

Abb. 65: Beispiele von internen und externen Ressourcen, die einem Haushalt zur Verfügung stehen.

In der Konzeption der Kollektivierung und/oder Auslagerung von Hausarbeit können grundsätzlich drei Ansätze unterschieden werden:

• *Gemeinschaftliche Ausstattung*: Geeignete Räume, technische Geräte usw. werden allen Nutzern zur Verfügung gestellt und nach Absprache für den Eigenbedarf verwendet (gemietet). Subsidiäre ‚*Tätigkeit'* (vgl. Waschküchen). Relativ einfache zeitliche Koordination.

• *Gemeinschaftliche Nutzung und Ausstattung*: Räume und Technik werden von einer oder mehreren Personen zugleich genutzt, produziert wird für den Bedarf der Gruppe, mit wechselnder gegenseitiger Versorgung. Bei mehreren Teilnehmern rasch äußerst komplexe raumzeitliche Koordination; Frage von Zuständigkeiten, Arbeits- und Rollenverteilung. Subsidiäre *‚Tätigkeit für andere'* – ‚(*gesellschaftlicher) Leistungsaustausch*' (vgl. Nachbarschaftshilfe).

[176] vgl. KUTSCH/OTT 1994, 151

• *Auslagerung – Leistungserwerb gegen Bezahlung*: Bezahlte Produktion/Dienstleistung, innerhalb oder außerhalb der Gemeinschaft. Relativ einfache zeitliche Koordination, Frage der Finanzierung/Rentabilität. Kapitalistische *‚Produktion'* (vgl. Kantinen).

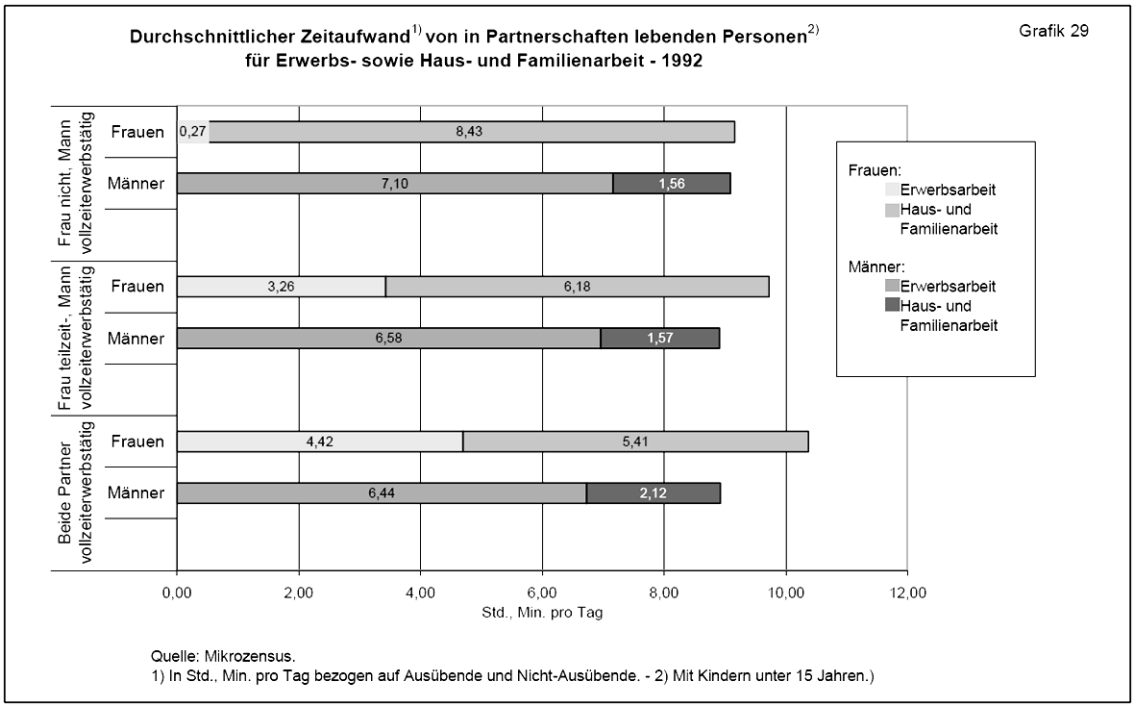
Allerdings finden sich auch Widersprüchlichkeiten, die zu hinterfragen sind. Zum einen setzt die Konsumation außerhäuslicher Dienstleistungen entweder entsprechende Finanzmittel für den/die Einzelne oder staatliche Förderprogramme für bestimmte Bevölkerungsgruppen voraus. Hierbei besteht die Gefahr, dass gesellschaftliche/institutionalisierte Einrichtungen nicht von allen sozialen Schichten gleichermaßen genutzt werden können. Dies kann wiederum dazu führen, dass Personengruppen, die ohnehin stärker doppelt belastet sind (z.B. Alleinerzieher/innen), sich nicht so einfach aus tradierten Rollenbildern und den damit verknüpften Tätigkeitsbereichen lösen können.

Zum anderen ist zu beobachten, von wem Arbeiten des traditionell weiblichen Haushaltssektors privatwirtschaftlich verrichtet werden. Berufe, die die Bereiche Kindererziehung (vor allem frühkindliche Betreuung), Reinigung, Textilverarbeitung, Nahrungsmittelverarbeitung, Verkauf oder Verwaltungstätigkeiten (Sekretariat) betreffen, sind in den unteren Hierarchieebenen meist durch Frauen repräsentiert. Dazu korrespondieren die Themen Bildung, Lohnniveau und Aufstiegsmöglichkeiten, die die mehr oder weniger

Abb. 66: Das ‚haushälterische Dreieck'.

offene Diskriminierung weiblicher Erwerbstätiger ermöglichen. Dazu sagt Susan Sontag: „Die Forderung […], daß Frauen ohne Ausnahme Zugang zu allen Berufen haben sollen, ist radikal. […] Damit die Klischees verschwinden, muß das Prinzip der Gemischtheit in allen Formen des Unterrichts und in allen Berufen anerkannt sein.“[177]

Abb. 67



Gerechte Verteilung der Hausarbeit

Die ungleiche Situation der Aufteilung von Hausarbeit beruht auf überlieferten Familienbildern, die sich auf patriarchalische Machtansprüche berufen. „Während die Gesamtarbeitszeit der Frauen bei zunehmender Erwerbstätigkeit ansteigt, bleibt jene ihrer Partner davon nahezu unbeeinflusst. Daraus kann gefolgert werden, dass die Erwerbstätigkeit der Frauen keine nennenswerte Zunahme der Mithilfe im Haushalt durch ihre Partner mit sich bringt“.[178] Seit einigen Jahrzehnten sind Wandlungstendenzen abzulesen, die sich von Generation zu Generation verstärken. Hierbei kann eine Liberalisierung im Verhältnis der Geschlechter zueinander und der damit verbunden Rollenbilder und Aufgabenzuteilungen im privaten Hausarbeitsbereich beobachtet werden. (Vgl. dazu Abb. 54, S. 61) Das hat jedoch nur bedingte Auswirkungen auf die nach Geschlecht aufgewendete Zeit für Haushalt und ‚reproduktive Tätigkeiten’.

[177] SONTAG 1985, 211
[178] STATISTIK AUSTRIA 2002, 89

Michel Foucault hebt die Bedeutung der Familie als Disziplinierungsinstanz hervor: „… so wird eines Tages zu zeigen sein, wie sich die innerfamiliären Beziehungen, vor allem in der Zelle Eltern/Kinder, ‚diszipliniert' haben, indem sie seit dem klassischen Zeitalter äußere Modelle […] übernommen haben, wodurch die Familie zum Hauptort der Disziplinarfrage nach dem Normalen und Anormalen geworden ist".[179] Innerhalb von Familienstrukturen existieren Mechanismen der Kontrolle, die Rollenzuschreibungen festlegen (können) und kontrollieren.

Die erste Sozialisation von Kindern findet in der Familie statt. Die Selbstverständlichkeit, mit der Rollenverteilung und Aufgabenverteilung von Eltern (vor)gelebt werden, bietet Kindern eine spätere Orientierung – sowohl in ablehnender als auch imitierender Weise.[180] Eine Wandlung traditioneller Familienbilder der Elterngeneration hat deshalb zweifelsfrei Auswirkungen auf das spätere Gestalten der eigenen Lebensverhältnisse und Rollenbilder in der Kindergeneration. Die Anstrengungen am Weg zu diesem Ziel scheinen manchmal nicht zu unterschätzen: „Die ‚Umerziehung' von Männern für den Haushalt, falls sie überhaupt gelingt, ist […] ein Jahrtausendprojekt."[181]

Die Frage der Aufteilung von Hausarbeit ist strukturell mit jener der Reduktion der formellen Arbeitszeit (Erwerbsarbeit) verbunden. Die notwendige Gesamtarbeitszeit wird neu aufgeteilt zwischen Hausarbeit und Erwerbsarbeit, und zwar zu gleichen Teilen für beide Partner. Damit verknüpft scheint eine Aufwertung und Neubewertung des ‚Sinns' von Hausarbeit nötig.[182]
Um nicht nur eine gerechte Verteilung der häuslichen Arbeit zu erreichen, sondern diese für alle Hausarbeits-Beteiligten soweit wie möglich zu rationalisieren und vereinfachen, scheint daher eine Koppelung mit der Einrichtung und Inanspruchnahme gesellschaftlicher Einrichtungen sinnvoll (vgl. vorhergehendes Kapitel). Diese Einrichtungen können eben sowohl ausgelagert als auch selbstbestimmt in Form von Wohnkollektiven betreut werden.
„Es muß ein Mechanismus installiert werden, der sicherstellt, daß gesellschaftliches Prestige nicht von bezahlter Arbeit abhängt und unentgeltliche Arbeit, sei es zu Hause oder in der Gemeinschaft, wirkliche Wertschätzung erfährt."[183]
(Zur Organisation von Arbeitsabläufen vgl. Kap. 2.1 *Räumliche und zeitliche Dimensionen von (Haus)Arbeit*, S. 54)

[179] FOUCAULT 1977, 277
[180] vgl. LIST 1987, 27ff
[181] GROSS 1994, 295
[182] vgl. dazu auch KREBS 2002: , Modell der Halbtagsgesellschaft', 70f; 267ff
[183] FRANKS 2002, 170f

Abb. 68: Karikatur eines Hausmannes. o.J. (1930er Jahre?)

Do you pity Mr. Brown because he has to help so much in the house, or envy him because he seems to enjoy housework so much that he does it all alone? In any case he may find it easier to do the washing-up to the strains of his favourite record, played at his request on the daily wireless programme for housewives!

Einen interessanten Aspekt liefert eine britische Langzeitstudie, die eine Gruppe 1958 Geborener untersucht (National Child Development Study). 1996 „fühlen sich jene Frauen in ihrer Ehe (oder Lebensgemeinschaft) am wohlsten, deren Männer am ehesten dazu bereit sind, zu Hause mit Hand anzulegen. Die unglücklichsten Männer, also diejenigen, die in ihrer Ehe am unzufriedensten waren, waren diejenigen, die am meisten im Haushalt mithalfen.“[184] Das lässt einerseits auf nach wie vor präsente männliche Kategorisierungen von klassischer Hausarbeit als ‚typisch weiblich' schließen, was der Versicherung der eigenen Männlichkeit dient; andererseits scheinen die raumzeitlichen Herausforderungen, die die Erledigungen des Alltags mit sich bringen, nicht immer konfliktfrei für alle Beteiligten lösbar zu sein.

Die politischen Rahmenbedingungen in Österreich verändern wollte die Aktion ‚Halbe/Halbe', die im Dezember 1996 von der damaligen Frauenministerin Helga Konrad als dreijährige Informationskampagne gestartet worden war. Nach erfolgreicher Bewusstseinsbildung für eine Reform des patriarchalischen Geschlechtervertrags (Ehemann als Familienernährer, Ehefrau als Hausfrau-Mutter) hin zu einer gerechten Aufteilung von Haus- und Erziehungsarbeit hätte eine entsprechende Gesetzesinitiative folgen sollen. Die Abwahl Konrads beendete ‚Halbe/Halbe' jedoch bereits nach sechs Wochen erfolgreicher Medienpräsenz. In der später erfolgten Eherechtsreform wurde die partnerschaftliche Verteilung der Versorgungsarbeit gesetzlich festgeschrieben, wenngleich nicht in der von ‚Halbe/Halbe' geforderten Konsequenz. [185] (Vgl. Kap. 5.3 *Aktuelle Aspekte*, S. 143)

[184] FRANKS 2002, 135
[185] vgl. STEGER-MAUERHOFER 2007

Abb. 69: …und 30 Jahre später? Veranstaltungsplakat der VHS Dortmund zum 1. Frauenforum im Revier, 1979

Kapitel 3

Gesellschaftlicher Umbruch 1: Bedingungen der Kollektivierung vor 1945

Nach amerikanischen Vorbildern um 1900 (z.B. Christine Frederick) formierten sich auch im deutschsprachigen Raum Reformkräfte zur Initiierung einer Debatte über die Rationalisierung der Hauswirtschaft. Sozialreformerinnen kämpften in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts für die gesellschaftliche Anerkennung der Hausarbeit und die Würdigung des informellen weiblichen Beitrags zur Wirtschaftsleistung sowie entsprechend ausgestattete Küchenarbeitsplätze. Wichtige Vertreterinnen dieser ersten Frauenbewegung waren Lily Braun, Auguste Lange, Marie-Elisabeth Lüders, Marie Kröhne und Jenny Apolant. Die Frauenbewegung stützte sich auf Vorreiterinnen aus Großbritannien (Octavia Hill) und den USA (Jane Addams), die bereits Ende des 19. Jahrhunderts für die Neupositionierung weiblicher Arbeit eingetreten waren.

Die Beiträge von Frauen zur Sozialdebatte behandelten vorrangig proletarische Probleme wie die Überbelegung von Wohnungen, das Phänomen der Bettgeher und die Organisation der Wohnungspflege. Als Ausweg aus der proletarischen Wohnungsmisere nahmen die Sozialreformerinnen den Wohnungsneubau, staatliche Programme, die Selbsthilfe in Genossenschaften und die Wohnungsreform der 1920er Jahre vorweg. Engagierte Frauen lieferten vielfach Anregungen zur Auf- und Umwertung von Hausarbeit. Beispielsweise veranstaltete 1912 der ‚Deutsche Lyzeum Club Berlin' die erfolgreiche Ausstellung ‚Die Frau in Haus und Beruf' unter der Leitung von Hedwig Heyl. Die Leistungsschau weiblicher Tätigkeit in Berufen (Industrie, Handwerk, Bildung, Krankenpflege, etc.) und Haushalt/Familie stellte technische Neuerungen vor. Der Lyzeum Club plädierte darüber hinaus für eine grundsätzliche hauswirtschaftliche Ausbildung für Mädchen und Buben (!) an Schulen.[186]

Die Einziehung eines Gutteils der männlichen Bevölkerung zum Militärdienst, die hohe Arbeitslosigkeit sowie die einsetzende Inflation verschlechterte die Lage lohnabhängiger Familien mit Beginn des Ersten Weltkrieges. Als Arbeitsersatz für die fehlenden Männer wurden Frauen in Produktionsbetrieben eingesetzt, im privaten Bereich jedoch entstand ein ‚soziales Vakuum' durch das oftmalige Fehlen der ‚patriarchalischen Instanz', die unangefochtener Mittelpunkt familiärer Lebensprozesse war. Die Frauen jedoch fanden durch ihren Arbeitseinsatz vielfach zu einer nicht gekannten wirtschaftlichen Selbständigkeit, gegenseitiger Solidarität und eigenem Durchhaltevermögen.[187] Der tägliche Kampf um die Versorgung mit leistbaren Lebensmitteln und Brennstoffen bewirkt darüber hinaus auch ein einsetzendes politisches Engagement bei

[186] vgl. TERLINDEN, Ulla/OERTZEN 2006, 68f
[187] SIEDER 1987, 212

vielen Frauen. Ein Gutteil der weiblichen erwachsenen Bevölkerung sah in diesem Zustand jedoch „nur eine Interimslösung: Sie akzeptierten ihre enorme Belastung durch Erwerbsarbeit, Familie und Hausarbeit, […] weil sie mit der Heimkehr der Männer aus dem Krieg das Ende ihrer Überbelastung erwarteten.“[188] Das dem nicht immer so war, liegt auf der Hand: Die zahlreichen Kriegsinvaliden stellten nach 1918 keine Entlastung, sondern eine zusätzliche familiäre Belastung dar, die in den allermeisten Fällen wieder die Frauen traf. Die „psychischen und physischen Folgen des Krieges, der Inflation und der Arbeitslosigkeit für den einzelnen“ wurden von seiner/ihrer Familie aufgefangen, diese Schutzfunktion der Familie unterstützte die Beibehaltung des konservativ-bürgerlichen Lebensmodells innerhalb der Arbeiterschaft. Hieraus erklärt sich die Ablehnung jeglicher Experimente zur Neuorganisation der Hausarbeit und ihrer geschlechtsbezogenen Sozialisierung, welche in der revolutionären Aufbruchsstimmung unter den Sozialisten entstanden waren, durch große Teile der lohnabhängigen Bevölkerung.[189]

Abb. 70: Titelbild der Broschüre ‚Auch allein – wohne fein. Die Wohnung der Junggesellin“. Elisabeth Neff, 1927

Waren technische Aspekte des Haushaltens und Arbeitsabläufe bislang der männlichen Kontrolle weiblicher Tätigkeit in Erziehung und Pflege unterworfen gewesen[190], so versuchten Frauen nun aufgrund ihrer praktischen Erfahrungen die Kontrolle über die Frauenarbeit zu erlangen. Der Konkurrenzdruck auf Frauen in der Erwerbsarbeit war ohnehin groß. Aufgrund ihrer Erfahrungen während des Krieges waren weibliche Erwerbstätige selbstbewusster denn je, wurden durch die männliche Rückeroberung der formellen Arbeit nach 1918 aber wieder in den Haushalt zurückgedrängt. Grundsätzlich war um 1920 auch unter Sozialreformerinnen die Zuständigkeit der Frau für Haushalt und Kinder akzeptiert, die Tätigkeiten im Haushalt wurden als ‚Frauenberuf’ gesehen, auf den der männliche Einfluss reduziert werden sollte.[191]

[188] SIEDER 1987, 212
[189] vgl. SIEDER 1987, 213
[190] vgl. TERLINDEN, Ulla/OERTZEN 2006, 27ff
[191] vgl. TERLINDEN, Ulla/OERTZEN 2006, 30ff

Abb. 71: Wohnungstypen für die berufstätige Frau, ausgehend von der genormten Familienwohnung (o. l.). M. Schütte-Lihotzky, 1926/27

Die Herausbildung eines neuen Frauenbildes erfolgte in den 1920er Jahren: Nach Erlangung des Wahlrechts stieg das Selbstbewusstsein, ein durch Erwerbsarbeit unabhängiges Leben führen zu können. Der angestammte Platz in der Familie schien nun nicht mehr der ökonomisch zwangsläufige zu sein, alleine zu leben wurde für immer mehr Frauen möglich und erstrebenswert. Die Fachpresse stellte zahlreiche Projekte für allein stehende Frauen vor. Frauenvereine initiierten Wohnanlagen für verschiedene weibliche Berufsgruppen. Diese ‚Wohnungen für die berufstätige Frau' reduzierten die Hausarbeit (deren Umfang war in Einpersonenhaushalten ohnehin gering) durch Gemeinschaftseinrichtungen auf ein Minimum und vereinfachten so die Wohnungsgrundrisse.

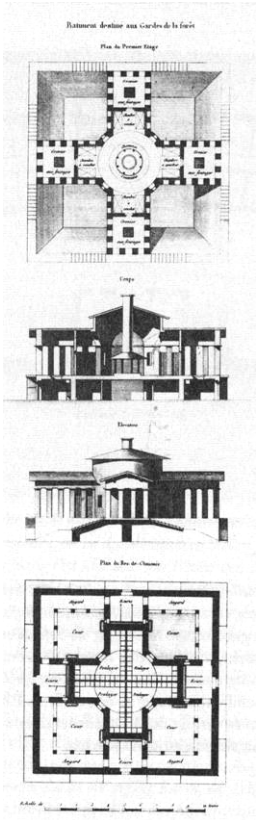


Abb. 72: Aufseherunterkunft mit Gemeinschaftskamin. C. N. Ledoux, o. J.

Einküchenhäuser und Vorläufer

Die Idee der kollektiven Haushaltsführung bezeichnet die Bestrebungen, Hausarbeit aus dem Zuständigkeitsbereich des Einzelhaushaltes in gemeinschaftlich organisierte Institutionen auszulagern. Das so entstehende Mehrparteienhaus wird als *Einküchenhaus* durch eine zentrale Gemeinschaftsküche versorgt. Wesentliches Merkmal ist entweder das komplette Fehlen einer privaten Küche im Wohnungsverband, oder die übliche Küche wird durch eine kleine Teeküche, eine Kochnische, einen Kochschrank oder (in frühen bürgerlichen Projekten) durch einen Anrichteraum ersetzt. Durch diese Maßnahme waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts erstmal Wohnungen entstanden, die von der Normgröße der Durchschnittsfamilie abwichen und beispielsweise allein stehenden Frauen trotzdem die Gründung eines eigenen Haushaltes ermöglichten. Aufgrund der Erfahrungen mit Einküchenhäusern sind heute die Planung von Gemeinschaftseinrichtungen und die immer stärkere Durchsetzung von Einraum- und Zweiraumwohnungen in Wohnsiedlungen üblich.

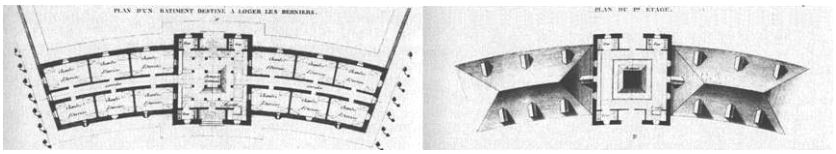


Abb. 73: Plan für ein Arbeiterwohngebäude mit Gemeinschaftskamin. C. N. Ledoux, o. J.

Europäische und amerikanische Frühsozialisten können als Vorläufer einer gemeinschaftlich organisierten Hauswirtschaft eingestuft werden, beispielsweise Robert Owen (1771-1858) und Charles Fourier (1772-1837). Claude Nicolas Ledoux schlug um 1800 Wohngebäude für die Arbeiter/innen der Salinen von Chaux vor. Darin plante er jeweils eine gemeinsame Feuerstelle für zwölf Familien.[192] Die räumliche Konzentration hauswirtschaftlicher Tätigkeiten sollte auch zu sozialer Kontrolle führen. In den USA experimentierten kleine Gemeinschaften im 19. Jahrhundert immer wieder mit ‚kommunistischem (gemeinschaftlichem) Wohnen' im Sinn des Wortes, also in Bezug auf die vergesellschaftete Organisation des Alltags. In Frankreich wurde die Gemeinschaftswohnanlage *Familistère* des Fabrikanten Godin 1859-1880 in Guise nach Fouriers Ideen der ‚Phalanxen' errichtet.[193] Der Sozialist August Bebel veröffentlichte 1878 ‚Die Frau und der Sozialismus', worin er eine Gleichstellung der Geschlechter z.B. anhand von Gemeinschaftseinrichtungen des Haushaltes erläuterte. Weiters sind der Begründer der englischen Gartenstadtbewegung, Ebenezer Howard, und der Russe Kropotkin zu nennen.[194] Eine durchaus kontroversiell zu verstehende Aussage Kropotkins will Frauen nicht den Zugang zu Bildung absprechen, sondern kritisiert ihre realen Arbeitsbedingungen zu jener Zeit. „Die Frau befreien, heißt nicht, ihr die Pforten der Universität, des Gerichtshofes, des Parlamentes öffnen, es heißt vielmehr, sie vom Kochherd und dem Waschfaß befreien, heißt solche Einrichtungen treffen, die ihr gestatten, ihre Kinder zu erziehen und am sozialen Leben Theil zu nehmen."[195]

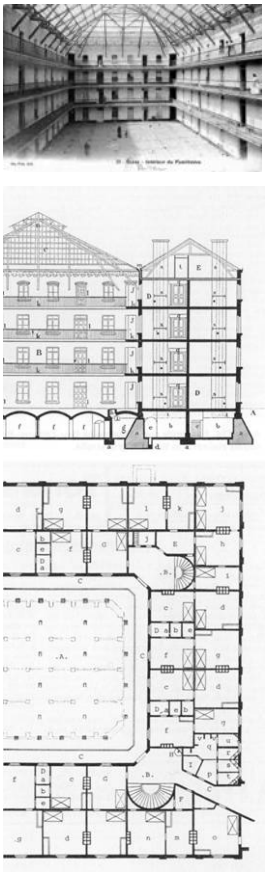


Abb. 74: *Familistère* nach Charles Fourier in Guise. 1859-1880

Die US-Amerikanerin Charlotte Perkins Gilman (1860-1935), Großnichte der Haushaltsreformerinnen Catherine Beecher und Harriet Beecher Stowe, befasste sich um 1900 mit der Neuorganisation von Hauswirtschaft und Familie. Sie argumentierte die Auflösung des kleinteiligen Wirtschaftens im Privathaushalt analog zu den Vorgängen der Industrialisierung und Arbeitsteilung.[196]

Eine weitere US-amerikanische Vordenkerin des Kollektivierungsgedankens war Melusina Fay Peirce, die eine 1869-1871 bestehende Gemeinde von 40 Familien zur kollektiven Haushaltsfüh-

[192] vgl. DUBOY 1999, 89f
[193] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1996, 95ff
[194] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 159f
[195] BRAUN 1901, 27. Nach: UHLIG 1981, 63
[196] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 161f

rung unter Bezahlung der Hausfrauen initiierte (*Cambridge Cooperative Housekeeping Society*). Das Projekt scheiterte am Widerstand von Politik und Ehemännern.[197]

Marie Stevens Howland lebte Ende des 19. Jahrhunderts in experimentellen Kommunen in den USA und der französischen *Familistère* in Guise. Ihr Projekt einer Siedlung mit küchenlosen Häusern und bezahlter genossenschaftlicher Hausarbeit in Mexiko (*Topolobampo*) scheiterte ebenfalls, in diesem Fall aus finanziellen und administrativen Gründen.[198]

Kollektivierung als Haushaltsstrategie vor 1945

Die europäische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts war stark von der Industrialisierung geprägt. Technischer Aufschwung und Fortschrittsglaube veränderten die Lebensbedingungen breiter Bevölkerungsschichten. Die Zunahme der Geschwindigkeit im Zuge des Modernisierungsschubes in Transport, Kommunikation und Produktion blieb nicht ohne Folgen auf die Führung des Haushaltes. Analog zur Massenproduktion im Kapitalismus und den Strategien zur Produktionseffizienz von Taylor und Ford entstanden Überlegungen zur Rationalisierung der Hauswirtschaft. Neben einer verbesserten technischen Ausstattung des Einzelhaushaltes wurde diese Rationalisierung auch durch eine Auslagerung von einzelnen Funktionen des Haushaltes angestrebt. Ähnlich der Verlagerung im Warenproduktionsprozess vom einzelnen Handwerker zur großen Fabrik stand die Zusammenfassung von Haushaltstätigkeiten der einzelnen Familie in externen Gemeinschaftseinrichtungen zur Debatte. Mit ein Grund dafür waren auch die noch in der Entwicklung steckenden neuen mechanischen oder elektrischen Haushaltsgeräte, die vielfach zu groß und zu teuer waren, um sie für einen Einzelhaushalt anzuschaffen (z.B. externe Staubsauger auf Wägen).

Die deutsche Sozialdemokratin Lily Braun (1865-1916) veröffentlichte 1901 ihre Broschüre ‚Frauenarbeit und Hauswirthschaft', in der sie, aufbauend auf Ideen u. a. von Charlotte Perkins Gilman, ihr Konzept des Einküchenhauses vorstellte. In Theorie und Praxis waren Hausgenossenschaften mit zentralisierter Küchenwirtschaft für alle Hausparteien bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts diskutiert und erprobt worden. Lily Braun brachte eine Reihe von Beispielen realisierter Einküchenhaussysteme: die Cooperative Housekeeping Association in Chicago, die Initiative für Volksküchen in Manchester, Heime für berufstätige Frauen in England und Deutschland. Lily Brauns Versuch, selbst ein Projekt zu verwirkli-

[197] vgl. HASELSTEINER 1999, 113f
[198] vgl. HASELSTEINER 1999, 114

chen, scheiterte jedoch an der mangelnden Unterstützung ihrer Person.[199] Ihre 1903 in Berlin gegründete „Haushaltungsgenossenschaft G.m.b.H.“, die über ausgearbeitete detaillierte Pläne verfügte (Architekt Kurt Berndt), konnte kein Projekt verwirklichen. Unter anderem brachte die deutsche Sozialistin Clara Zetkin Argumente gegen Braun: Die unsichere Beschäftigung der Arbeiter/innen mache finanzielle Verpflichtung unmöglich, dies sei nur für die besser verdienende Arbeiterschaft leistbar, wo die Frau ohnehin nicht erwerbstätig sei. Dazu kamen generelle Ressentiments gegen die Vergesellschaftung des Privathaushaltes.[200] Bereits vor dem Ersten Weltkrieg waren Ledigenheime und Arbeiterinnenheime entstanden, großer Popularität erfreuten sich auch Frauenklubs, beispielsweise der ‚Deutsche Lyzeum-Club’ in Berlin.[201] Lily Braun lehnte den Vorschlag, Ledigenheime zu errichten, allerdings ab: „Nur als Familien-Einrichtungen hätten sie [die Einküchenhäuser, Anm.] eine ernstzunehmende Reform-Bedeutung.“[202]

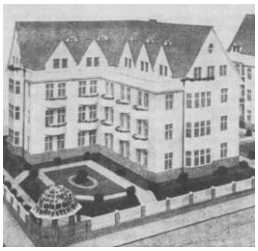


Abb. 75: Einküchenhaus, Modellaufnahme. Hermann Muthesius, Berlin 1908/09

In Berlin wurden 1908-1909 mehrere Einküchenhäuser auf kapitalistischer Basis errichtet (Hermann Muthesius u. a.). Diese hatten jedoch z. T. von Anfang an mit finanziellen Problemen zu kämpfen, die durch den Ersten Weltkrieg noch verschärft wurden. Weiters wurde das vorgesehene Raumprogramm von den Bewohner/innen nicht akzeptiert, es kam aufgrund der gesamtgesellschaftlich schwierigen Lage zu Wohnungsteilungen, nicht erwerbstätige Hausfrauen kochten selbst in improvisierten Privatküchen und die genossenschaftlichen Küchenbetriebe wurden als Gaststätten zweckentfremdet.[203]

Weitere Projekte vor dem Ersten Weltkrieg waren in ganz Europa realisiert worden. Wohnanlagen mit Zentralküche entstanden u. a. in Letchworth Garden City, Großbritannien (‚Homesgarth’, C. Lander, 1903), in Kopenhagen (‚Wohn- und Kosthaus’, Otto Fick 1906), in Stockholm (‚Hemgarden’, Hagström u. Ekman 1907), sowie in Zürich (‚Amerikanerhaus’, Einzelküchen und Restaurant, Schwank 1916).[204]

In der Rezeption von Einküchenhausanlagen nach Ende des Ersten Weltkrieges in Österreich und Deutschland spielten die teils schlechten Erfahrungen der Bevölkerung mit Massenausspeisungen in Kriegsküchen im Zuge der Mangelwirtschaft während und nach dem Krieg eine große Rolle. Die zum Teil miserable Nah-

[199] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 139f
[200] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 141f
[201] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 207ff
[202] BRAUN 1901, 345. Zitiert nach: UHLIG 1981, 66
[203] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 151ff
[204] vgl. UHLIG 1981, 3 u. 9-39; TERLINDEN/OERTZEN 2006, 138-163

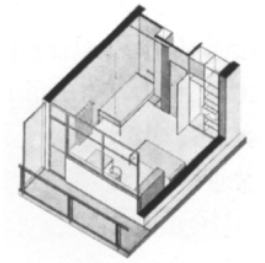


Abb. 76: Baublock in der Siedlungsgenossenschaft berufstätiger Frauen. Bernhard Hermkes, Frankfurt/Main 1928 (oben)

Wohnung des Frauenwohnvereins, Entwurf. Bernhard Hermkes, Frankfurt/Main 1930 (unten)

rungsqualität der Notzeit wurde mangels persönlicher Einflussnahme auch für die ständige Einrichtung von zentralisierten Großküchen erwartet. Außerdem befürchtete die durch den Krieg traumatisierte männliche wie weibliche Bevölkerung das Auseinanderbrechen der Familie als kleinste gesellschaftliche Einheit und somit den Verlust des privatesten Einflussbereichs. Im deutschen Diskurs der Weimarer Republik wurde die Idee der Vergesellschaftung des Haushalts u. a. von Ludwig Hilberseimer, Hans Scharoun, Bruno Taut und Walter Gropius weiter getragen, sie blieb allerdings theoretisch und meist auf Ledigenheime oder kinderlose Ehepaare beschränkt.[205]

Die Diskussion um Vergesellschaftung oder Privatisierung von Funktionen des Haushaltes wie Kochen, Essen, Heizen, Waschen, Kleinkinderbetreuung usw. wurde Anfang der 1920er Jahre bereichert durch die aufkommende ‚Verhäuslichung' von Körperfunktionen. Baden, Waschen, Backen etc. hatten davor vielfach an öffentlichen Orten in gemeinsam genutzten Einrichtungen stattgefunden und erforderten nun eine neue Raumaufteilung der Wohnung.[206]

Die Sowjetunion als Vorbild

Besonders im Marxismus und Leninismus war schon früh der Zusammenhang zwischen der Familie als Wirtschaftseinheit und der Bindung der Ehefrau an den Haushalt erkannt worden. In der Sowjetunion wurden zahlreiche experimentelle Projekte entwickelt, die traditionelle Familienstrukturen aufbrechen und langfristig durch kollektive Wohnformen ersetzen sollten. Vorrangiges Ziel dabei war die Verfügbarkeit von Frauen als vollwertige Arbeitskräfte. „Diese Arbeitskräfte werden wir finden, indem wir die Frauen von der Hausarbeit befreien, und das wiederum ist nur möglich, wenn wir unsere Lebensgewohnheiten kollektivieren."[207] Diese Kollektivierung sollte u. a. die Bereiche Kinderbetreuung und -erziehung, Wäschereien, Ernährung und Freizeitangebote (Sport, Bibliotheken) umfassen. Die Wirtschaftlichkeit gemeinschaftlicher Einrichtungen wird propagiert: „So vergeuden wir, wenn wir separate Küchen für eine Wohnung von 2-3 Zimmern bauen, Das Zehnfache an Geld und Energie, die für den Bau einer großen Fabrik-Küche oder eines Nahrungsmittel-Kombinats mit einer Kette von kommunalen Kantinen oder von zentralen Küchen in der Nähe des Wohnbereichs nötig wären."[208]

[205] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 175ff
[206] vgl. KRAUSSE 1992b, 105
[207] MILJUTIN 1930/1992, 72
[208] MILJUTIN 1930/1992, 72

Zahlreiche Aussagen Lenins belegen die Bedeutung der Neuorganisation des Haushaltes für die Staatstheorie des Kommunismus, der auch als Vorbild der Ersten Frauenbewegung galt. „…ohne die Frau aus ihrer abstumpfenden Haus- und Küchenatmosphäre herauszureißen, kann keine wirkliche Freiheit gewährleistet werden“. „Die Frau bleibt nach wie vor Haussklavin, trotz aller Befreiungsgesetze, denn sie wird erdrückt, erstickt, abgestumpft, erniedrigt von der Kleinarbeit der Hauswirtschaft, die sie an die Küche und das Kinderzimmer fesselt“[209]. Trotz dieser Versprechungen wurden die teilweise radikalen Ansätze zur Schaffung gemeinschaftlicher Wohnformen in der Sowjetunion von der Bevölkerung nur bedingt akzeptiert. Das verkündete ‚Aussterben des Familienlebens’[210] war scheinbar zu anspruchsvoll für eine Bevölkerung, die mit existenziellen Problemen des Überlebens in einer Diktatur zu kämpfen hatte. Der Alltagsterror im Stalinismus der 1930er Jahre und der Zweite Weltkrieg ließen aufgrund ökonomischer und sozialer Zwänge traditionelle Familienformen im Vergleich zu alternativen Lebensformen als sichere Vorbilder erscheinen.

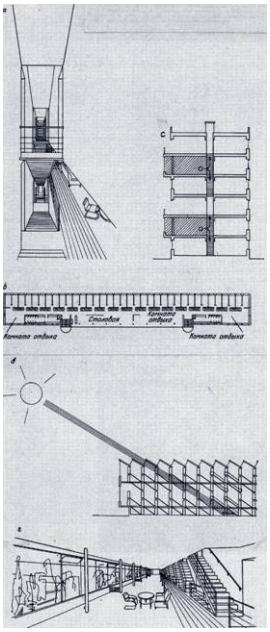


Abb. 77: Entwurf eines Wohnungstyps für Kollektivhäuser. Strojkom, UdSSR o. J.

Im Zuge der Errichtung von Kollektivhäusern in der Sowjetunion wurden Wohnungen und Möbel für die günstige Massenproduktion entwickelt. Dabei wurden aus ökonomischen Gründen variable Grundrisse und „speziell verwandelbare Ausrüstungen und Möbel entworfen“[211]. Das Hauptaugenmerk der technischen Innovation lag aber auf dem Bereich der gemeinschaftlichen Einrichtungen. Waschküchen und Gemeinschaftsküchen stellten den Frauen so zwar die notwendige Infrastruktur zur Verfügung, die für den Privathaushalt unerschwinglich gewesen wäre, befreite sie jedoch im Falle der Partizipation an der Produktion nicht von der traditionellen Arbeitsverteilung. Denn nach wie vor musste in jenen Einrichtungen selbst gekocht werden, und die Wäsche musste selbst gewaschen werden, was wie ehedem den Frauen überantwortet wurde. Die vollkommene Auslagerung der Hausarbeit durch Inanspruchnahme bezahlter Dienstleistungen scheiterte oft an der mangelnden ökonomischen Absicherung der Bevölkerung.[212]

Beim Betrieb der Großküchen für private Haushalte ergaben sich infrastrukturelle Probleme, die einen rentablen Betrieb meist unmöglich machten. Trotz der erwünschten Funktion von Gemeinschaftsspeisesälen als sozialen Treffpunkten fand die Nahrungsaufnahme idealerweise nicht in der Nähe der Großküche, sondern im privaten Umfeld statt. Produktion (Arbeit) und Konsumation

[209] CHAN-MAGOMEDOW 1983, 342
[210] vgl. CHAN-MAGOMEDOW 1983, 393
[211] CHAN-MAGOMEDOW 1983, 397
[212] vgl. CHAN-MAGOMEDOW 1983, 481

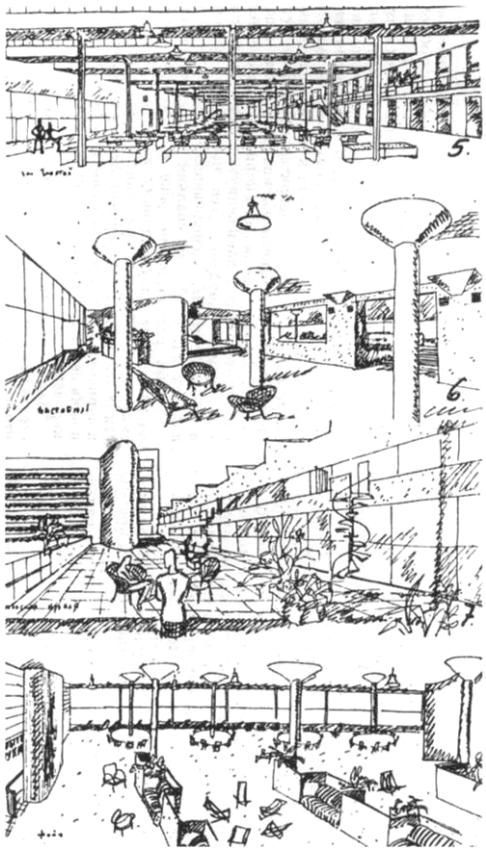
(Freizeit) von Nahrung wurden selbst von radikalen Sozialreformern als konträre Prozesse begriffen. Die Zentralisierung mechanischer Arbeitsschritte in Großküchen stand aber der Dezentralisierung im Vertrieb der Speisen an Verbraucher/innen in Restaurants oder im eigenen Haushalt gegenüber. (vgl. Kap. 4.1 Die ‚Neue Gesellschaft' in der Sowjetunion, *Probleme der Kollektivierung*, Seite 113)

Für ein weiteres ausführlich beschriebenes Beispiel von Kollektivierung in den 1920er Jahren siehe Kap. 4.2 Der Heimhof – Das Wiener Einküchenhaus, Seite 118.

Gründe für das Scheitern von Kollektivierungsversuchen

Die Durchsetzung des kleinfamilialen Wohnmodells als bürgerliche ‚Lösung der Wohnungsfrage' bis etwa 1930 liegt in der zunehmenden subjektiv-individuellen Orientierung des/der Einzelnen und der strukturalen Schwäche alternativer sozialistischer Kollektivwohnmodelle begründet. Theoretiker des Sozialismus hatten visionäre Vorstellungen von Wohnen und Familie (bzw. deren Auflösung), die oft nicht mit den Wünschen der tatsächlich betroffenen übereinstimmten.[213] Das dominante Vorbild war und blieb lange das ‚bürgerliche Wohnen', weil damit sozialer Aufstieg und Prestige verbunden wurde. Die staatliche Umsetzung im Wohnungsbau schwächte radikale Programme meist ab, zugunsten einer breiten und stabilen gesellschaftlichen Akzeptanz als Basis. Wirtschaftliche Schwäche der Bevölkerung und politische Umwälzungsprozesse stoppten die meisten Projekte kollektiven Wohnens in der Zwischenkriegszeit bereits nach kurzer Dauer. Einerseits waren die Einküchenhäuser nicht rentabel zu führen, da die Einkommen des/der Einzelnen nicht ausreichten, um haushaltsexterne Dienstleistungen zukaufen zu können.[214] Auf der anderen Seite präferierten totalitäre politische Systeme vor allem in Kriegszeiten das Modell der Kleinfamilie mit ihrem massiven Anteil an privater Produktionsarbeit aus ideologischen und ökonomischen Gründen. In Europa beendete der Nationalsozialismus alle sozialen Reformen. Ohne staatliche Unterstützung hatten Alternativprojekte zur bürgerlichen Kleinfamilie nie eine reelle Chance, da Reformvorhaben für einkommensschwache Haushalte immer staatlicher Unterstützung zur Umsetzung bedürfen. Mangels bezahlbarer Alternativen aber setzte sich das Modell der Zweigenerationen-Kernfamilie im eigenen Haushalt durch.[215]

[213] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1996, 132ff
[214] vgl. WARHAFTIG 1985, 50f
[215] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1992, 209



Kapitel 4

Beispiele der Kollektivierung vor 1945

Abb. 78: (Vorhergehende Seite) Kollektivwohnhaus für Studenten, Skizze des Interieurs. Nikolaew, Moskau o. J.

Im folgenden Kapitel sollen zwei Beispiele detailliert aufzeigen, welche Auswirkungen die in Kapitel 3 beschriebenen Bedingungen der Kollektivierung vor 1945 auf die Praxis des Bauens hatten. Dazu werden erst die verschiedenen Phasen der etwa fünfzehn Jahre währenden Kollektivwohnversuche in der Sowjetunion beleuchtet, um dann das Wiener Einküchenhaus *Heimhof* zu porträtieren.

4.1 Die ‚Neue Gesellschaft' in der Sowjetunion

Nach der bolschewistischen Revolution des Jahres 1917 wurde im ehemaligen Russischen Reich nicht nur eine Neuorganisation der Staatsform angestrebt, auch die Gesellschaft sollte in allen Bereichen des Lebens neu strukturiert werden. Gänzlich neue Formen der (Re-)Produktion wurden in Ökonomie und Privatleben zum Standard erhoben. Dabei wurden die ursprünglichen Theorien des Kommunismus von Karl Marx und Friedrich Engels durch Lenin an die Anforderungen des wirtschaftlichen Aufbaus angepasst:

> [Es entstand] „eine mechanische Synthese aus Sozialismus und Fordismus. Damit kam eine Wachstumsideologie zur Geltung, die die früheren Ziele zur Befreiung des Individuums leugnete und disziplinierende Elemente aus der kapitalistischen Akkumulation übernahm: Steigerung von Produktivität und individueller Leistung, Vorrang der industriellen Produktion, Tayloristische Techniken der Organisation und Kontrolle von Produktion und Gesellschaft, Verteilung nach Leistung usw."[216]

Die in der UdSSR tätigen Architekt/inn/en schufen einen Teil der dafür notwendigen Rahmenbedingungen. Experimentelle Auseinandersetzungen fanden unter anderem an der neu gegründeten Architektur- und Kunsthochschule WChUTEMAS (1920-1927) bzw. WChUTEIN (1927-1930) statt, eine weitere wichtige Rolle spielte die 1925 gegründete ‚Vereinigung moderner Architekten' OSA, die staatliche Sektion für Typenbau beim Komitee für Bauwesen (Strojkom) – unter der Leitung von Ginsburg trotzdem den Ideen des ‚Desurbanismus' verpflichtet – oder die Sektion für sozialistische Siedlungsweise.[217]
Dabei existierten verschiedene und teils widersprüchliche Strömungen: In der politischen wie ökonomischen Umbruchzeit nach

[216] FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 113
[217] vgl. RJABUSIN 1989, 19; CHAN-MAGOMEDOW 1983, 345f/348/389 u. FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 115f

der Revolution herrschte das Idealbild der neuen Gesellschaft vor. Diese sollte nicht mehr aus der traditionellen Familie hervorgehen, sondern kollektiviert leben und dem Individuum in seinen einzelnen Lebensphasen adäquate Referenzgruppen sowie die dazugehörenden Räume zur Verfügung stellen, von der Kinderkrippe bis zum Altenheim. Mitte der 1920er Jahre kam es mit der zunehmenden politischen und ökonomischen Stabilisierung auch zu einer Restauration der traditionellen Familie – wenngleich diese ungern gesehen war – mit gleich bleibender architektonisch wie staatlich gelenkter Orientierung der Gesellschaft hin zu gemeinschaftlich genutzten Einrichtungen. Um 1930 war dann das Kräftespiel zwischen Urbanisten, die für verdichtetes kollektiviertes Wohnen in flächig angelegten bzw. umgestalteten Städten plädierten, und an der Gartenstadtbewegung orientierten Desurbanisten mit tendenziell größerem Individualspielraum in der Lebensgestaltung jeder/s Einzelnen zugunsten der Urbanisten entschieden. Dabei lag dieser staatlich gelenkten Entscheidung mit darauf folgender Unterdrückung unabhängiger Visionäre ein komplexes Problem zugrunde: Die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land. Von Marx wird diese Thematik als kapitalistische Entfremdung von Arbeit und Kultur durch Fremdbestimmung und Ausspielen der gegensätzlichen Interessen von Städter/in und Landbewohner/in bezeichnet, er sieht diesen Gegensatz als „krassesten Ausdruck der Subsumtion des Individuums unter die Teilung der Arbeit und unter eine bestimmte, ihm aufgezwungene Tätigkeit.“[218] Engels spricht vom Unterschied zwischen Stadt und Land als Ursprung der Großstadt und den daraus resultierenden Problemen.[219]

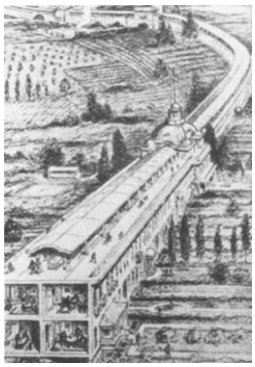


Abb. 79: *Roadtown*, Projekt. Edgar Chambless, 1910

Diesen Forderungen entsprach die Bandstadt. Als Entwurfskonzept des späten 19. Jahrhunderts brach es mit der flächigen Stadt und propagierte stattdessen die lineare Aufreihung städtischer Funktionen entlang wichtiger Verkehrswege, eingebettet in die agrarische Landschaft. Das Bandstadt-Konzept, ursprünglich in der UdSSR von den Desurbanisten (als Neugründungsmodell) vertreten, wurde im Laufe der 1920er Jahre von den Urbanisten aufgegriffen, die es (als Wachstumsmodell für flächige Städte) ihren Vorstellungen gemäß adaptieren, beispielsweise in der ‚Grünen Stadt' von Ginsburg als Erweiterungsmodell für Moskau. Diese komplexen Prozesse erstreckten sich von der Zeit unmittelbar nach der Revolution 1917 bis in die 1930er Jahre. Theorien wurden parallel zueinander entworfen und ebenso entstanden zur selben Zeit Gebäude mit unterschiedlichem Raumprogramm, die sich jedoch grundsätzlich alle an neuen Formen des Zusammenlebens orientierten.

[218] MARX 1845-1846/1960, 49
[219] vgl. FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 113

Kommunehäuser

Schon bald nach dem Sturz des alten politischen Systems war entsprechend den bolschewistischen Grundsätzen privates Grundeigentum abgeschafft worden. Die Gebäude der bürgerlichen Schicht wurden konfisziert und im Rahmen von Massenumquartierungen Arbeiter/innen aus Elendsunterkünften zugeteilt (beispielsweise in Moskau 500.000 Menschen bis 1924). In den Städten wurden die großen Wohnungen mehreren Familien zugewiesen, die Häuser wurden von sich spontan bildenden Kollektiven übernommen, die ihr Zusammenleben in sozialer, wirtschaftlicher und räumlicher Hinsicht selbst organisierten (beispielsweise in Moskau 865 Kommunen im Jahr 1921). Diese Hauskommunen basierten auf dem Prinzip der Selbstbedienung[220]: Alle Bereiche, die die Gebäudenutzung betrafen, wurden selbstorganisiert als freiwillige Verbrauchereinrichtungen geregelt. Das waren vor allem kollektive Einrichtungen wie Büchereien und Lesesäle, Wäschereien, Kinderkrippen und Kindergärten sowie öffentliche Küchen und Speisesäle: „Die Arbeit in diesen Einrichtungen, die Reinigung und Instandhaltung der Gemeinschaftseinrichtungen wurden von den Bewohnern auf gesellschaftlicher Grundlage durchgeführt“[221]. Darüber hinaus musste vor dem Inkrafttreten der NÖP (Neue Ökonomische Politik, 1921 bis 1927) keine Miete bezahlt werden. Chan-Magomedow

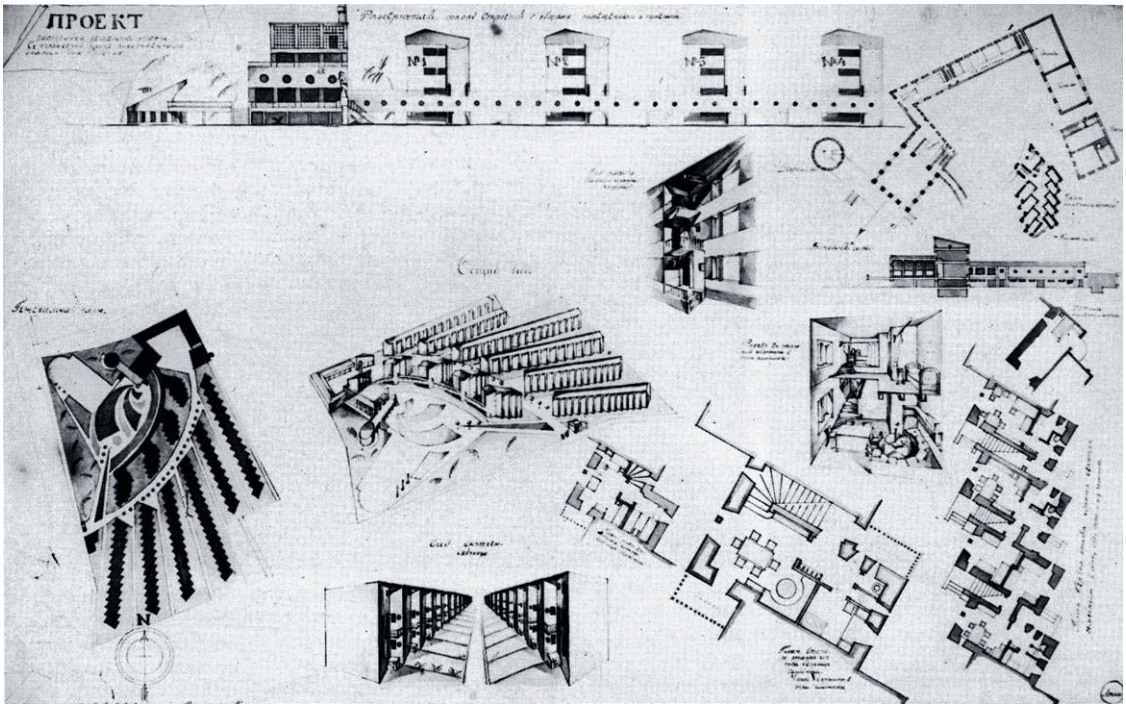


Abb. 80: Wettbewerbsentwurf für ein Kommunehaus. Melnikow, 1922/23

[220] vgl. CHAN-MAGOMEDOW 1983, 342f

keine Miete bezahlt werden. Chan-Magomedow beschreibt die massiven Änderungen wie folgt:

> „Anstelle der Privatwohnung als Eigentum trat die kollektive Selbstverwaltung, der hohen Miete die unentgeltliche Nutzung der Wohnung für Arbeiter, anstelle der abgeschlossenen und individuellen Lebensform der Familie der kollektiv geprägte Umgang, des Antagonismus und der prestigebedingten Konkurrenz (dem Kult mit den Dingen) eine gegenseitige Hilfe, anstelle der Ausnutzung des Dienstpersonals die freiwillige Dienstleistung usw.“[222]

Die besetzten Häuser erwiesen sich jedoch mit ihren traditionellen Grundrissen und Wohnungszuschnitten als unzureichend für die Umsetzung der radikalsten Forderungen nach der völligen Neuorganisation des Privatlebens. Diese sollte auf die Auflösung der

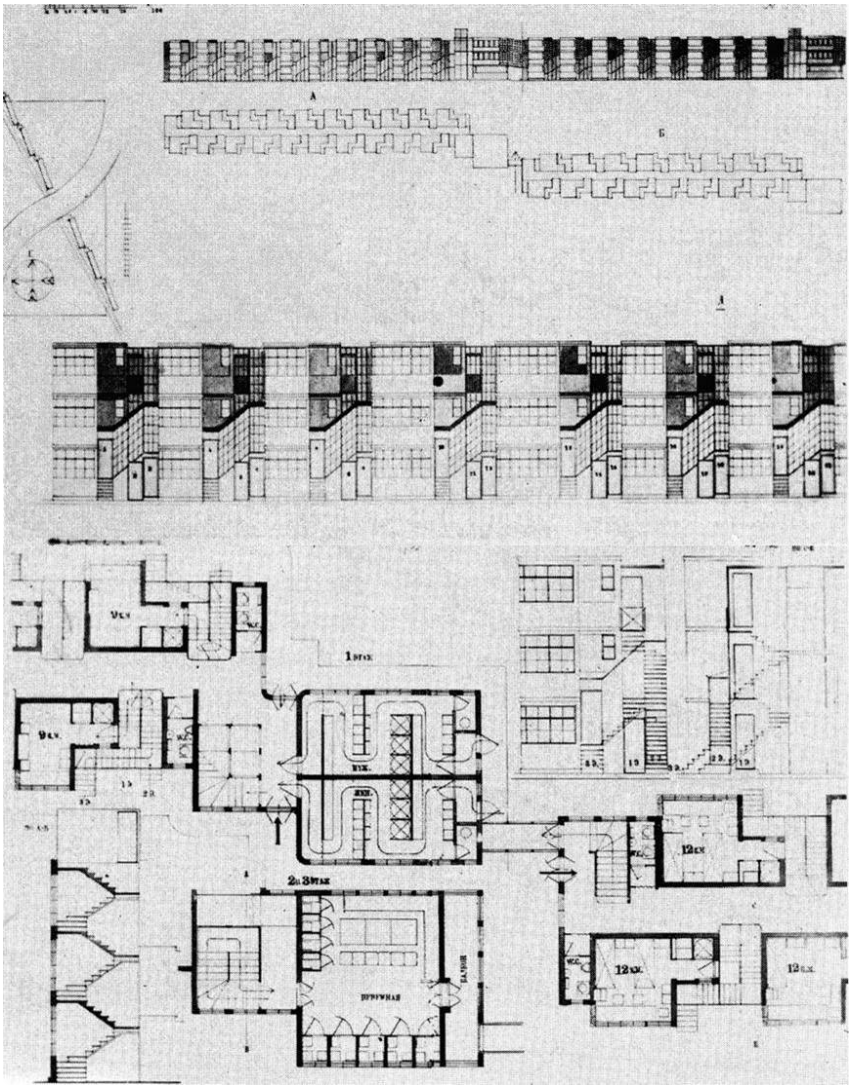


Abb. 81: Kommunales Haus für Arbeiter/innen. Turkus/ WChUTEMAS/ Ladowski, 1923

[221] CHAN-MAGOMEDOW 1983, 343
[222] CHAN-MAGOMEDOW 1983, 344

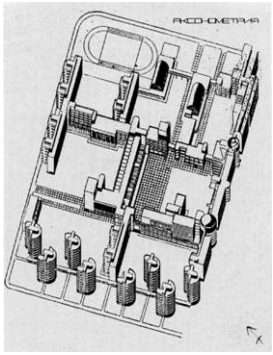


Abb. 82: Wohnkombinat für Bergarbeiter. Kusmin, 1928-1929

Kleinfamilie als primäre gesellschaftliche Einheit abzielen und stattdessen durch das geregelte Leben im Kollektiv mit eigenen Referenzgruppen für unterschiedliche Lebensalter (teilweise sogar nach Geschlecht getrennt) ersetzt werden. Wichtige Beiträge zur damit verbundenen Befreiung der Frau von Unterdrückung durch traditionelle Rollenbilder lieferte die Architektin Alexandra Kollontai mit ihrer ‚Hausreform'.[223] Die konsequenteste Umsetzung extremer Kollektivierung bot N. Kusmin mit seinem Projekt eines Wohnkombinates für Bergarbeiter (Abb. 82). Die Vorstellungen zu Regelungen der Bevölkerung betrafen mit der Abschaffung der traditionellen Familie Partnerschaftsbeziehungen, die Eltern-Kind-Beziehungen und die sozialen Kontakte im Alltag generell. Arbeit, Freizeit, Wohnen, Tagesabläufe sollten staatlich gelenkt, einer übergeordneten Ideologie verpflichtet und somit notwendigerweise auch überwacht werden[224]: als „Kollektivleben […]mit kleinlicher Reglementierung des Lebens der Mitglieder der Kommune", in einem streng „für jede Altersgruppe […] genau nach Minuten aufgestellte[n] Regime."[225]

Für diese neue Art des Zusammenlebens in den Großstädten war das zu jener Zeit ebenfalls stark diskutierte englische Konzept der Gartenstadt (Ebenezer Howard) mit Eigenanwesen und vereinzelten Gemeinschaftsbauten scheinbar wenig geeignet. Die zu geringe Dichte durch die Fokussierung auf Einfamilienhausbebauung mit Eigengärten sowie die damit einhergehenden Probleme bei der Vergesellschaftung und Orientierung des Lebens auf Kollektivzentren machten konzentriertere Siedlungsformen für die Anhänger/innen der Kommunenbewegung attraktiver. Zu Beginn der 1920er Jahre wurden nach dem Vorbild der von Arbeiterkommunen übernommenen Häuser aus der Zeit des Kriegskommunismus neue Gebäude als Gemeinschaftswohnhäuser entworfen, einige davon auch errichtet (vgl. Abb. 81). Es zeigte sich jedoch bald, dass durch den raschen Wandel der ökonomischen, politischen und sozialen Entwicklung innerhalb weniger Jahre das Funktionieren von Kommunehäusern nicht automatisch gewährleistet war. Die ursprüngliche Hauskommune beruhte auf dem System des Tauschhandels, da zur Revolutionszeit vielfach von der Annahme ausgegangen worden war, das kapitalistische Geldsystem würde vollständig verschwinden und durch Austausch von Produkten bzw. Arbeitseinheiten) ersetzt werden können. Dadurch hätte ein eigenes Tauschsystem nicht nur für Wirtschaft und Industrie aufgebaut werden müssen, sondern ebenso für Dienstleistungen der Hauswirtschaft und der kommunalen Versorgung. Dafür waren die Urkommunen der geeignete Weg, ebenso

[223] DÖRHÖFER/TERLINDEN 1988, 310ff
[224] vgl. FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 113ff
[225] CHAN-MAGOMEDOW 1983, 390

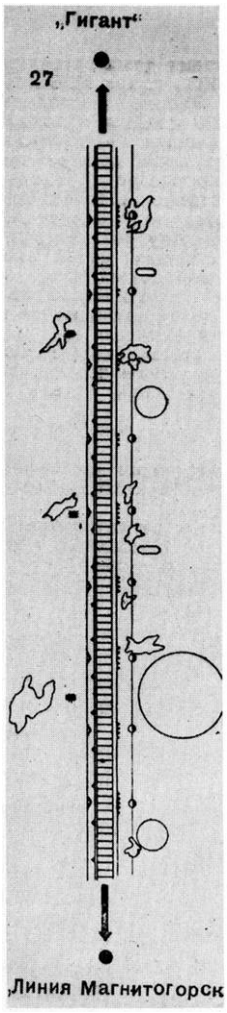


Abb. 83: Magnetogorsk, Schema der Stadtanlage. Leonidow, 1930

um direkt nach der Revolution die politische Selbstbestimmung des Proletariats und die neue kommunistische Gesellschaftsordnung in der Bevölkerung zu verankern. Diese ökonomischen Bedingungen veränderten sich aber mit dem Einsetzen der NÖP und der Selbstkostendeckung der Häuser in Form der wieder eingeführten Miete erneut.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände war die Wohnform dieser Urkommunen „kein ‚Vorauseilen' […], sondern sie spiegelten reale Bedingungen ihrer Zeit wider. Versuche, sie zu erhalten und in die Zukunft zu übertragen, endeten mit einem Misserfolg."[226] Beispielsweise konnte die Erhaltung des Wohnkomforts nur dann funktionieren, wenn alle Gemeinschaftseinrichtungen entsprechend ihrer Bestimmung in Betrieb waren und die Zusammensetzung der Bewohner/innen tatsächlich der Planungsvorgabe entsprach. Allerdings war die Wohnungsnot auch in den 1920er Jahren auf konstant hohem Niveau geblieben, darüber hinaus wurde durch die zunehmende allgemeine Stabilität im Staate die Familie als Versorgungsmodell der Einzelperson wieder üblicher, wenngleich dies offiziell nicht angestrebt wurde. Deshalb wohnten vielfach Familien mit Kindern in Wohnungen für Alleinstehende oder Paare, oder es wurden gar Räumlichkeiten der Gemeinschaftseinrichtungen zu Wohnzwecken verwendet. Dass durch diese Zuweisungen das eigentliche Nutzungsprogramm der Kommune ineffizient wurde, liegt auf der Hand. Dies führte zum Verlust des Wohnkomforts für alle Bewohner/innen und zu deren heftiger Kritik am Kommunehaus als Prototyp an sich, was eine objektive Beurteilung der Vor- und Nachteile dieser Lebensform erschwerte.[227]

Urbanismus - Desurbanismus

Die Bautätigkeit wurde ab Mitte der 1920er Jahre oft in Genossenschaften organisiert. Im Gegensatz zu den Kommunehäusern der allerersten Generation waren gesellschaftliche Einrichtungen hierbei von geringerer Priorität. Dafür wurde für den Bau von Genossenschaftsunterkünften auf die Theorien der Gartenstadtbewegung zurückgegriffen. Schon vor 1920, als deren Einflüsse noch besonders stark waren, war als Alternative zum Massenwohnungsbau das Eigenheim im Grünen bzw. daran orientierte mehrgeschossige Gebäude auch für Arbeiter/innen vielfach propagiert worden. Tatsächlich war zu Beginn der 1920er Jahre, trotz zahlreicher neuer Wohngroßbauprojekte, der Wohnhaustyp mit wenigen Geschossen auch in der Stadt der am meisten verbreitete Typ für Arbeiterwohnungen. (Abb. 84)

[226] CHAN-MAGOMEDOW 1983, 345f
[227] vgl. CHAN-MAGOMEDOW 1983, 345ff

Die ‚Desurbanisten' oder ‚Antiurbanisten' wehrten sich gegen stadtviertelgroße Bebauungseinheiten, stattdessen wurde vorgeschlagen, „entlang der Straße ‚Bänder' von Wohnhäusern als individuelle, aus Einzelteilen zusammenfügbare und zerlegbare Einfamilienhäuser (cottage) auf Pfeilern (unter dem Einfamilienhaus befindet sich ein Auto)"[228] zu errichten. Bei dieser linearen, kernlosen Besiedlungsform ohne Konzentration auf ein Zentrum sollten durch das Auto die großen Entfernungen überwunden werden. Darüber hinaus wurde direkt Bezug auf die gescheiterten Hauskommunenprojekte der ersten Revolutionsjahre genommen, nach Bartsch (vgl. Generalplan-Schema Magnetogorsk) braucht man für die Schaffung von Wohnraum „keinen zweifelhaften und meist unbefriedigenden Zimmer- oder Wohnungstausch, der heutzutage so weit verbreitet ist und doch das Problem nicht lösen

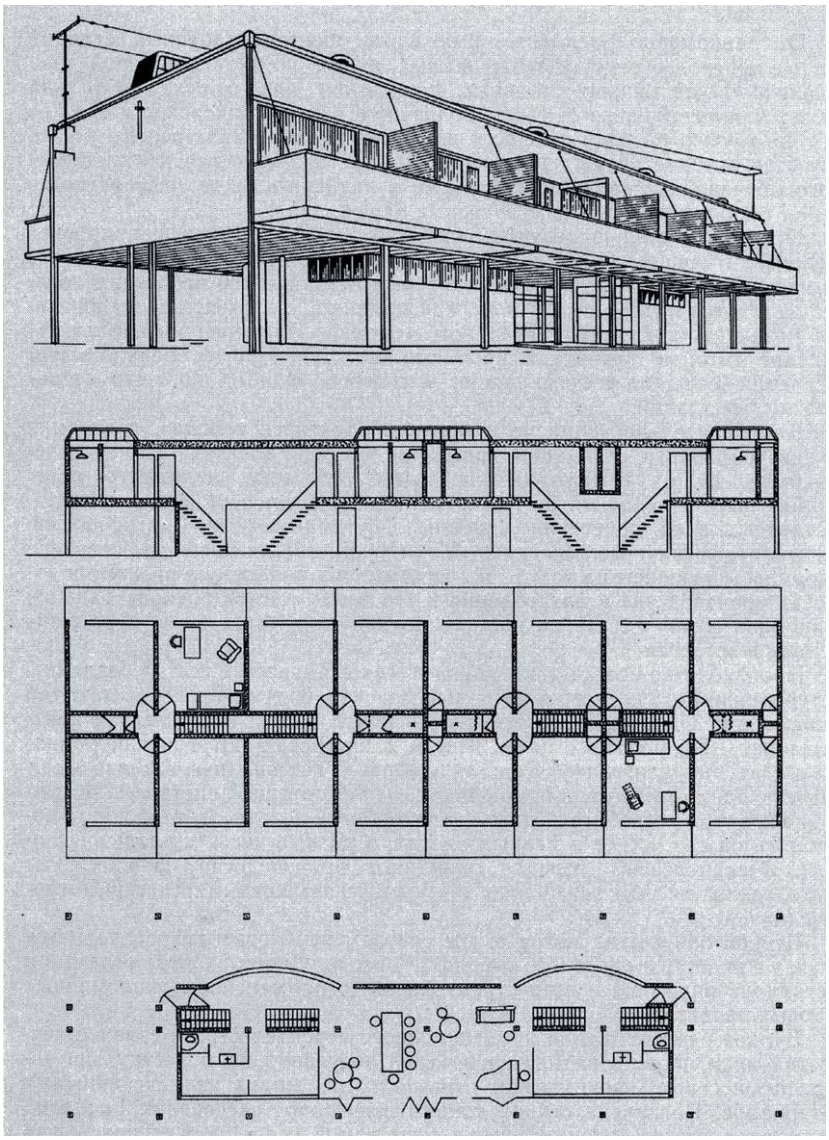


Abb. 84: Gebäude mit sechzehn Räumen. Sektion für sozialistische Siedlungsweise, o.J.

[228] RJABUSIN 1989, 24

kann.“[229]

Die Industriestadt Magnetogorsk wurde Anfang der 1930er Jahre nach stalinistischen Grundsätzen (axial, symmetrisch, plastische Baukörper) angelegt. Ursprünglich geplant war an dieser Stelle jedoch eine exemplarische Bandstadt, das zeigen die zahlreichen Planungen der 1920er Jahre: Unter anderem wurde die Bezeichnung ‚Magnetogorje’ verwendet, „die das weite Auseinanderfließen und die Unbestimmtheit des Siedlungsgebindes verdeutlichen soll.“[230] Im Generalplan-Schema für Magnetogorsk, entwickelt von einer Architektengruppe um Michail Bartsch, heißt es 1930 als Gegenentwurf zum Urbanismus: „Nicht im Haus besteht die Kommune, sondern eine Kommune besteht aus Häusern“, dazu wird Karl Marx zitiert: „Die Beseitigung des Widerspruchs zwischen Stadt und Land ist eine der ersten Bedingungen einer Kollektivität.“ Noch drastischer der Beleg nach Friedrich Engels im gleichen Text: „Schon die erste große Arbeitsteilung, die Trennung von Stadt und Land, verurteilte die Landbevölkerung zu einer tausendjährigen Verblödung. Die Stadtbevölkerung wurde zur Versklavung durch eine spezifische Tätigkeit verurteilt.“[231] Um dieser Trennung und ihren Folgen entgegenzuwirken, würden in der Bandstadt die dichte Stadt und das weite Land zu einer lockeren, durchgängigen Besiedlung verschmelzen. Die Desurbanisten und ihr Eintreten für die Individualrechte (ablesbar etwa am Leitbild der frei stehenden Einzelhäuser) wurden ab etwa 1930 in der nun absolut diktatorisch regierten Sowjetunion politisch verfolgt. [232]

Beispiel Bandstadt: Die ‚Grüne Stadt’

(Ginsburg / Bartsch, Projekt für Moskau)

Moissej Ginsburg und Michail Bartsch entwickelten 1930 für den Großraum Moskau das nicht verwirklichte Projekt einer ‚Grünen Stadt’, wozu sie das Modell der Bandstadt adaptierten und den politischen Gegebenheiten der späten Zwanziger Jahre angepasst (Ablehnung der Desurbanisten) für die urbanistische Stadterweiterung reklamierten, sie sahen die Bandstadt als ‚sozialistische Idealstadt’.

Moskau sollte seine unproportionale Sonderstellung in der UdSSR verlieren, die Stadtverbauung bis auf wenige historische Objekte bzw. Viertel nicht mehr nachbebaut werden, sondern zum grünen Park für Sonderfunktionen werden. Gemäß der Annäherung von Stadt und Land sollten Bandstadtstrukturen entlang der Hauptverkehrsstraßen die Siedlungskontinuität zu den nächsten Ballungs-

[229] BARTSCH u.a. 1930, in: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 143
[230] PISTORIUS 1995, 2765
[231] BARTSCH u.a. 1930, in: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 140, 145 u. 146
[232] vgl. FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 117

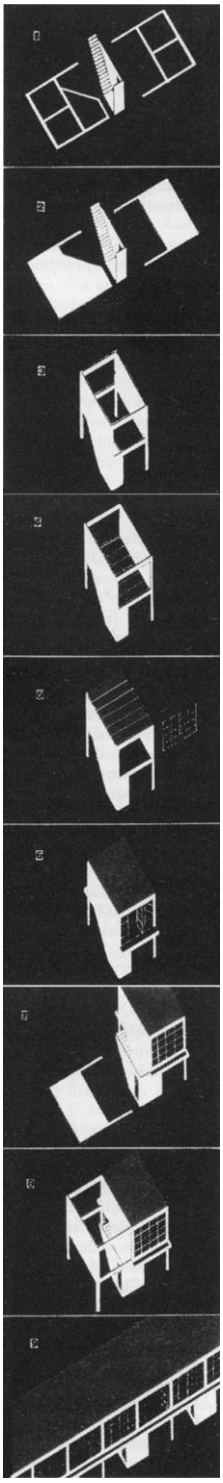


Abb. 85: ‚Grüne Stadt': Montageschema des Minimalhauses. Ginsburg/Bartsch, 1930

räumen herstellen und dabei ländliche Dörfer wie selbstverständlich einbinden. Die Landschaft würde urbaner und aufgewertet, die Städte würden ruraler und lebenswerter werden.
Der Plan für die ‚Grüne Stadt' argumentierte mit der ‚sozialistischen Organisation', also der vollständigen „Vergesellschaftung aller Wirtschafts-, Produktions- und Dienstleistungsprozesse eines Kollektivs, einschließlich Verpflegung, Kindererziehung, Lernen, Reinigen und Reparieren der Wäsche, d.h. alle Arten der Versorgung."[233] Durch die Kollektivierung sollten professioneller als bisher bessere Produkte billiger hergestellt werden können. Der große Unterschied liegt aber in der Trennung von Erzeugung und Verbrauch: Unpersönliche, zentral erzeugte Produkte werden persönlichem, individuellem Verbrauch gegenübergestellt, was gleichzeitig die Grenzen der Kollektivierung aufzeigt. Die Entfaltung der Persönlichkeit soll nicht eingeschränkt werden, weder durch erzwungenen kollektiven Verbrauch noch durch erzwungene individuelle Produktion:

> „Man muß sich Rechenschaft darüber ablegen, daß wir einen Kampf gegen die kapitalistische Organisation der Gesellschaft führen, gegen die bürgerliche individuelle Lebensweise – wir führen einen Kampf gegen die individuelle Heimindustrie und gegen die alte Familienstruktur, die auf dem Prinzip des Privateigentums und der Ausbeutung eines Familienmitglieds durch die anderen erreicht ist."[234]

Nicht die individuelle Entwicklung einer kleinen privilegierten Oberschicht sollte gefördert werden, sondern die Entfaltung individueller Persönlichkeit der Bevölkerungsmehrheit. Dazu war die Neuorganisation der Gesellschaft und die Aufhebung überholter privater Abhängigkeitsverhältnisse notwendig, dies sollte durch neue ‚Siedlungsweisen' unterstützt werden.
Dafür wurden Einzelwohnzellen aus billigsten, örtlich verfügbaren Materialien entworfen, die scheinbar endlos aneinandergereiht in Kombination mit Kollektivzentren die Hauptstruktur der Bandstadt bilden sollten. Parallel dazu in einiger Entfernung verläuft das Verkehrsband, die Wohnbauten selbst liegen im Grünen mit Aussicht, genügend Licht und Luft. Der/die einzelne Bewohner/in hat zwar Nachbarn neben sich (theoretisch auch ober- und unterhalb möglich), aber freien Blick auf die Umgebung. Die Wohnzelle für eine Person hat einen eigenen Eingang, vorgeschlagen wurde beispielsweise das Nebeneinanderwohnen eines Ehepaares, das eine Verbindungstüre zwischen den Wohneinheiten nach belieben nutzen oder schließen kann. Bartsch und Ginsburg schreiben:

[233] GINSBURG/BARTSCH 1930, in: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 121
[234] ebd., 122

> „Der Bund von zwei Menschen, insbesondere von Ehemann und Ehefrau, ist ein freiwilliger. Wenn er in jedem Detail des Alltags zum Zwang wird, dann wird er zum Fakt der Ausbeutung eines Menschen durch einen anderen. In der Planung der Wohnanlagen bemühten wir uns in diesem Entwurf, durch eine Architekturlösung zur Freiheit jedes Mitglieds der sozialistischen Gesellschaft beizutragen, in erster Linie zur völligen Befreiung der Frau.“[235]

Weiters handelt die Projekterklärung von der Darstellung nicht nur der materiellen, sondern auch der seelischen alltäglichen Ausbeutung des Kapitalismus: Es gilt nach Ginsburg und Bartsch aufzuzeigen, „daß der Unternehmer ökonomisch den Arbeiter ausbeutet, die Herrin die Dienstboten, der Ehemann die Ehefrau, die Eltern die Kinder oder umgekehrt.“[236]
Eine wichtige Rolle kommt demnach auch der Versorgung der Wohnbevölkerung mit Nahrung zu. Hierfür wurde ein dichtes und hochkomplexes Netz von Produktionsbetrieben, Großküchen und Kantinen entwickelt, dessen mobiler Dienst eine telefonisch georderte Mahlzeit in kleinen Wärmebehältern innerhalb von maximal fünf Minuten in die eigene Wohneinheit liefern sollte. Generell sollen unnötige Wege vermieden werden, deshalb sah die ideell wie räumlich lineare Morgengestaltung für eine/n ‚glückliche/n’ ‚Grüne Stadt’-Bewohner/in möglicherweise so aus: Aufstehen – Waschen – Gymnastik – überdachter Weg zur Busstation – Kantine – Frühstück – Zeitung – Bus zur Arbeit. Eine solche Kantine war an jeder (!) Autobus-Station gedacht und bediente je 100 bis 250 Personen. Praktisch alle Tätigkeiten des Tagesablaufs konnten außerhalb der individuellen Wohneinheit ausgeübt wer-

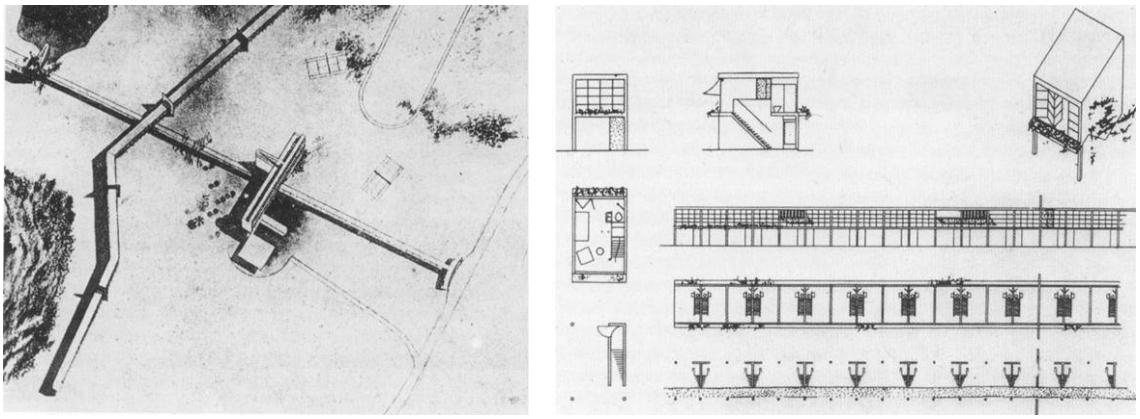


Abb. 86: ‚Grüne Stadt’: Schnittpunkt Wohnband - Kollektivzentrum; Bauplan für Einpersonen-Minimalhäuser. Ginsburg / Bartsch, 1930

[235] GINSBURG/BARTSCH 1930, in: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 128
[236] ebd., 127f

den, sodass sich Bewohner/innen tagsüber ständig entlang der Bandstruktur bewegen und die kollektiven Dienstleistungen in Anspruch nehmen konnten.[237] Die Tätigkeiten basierten nicht auf Selbstbedienung, also gerechter Mitarbeit jedes Bewohners/jeder Bewohnerin, sondern auf bezahlter Dienstleistung gemäß einem Hotelkomplex.

Im erwähnten vergleichbaren Generalplan-Schema für Magnetogorsk wird die Organisation des Alltags in einem „System der Waren-Verteilung (Konsumtion)“ beschrieben. Dieses würde zum Teil modernen Ansprüchen an die technische Abwicklung genügen, wenngleich im letzten Abschnitt die scheinbar strenge Reglementierung aller Abläufe sowie etwaige Sanktionierungen eher an die Hausordnung eines Landschulheimes erinnern:

1. „Bargeldloser Zahlungsverkehr überall dort, wo es nur irgendwie möglich ist: für Zeitungen, Bücher, Theater, Radio, Transport, Ernährung.
2. Die Konsumgüter müssen zum Verbraucher gebracht werden(und nicht umgekehrt, wie es üblicherweise geschieht). Das Handelsnetz muß gefächert sein, d.h., es muß mobil sein. Die Ausstellungen im Kulturpark müssen mit Muster-Proben und Ausstellungs-Stücken reich bestückt sein, damit auf ihrer Grundlage die Waren per Telefon bestellt werden können. Aber nicht nur die Waren sind den Bestellern zu liefern, auch die Vertreter der Lieferbetriebe und erforderlichenfalls die Handwerker haben in die Wohnung des Kunden zu kommen. Die Ware sollte folgenden Weg nehmen: Fertigungswerk – Kulturpark – Omnibus – Haltestelle – Wohnung.
3. Kommunikation: In jede Wohnung gehört ein Radio und nach Möglichkeit ein Telefon. An jeder Bus-Station befindet sich eine öffentliche Telefonzelle. Solange ein Telefon noch nicht zur Verfügung steht, wird zwischen Bus-Station und Wohnung mit Signalzeichen kommuniziert.
4. Die Pflege des Wohnbestandes wird von zwei speziellen Mitarbeitern, die alle Wohnungen in ihrem Bezirk in regelmäßigen Abständen aufsuchen, nach strengen Vorschriften vorgenommen: Sie nehmen alle Funktionen der Wohnungs-Reinigung wahr – und zwar als Interessensvertreter der Abfallwirtschaft; sie entfernen allen Schmutz und Kehricht, nehmen die schmutzige Wäsche entgegen, liefern sie in kommunale Wäschereien und bringen die gereinigte Wäsche wieder zurück.

[237] vgl. BARTSCH u.a. 1930, in: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 128f

> Ihre Pflicht besteht weiterhin darin, Protokoll zu führen über den Zustand der einzelnen Wohnungen. Zur Förderung beispielgebender Sauberkeit in der Wohnung schlagen sie diesen oder jenen für einen Preis vor oder verhängen Strafen bei Verletzung der elementarsten Regeln der Wohnungs-Hygiene. […]“[238]

Auch wenn die Darstellung des Projektes ‚Grüne Stadt’ im Kontext der Zeit als Versuch gesehen werden muss, avantgardistische Architektur vor den Herrschaftsansprüchen der sowjetischen Diktatur zu rechtfertigen, bleibt die Entfaltung des Individuums und die Befreiung von Ausbeutung durch Fremdbestimmung das zentrale ethische Leitmotiv.

Das Kollektivhaus

Ab Mitte der 1920er Jahre kristallisierte sich schließlich heraus, dass für den Massenwohnungsbau weder die Siedlungsmodelle der Gartenstadtbewegung in Frage kommen würden, noch die experimentellen Hauskommunen der Revolutionszeit mit ihrem hohen Anteil an Eigeninitiative. Gefordert war eine verdichtete Bauweise, die nicht durch organisatorische Unsicherheiten in der Lebensweise der Bewohner/innen instabil war. Zudem ging der private und genossenschaftliche Wohnbau stark zurück, die Bautätigkeit wurde hauptsächlich von örtlichen Räten (Stadträten) übernommen. Deren Intention war es vor allem, möglichst viel Wohnfläche zu geringen Kosten zu schaffen, ohne zwingend alternative Lebensweisen zu ermöglichen. Die Einrichtungen und Rahmenbedingungen ökonomisch rationeller Arbeitsabläufe wurden daher von der Ebene der einzelnen Hauskommunen mit abgeschlossener Hauswirtschaft auf Wohnviertel- und Bezirksebene übertragen.

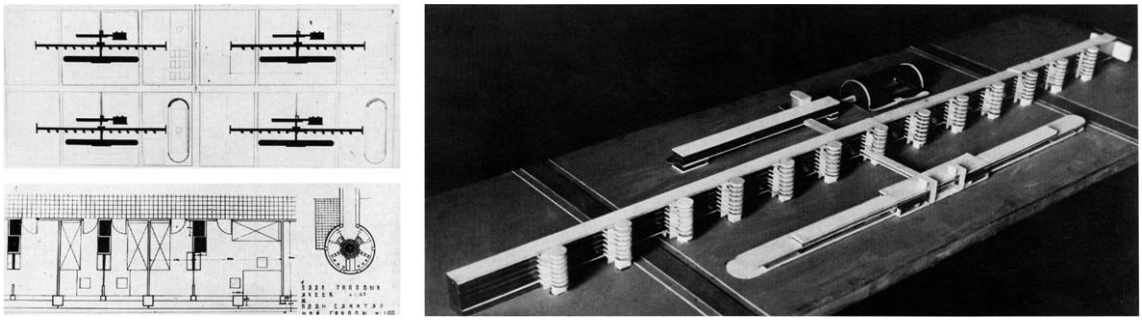


Abb. 87: Wettbewerbsentwurf für ein Wohnkombinat in Stalingrad. Golossow, 1930

[238] BARTSCH u.a. 1930, in: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 150ff

Die Theoretiker des sowjetischen Urbanismus propagierten als Gegenentwurf zu den oben beschriebenen Vorschlägen die Vergesellschaftung des Lebens im großen Maßstab[239]. Projektiert war ein über die gesamte Sowjetunion erstrecktes gleichmäßiges Netz von städtischen Siedlungen mit jeweiliger Konzentration auf Industrie oder Landwirtschaft. So genannte verdichtete ‚Soz-Städte' (Sozgorod) sollten auf stadtviertelgroßen Kommunehäusern beruhen; diese mehrstöckigen ‚Wohnhaus-Kombinate' für 24.000 Menschen würden das Existieren des Einzelnen im Idealfall total kollektivieren.[240] Zwar wurden die extremsten Formen der angeregten Kollektivierung nur selten realisiert, in zahlreichen Städten wurden in den 1920er und 1930er Jahren aber nach diesen Vorbildern großräumige, in sich abgeschlossene Wohnkomplexe errichtet: die Kollektivhäuser. Diese Art von Wohnkomplex inkludierte kommunale Dienstleistungseinrichtungen sowie relativ klein gehaltene Wohnzellen und war als Übergangstyp gedacht, um die Bevölkerung langsam von traditionellen Familienstrukturen zu lösen und an die neue Vergesellschaftung zu gewöhnen. Trotzdem waren die Wohneinheiten immer noch auf klassische Familien zugeschnitten, darüber hinaus gab es Wohnungen für Alleinstehende. Der Bezug zu den anfänglichen Kommuneninitiativen der revolutionären Zeit blieb deutlich erkennbar, der Maßstab war allerdings ein anderer: Anstatt des einzelnen Hauses mit eigener abgeschlossener Wirtschaft standen nun Baublöcke oder Stadtviertel unter einer einheitlichen ökonomischen, sozialen und architektonischen Planung. Es galt, die privaten mit den gemeinschaftlich zu nutzenden Bereichen optimal zu verbinden und die Nutzflächen rationell zu organisieren, um Arbeitsabläufe zu vereinfachen und die Baukosten niedrig zu

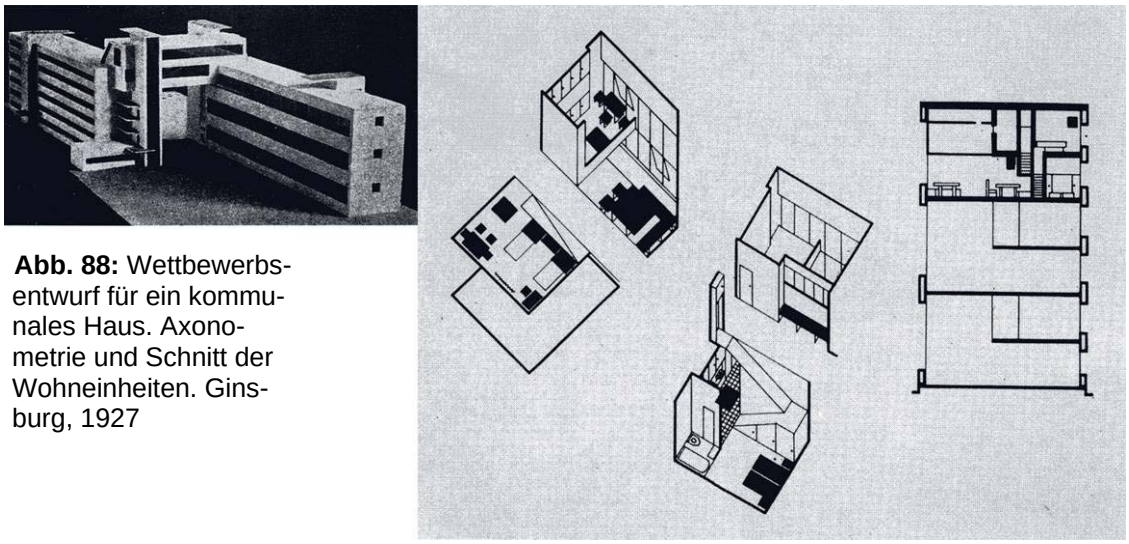


Abb. 88: Wettbewerbsentwurf für ein kommunales Haus. Axonometrie und Schnitt der Wohneinheiten. Ginsburg, 1927

[239] vgl. das 1930 erschienene Buch „Sozgorod: Die Planung der neuen Stadt" von N. MILJUTIN
[240] vgl. RJABUSIN 1989, 24

halten. Außerdem sollte in Verbindung der konträren Positionen von Urbanisten und Gartenstadttheoretikern zwar verdichtet gebaut werden, die neuen Stadtviertel jedoch mit ausreichend grünen Freiräumen kombiniert werden. Ähnliche Ideen finden sich Ende der 1920er Jahre auch im deutschen Diskurs, beispielsweise plädiert Ludwig Hilberseimer in ‚Großstadtarchitektur' (1927) für hotelähnliche Wohnblöcke mit Dienstleistungsversorgung, die die klassische Kleinfamilie obsolet erscheinen lassen.[241]

Unter den zahlreichen Wettbewerben, die zur Aufstellung von Programmen für ‚Typenwohnungen' und ‚Sektionshäuser' als Methodik des Massenwohnungsbaues durchgeführt wurden, war vor allem der kollegiale Wettbewerb der ‚Vereinigung moderner Architekten' (OSA) von 1926/27 äußerst produktiv.
Die meisten Sektionshäuser wiesen getrennte Baukörper für private oder gemeinschaftliche Bereiche auf: Die Wohnzellen waren in einem Teil des Komplexes untergebracht und über gedeckte Brückengänge in einem oder mehreren der Obergeschoße mit den Einrichtungen im Gemeinschaftstrakt verbunden. Dort befanden sich Speisesaal und Bibliothek, Lesesäle, Versammlungsräume und Klubs, Kindergarten und Kinderkrippe, die Rote Ecke und andere Institutionen, wie im Beispiel von Ginsburg, wo jeder Durchgangskorridor zwei Geschoße versorgt.[242] Es gab zahlreiche Entwürfe mit Zweigeschoßwohnungen, die zum Teil über Laubengänge erschlossen werden, oder jene, bei denen ein innen liegender Korridor drei Geschoße erschließt, die Wohnungen sind übereinander verschränkt und nach beiden Seiten durchgesteckt.

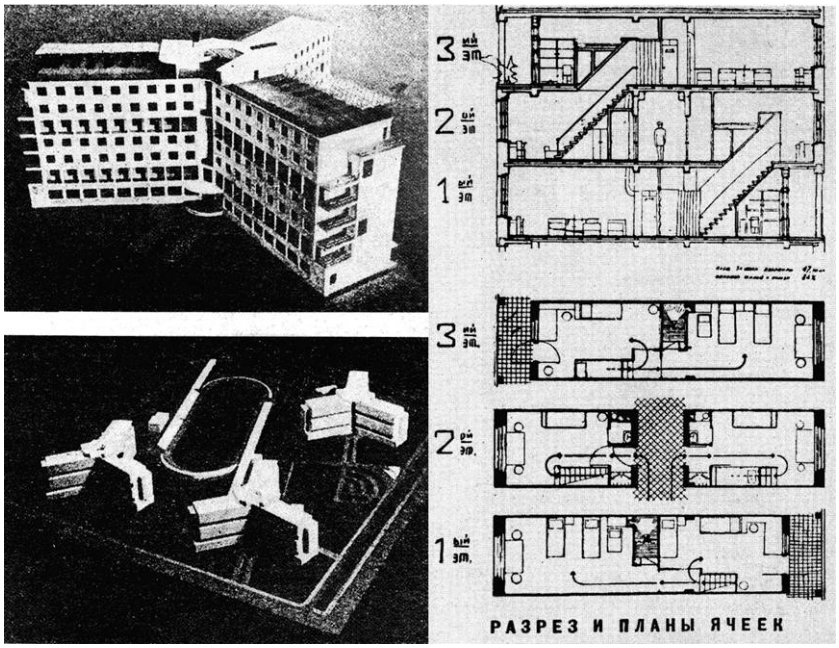
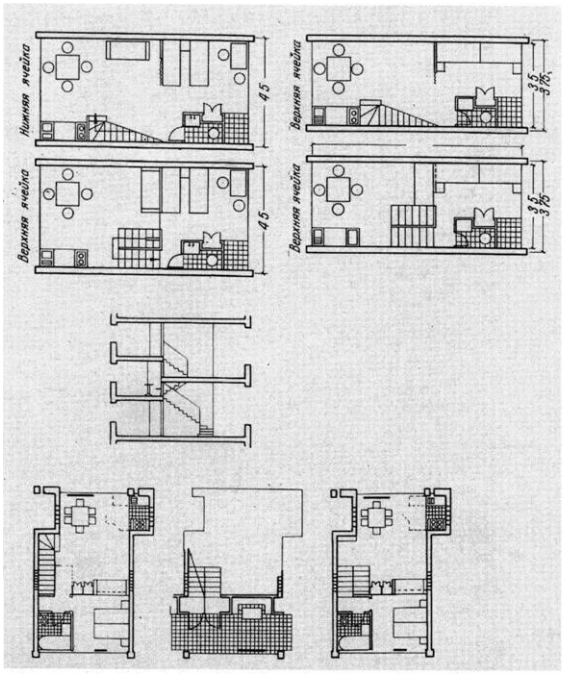
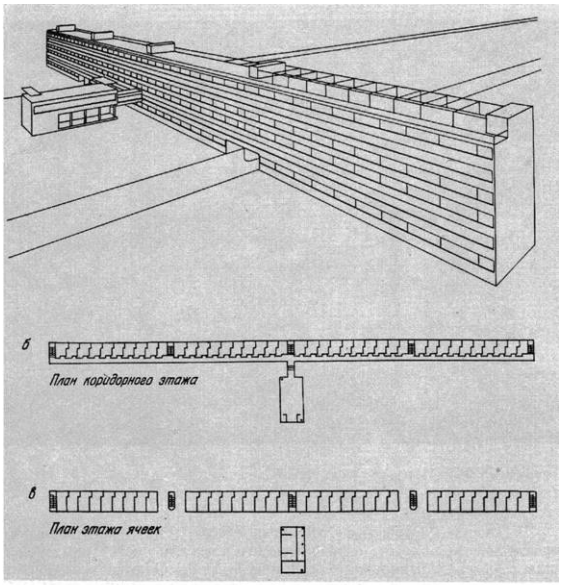
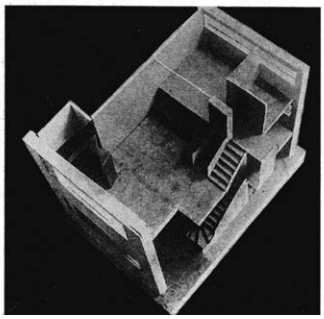


Abb. 89: Kommunehaus. Iwanow, Smolin, Terechin, 1928

[241] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 175f







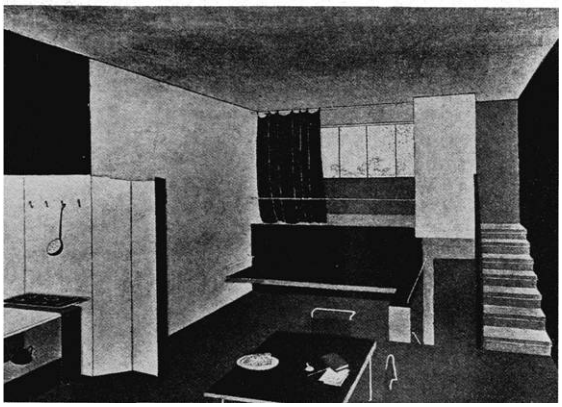


Abb. 90: Kommunales Haus mit Wohneinheiten des Typs F in mehreren Varianten. Strojkom, o.J.

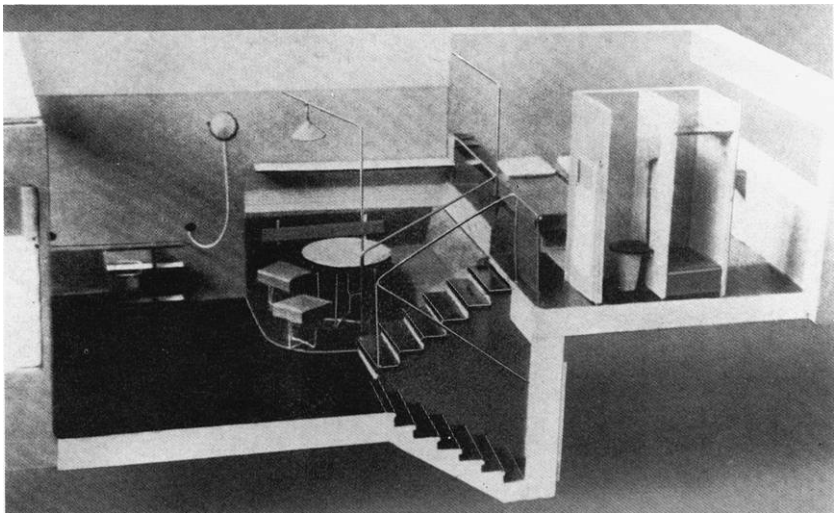
> „Die Wohnungen experimentieren in vielfältiger Weise mit dem Raum und greifen dabei auch auf Le Corbusier zurück, der seinerseits wußte, wie man die experimentellen Lösungen anderer zu eigenen Vorteilen nutzen kann: Die Zeichnungen, die er nach Paris zurückbrachte, regten ihn zu neuen Überlegungen an und führten schließlich zur Grundidee seiner *Unité d'Habitation*."[243]

Die Wohneinheiten mit zwei Geschoßen beinhalten fast immer einen sich über beide Etagen erstreckenden Wohnraum, der mit einfach hohen Nebenräumen (Schlafraum, Badezimmer, Vorraum) gekoppelt ist. Ein Beispiel für die Erschließung über jedes dritte Stockwerk zeigt der Studentenentwurf von Iwanow, Smolin und Terechin (Abb. 89). Mehrere Wohnblöcke verfügen über gemeinsame Kollektiveinrichtungen.

Ab 1928 wurde im staatlichen Komitee für Bauwesen (Strojkom) unter der Leitung von Moisei Ginsburg an Typologisierungen des

[242] vgl. CHAN-MAGOMEDOW 1983, 348
[243] PARE 2007, 12

Abb. 91: Inneneinrichtung einer Wohneinheit des Typs F, Modell. El Lissitzky, 1929



Massenwohnbaus gearbeitet. Auch in vielen bis zu diesem Zeitpunkt errichteten Wohnkomplexen mit Mehrzimmerwohnungen konnte die Bewohnerbelegung nicht wie geplant vorgenommen werden, die anhaltende Wohnungsnot zwang zu Überbelegungen wie in den ersten Kommunehäusern der frühen 1920er Jahre mit mehreren Familien pro Wohneinheit, aufgeteilt auf die einzelnen Wohnräume. Daher wurde ab nun vermehrt die Planung von leistbaren Kleinstwohnungen mit nur mehr einem Wohnraum präferiert. Nach wie vor wurden auch Wohneinheiten mit Einzelküchen gebaut. Die Privaträume in Kommunehäusern boten manchmal in Form kleiner Kochnischen eine begrenzte Möglichkeit zur eigenen Nahrungszubereitung. Zur Unterstützung der erwähnten rationalisierenden Maßnahmen wurde besonders viel Wert auf die Untersuchung der Arbeitsabläufe in der Küche gelegt, Bewegungsabfolgen und Anordnung der Kücheneinrichtung wurden auf Wirtschaftlichkeit, Benutzerfreundlichkeit, Flächenbedarf und Notwendigkeit hin geprüft. Weitere Rationalisierungsschritte sollten helfen, Nebenräume so wirtschaftlich wie möglich anzulegen oder weiter zu reduzieren. Mehrere Typen von Wohnungen wurden entwickelt (A-F), wobei der etwa 30m² große und mit versetzten Zwischengeschoßen rationell zu erschließende Typ F als der am meisten Erfolg versprechende erschien (Abb. 90 und 91).

Beispiel Kollektivhaus: Der Narkomfin-Wohnblock

(Ginsburg / Milinis, Moskau)

Eines der bekanntesten Beispiele für das derartig weiterentwickelte kommunale Wohnen in einem Kollektivhaus der Avantgarde-Ära ist das Narkomfin (oder auch Domnarkomfin) von Ginsburg und Milinis. Den Bauauftrag erteilte Miljutin, „der das als Maisonette angelegte Penthouse selbst entworfen hatte und auch bewohnte.“[244] Dieses Gebäude für Beschäftigte des Volkskomissariats für

[244] PARE 2007, 12

Finanzen in Moskau (Nowinskij-Boulevard 25) entstand 1928-1930. 23 Kleinstwohnungen des Typus F für Alleinstehende, zum Teil verdoppelt für kinderlose Familien, und acht größere Wohnungen (D) für Familien mit Kindern sind auf sechs Geschoßen untergebracht, erschlossen durch zwei Korridore und zwei Treppenhäuser. Dazu kommen einige Zimmer in einem Wohnheimteil. Jede Wohneinheit verfügt über zwei Etagen, durch versetzte Anordnung der obersten Geschoße entsteht eine zusätzliche Etage, die zur Erschließung genutzt wird. Der Wohnhauptbereich hat eine Höhe von 3,20 bis 3,50 m; in jeder Wohnung war eine kleine Küchennische vorgesehen. Am Dach befand sich eine Sonnenterrasse, ein bepflanzter Dachgarten wurde nie verwirklicht. Im extra stehenden Gemeinschaftsbau, mittels Gang an den Wohnbau angebunden, waren Kindertagesstätte, Sporthalle, Waschküche, Garage und die Kantinenküche untergebracht. Neben der Nutzung der gemeinschaftlichen Speiseeinrichtung in diesem Dienstleistungsgebäude war es auch möglich, das fertig zubereitete Mittagessen in der Küche zu holen oder hier Halbfabrikate zur Nahrungszubereitung zu besorgen. Dass jene Tätigkeit daheim in den Familien dann oft wiederum zulasten der Frau ging, liegt nahe: In der kleinsten, nicht vergesellschafteten Einheit wurde im Zweifel auf überlieferte Rollenbilder zurückgegriffen.

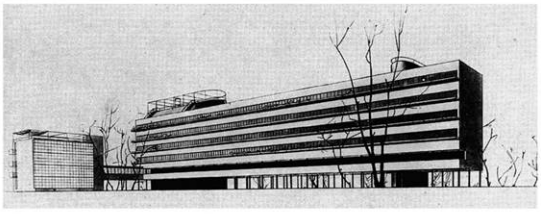
Neben dem innovativen Raumplan wurden auch neue Materialien und Baumethoden angewendet, wie Wärme isolierende Außenwände, ein tragendes Stahlbetonskelett oder standardisierte, vorgefertigte Elemente. Die Berücksichtigung von Minimalmaßen für kleine Räume, der Einbau von Schiebefenstern und Schutztüren, die Wirkung des bewohnten und beleuchteten Baukörpers auf die Umgebung und mehr waren weitere Versuchsfelder dieses Wohnkomplexes.[245]

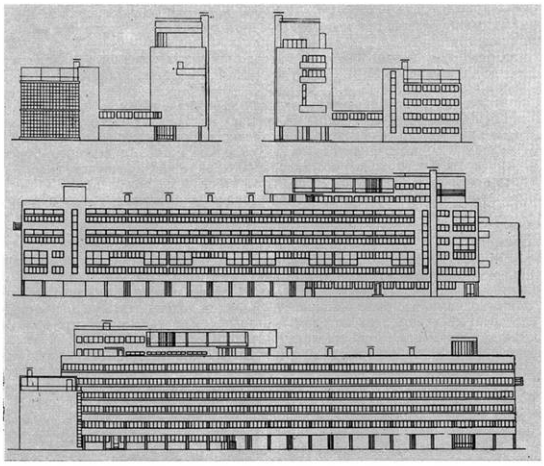
Le Corbusier schrieb über Ginsburgs und Milinis' Gebäude – zweifellos ebenfalls ein Vorläufer seiner ‚Unité d'Habitation' – was auch sowjetische Kritiker des Kommunehauses einwendeten:

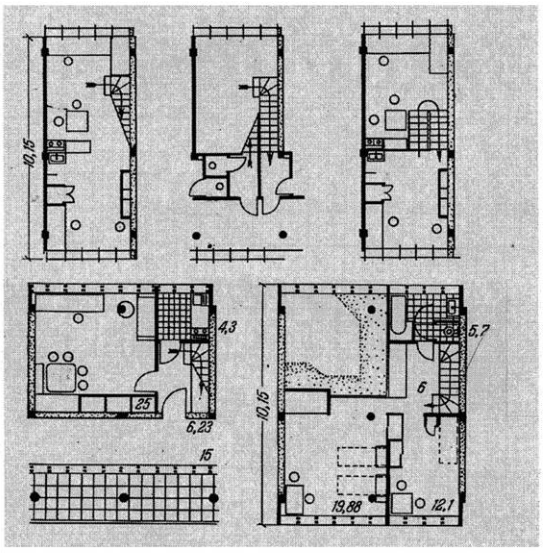
> „Die Konstruktion ist solide und gut ausgeführt, die Aufteilung und das architektonische Konzept im Innern dagegen so kalt, so statisch – kurzum, so vollkommen bar jeder feinsinnigen, künstlerischen Intention, die dem Gebäude Leben eingehaucht hätte –‚daß man bei der Vorstellung, selber hier leben zu müssen, geschweige denn bei dem Gedanken, daß hier hunderten Menschen schlicht und ergreifend jegliche Freude an Architektur vorenthalten wird, in Melancholie verfällt."[246]

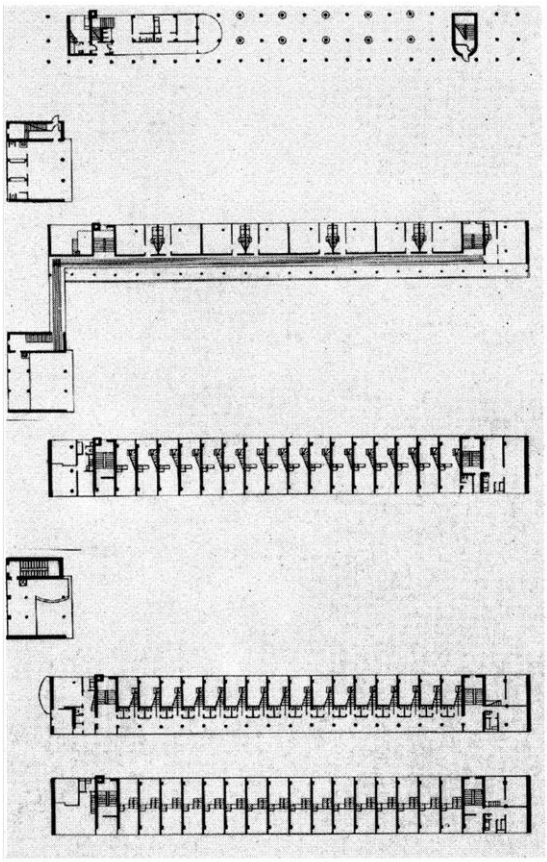
[245] vgl. CHAN-MAGOMEDOW 1983, 389 u. PARE 2007, 78
[246] LE CORBUSIER 1930, 14

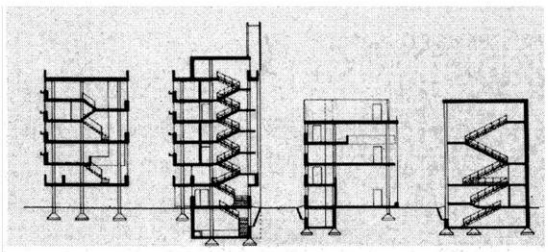
Abb. 92: Narkomfin-Wohnblock. Gesamtansicht, Wohntrakt, Dienstleistungs-gebäude (ganz unten) Ginsburg, Milinis, 1928-1930

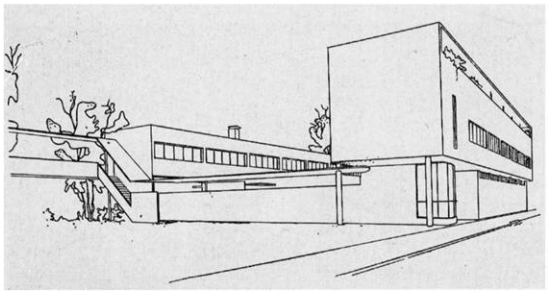












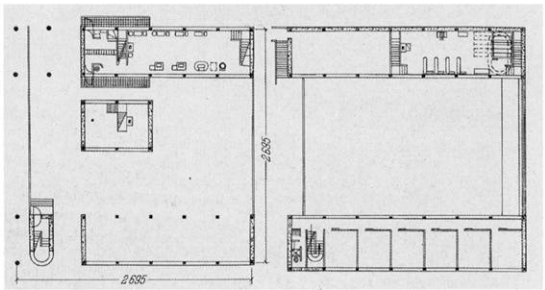


Abb. 93: Narkomfin-Wohnblock.

Situation heute.

Probleme der Kollektivierung

Bereits erwähnt wurden die Gründe für das rasche Ende der ersten Kommunen in besetzten Häusern zur Zeit des Kriegskommunismus: Vorübergehende politische, ökonomische und soziale Instabilität führten zu kurzlebigen Hausgemeinschaften, die sich an die nach wenigen Jahren wieder geänderten Bedingungen nicht anpassen konnten.

Jene Kommunen in Kollektivhäusern, die später gebaut worden waren, also gegen Ende der Zwanziger Jahre und danach, bestanden umso länger, je homogener die Zusammensetzung der Wohnbevölkerung war. Dies garantierte die optimale Gebäudenutzung im Sinne der Zusammenstellung von Privat- und Gemeinschaftsräumen. Zum Beispiel bestanden zu jeder Zeit Jugendkollektive, die akzeptiert und erfolgreich waren: für die einzelnen Bewohner/innen auf beschränkte Zeit, als Lebensform an sich dauerhaft. Die gemeinsame Lebensführung erfolgte dort demnach für eine gewisse Lebensphase als Anpassung an die berufliche Ausbildung und vor allem als Lösung von den Eltern. Damit einhergehend vollzog sich die Identifikation mit neuen Idealen (wie der Kollektivierung des Individuums). Solcherart zeitlich beschränkte Lebensformen fanden und finden sich ebenso bei Fernarbeitern, in Altenheimen etc.[247]

Viele Projekte erwiesen sich aber auf Dauer als wenig erfolgreich, da trotz der propagandistischen Durchdringung des totalitären Staates die erwünschten, aber aus soziologischer Sicht vereinfachten Lebensprozesse des Sozialismus mit den tatsächlichen Vorstellungen von Familie und Leben kollidierten. Im Extrem: „Aus der Wohnung wurden die Küche und alle Nebenräume herausgenommen, selbst der Begriff der Wohnung wurde beseitigt. Sie wurde durch sehr kleine ‚Schlafkabinen' ersetzt. Die restliche Zeit sollte der Mensch in den Räumen des gesellschaftlichen Sektors der Hauskommune, des Wohnkombinats usw. verbringen."[248] Diese Umstrukturierungen des Privatlebens sollten nach den staatlichen Planungen oft zu schnell und vor allem zu radikal passieren, um erfolgreich sein zu können. Das Idealziel sah unter anderem folgendes vor: „Die Kinder, die aufhören, Eigentum ihrer Eltern zu sein und Staatseigentum werden, werden von Geburt an in isolierten Kinderstätten erzogen, bis sie im Jugendalter beginnen, am Produktionsprozeß teilzunehmen und mit den Erwachsenen zu leben."[249]

Vielfach wurde von Kritiker/innen angemerkt, die der Idee des Kollektivhauses eigentlich positiv gegenüberstanden, dass Projekte häufig unvollständig ausgeführt wären und die einzelnen wohldurchdachten, einander ergänzenden Komponenten des gemeinschaftlichen Wohnens nur halbherzig umgesetzt worden seien. Aufgrund der unzureichenden Anwendung der Vergesellschaftung konnten die Gebäude im Gebrauch offenbar nicht den in sie gesetzten Erwartungen entsprechen.

[247] vgl. CHAN-MAGOMEDOW 1983, 391
[248] RJABUSIN 1989, 27
[249] PISTORIUS 1995, 2764

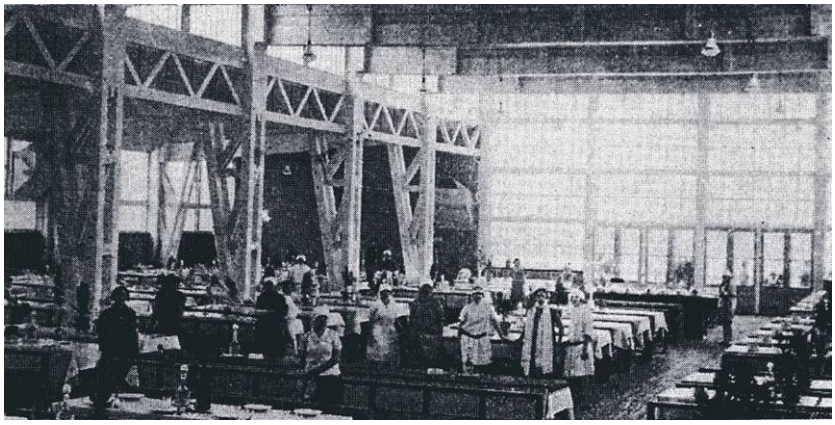
Selbst bei Projekten, die auf partizipativer Planung beruhten, funktionierte das Raumprogramm nur für eine gewisse Zeit. Im Kommunehaus von A. Ol (Leningrad 1930) bestimmte eine Gruppe zukünftiger junger Bewohner/innen während der Planung „selbst den Grad der Vergesellschaftung der Lebensweise in ihrem Haus“[250]. Die Kollektivierung erstreckte sich neben der Hauswirtschaft auch auf die Erholung, die küchenlosen Wohnzellen waren praktisch nur zum Schlafen bestimmt. Und trotz dieser selbstbestimmten und frei gewählten Lebensart kam es mit geänderter privater Situation der Bewohner/innen/schaft zu Problemen: Das Gebäude war auf die Erfordernisse eines Jugendkollektivs zugeschnitten und den Ansprüchen einer sich entwickelnden gemeinschaftlichen Familien-Hauswirtschaft nicht gewachsen.

Die Hausarbeit, auf deren Professionalisierung und großteiligen Auslagerung aus dem Haushalt besonders viele Erwartungen lagen, blieb jedoch meist statisch vorhanden, da die Familie als soziale wie wirtschaftliche Instanz ersten Ranges langlebiger war als vermutet. Viele Kollektiveinrichtungen konnten nur durch gemeinschaftliche Mitarbeit zu gleichen Teilen aller Bewohner/innen aufrechterhalten werden. Brachen die nachbarschaftlichen Beziehungen auseinander, waren aus der Familie ausgelagerte Wirtschaftsbereiche nicht mehr versorgt und die Bevölkerung griff resignierend auf tradierte Muster zurück.[251] Eine weitere Möglichkeit war die Schaffung hotelähnlicher Dienstleistungsbetriebe, diese mussten aber zum einen bezahlt werden und hatten zum anderen nur mehr wenig mit dem idealistischen und anfangs enthusiastisch vertretenen (vielleicht oft naiven) Gedanken des ‚solidarisch gemeinsam Lebens’ zu tun.

Die Versorgung mit Dienstleistungen bot im Grunde zwei Möglichkeiten des Endverbrauchs an: einerseits ebenfalls kollektiviert (öffentlich), andererseits individualisiert (privat). Die Trennlinie zwischen ‚zentralisierter Produktion’ und ‚individualisiertem Verbrauch’ war dann bei klassischen Hausarbeitstätigkeiten oft nicht einfach zu ziehen. Chan-Magomedow merkt an, dass alleine die Existenz von Gemeinschaftsküchen und -wäscherein, also das zur Verfügung stellen von Technik und Raum, die Hausfrau noch lange nicht von der Arbeit des Kochens und Waschens an sich befreite. Der Übergang von Eigen(mit)arbeit zu Dienstleistungseinrichtungen fand nicht in allen Bereichen gleichmäßig statt. Außerdem gab es trotzdem weiterhin Gemeinschaftswaschküchen, denn „der verhältnismäßig niedrige Lebensstandard der Werktätigen in dieser Zeit [garantierte] nicht die notwendige ökonomische Absi-

[250] CHAN-MAGOMEDOW 1983, 393
[251] vgl. ebd., 395

Abb. 94: Speisesaal einer Großküche. W. Wesnin u. a., 1928



cherung für den großangelegten Bau zentraler mechanisierter Wäschereien.“[252]

In der Sowjetunion wurde ab 1927 der freie Markt durch die administrative Ressourcenverwaltung verdrängt, die Verteilung erfolgte durch kommunale Einrichtungen. Diese Entwicklung „brachte die neue Einrichtung der Fabrikküchen hervor, die sowohl die Betriebskantinen als auch die Wohnungen mit Essen versorgten. In gewisser Weise können diese Großküchen mit dem Beginn der Nahrungsmittelindustrie in den Vereinigten Staaten verglichen werden“[253].

Doch die von der Familie entkoppelte Nahrungszubereitung schaffte andere Probleme: Die Entlastung bei der Zubereitung wurde durch zeitliche, räumliche und soziale Verpflichtungen des gemeinsamen Essens aufgehoben. Dagegen stand die individuelle Nahrungsaufnahme im privaten Kreis mit Beschaffungs- und Zulieferungslogistik der höchstmöglichen Rentabilität durch Zentralisierung entgegen. Trotz dieses Widerspruchs wurden in den 1920er Jahren im ganzen Land zahlreiche Großküchen erbaut, die mit Betriebskantinen und weiteren Speiseeinrichtungen kooperierten; manche dieser Einrichtungen versorgten so 12.000 bis 13.000 Menschen. Rationell arbeiten konnten allerdings auf Dauer nur die für Werkbetriebe und Freizeitstätten arbeitenden Großküchen. Jene Großküchen, die für Wohnkomplexe oder Stadtviertel zuständig ganze Familien versorgen sollten, waren unrentabel. Sie wurden von der Bevölkerung im Bereich des Privatlebens nicht akzeptiert und mussten geschlossen werden Der Traum von der küchenlosen Wohnung sollte sich somit nicht erfüllen.[254]

Trotzdem entstanden im theoretischen Bereich wichtige Materialsammlungen und Studien „über Prinzipien der Vereinigung von individuellem Wohnen und von Dienstleistungsbereichen in sol-

[252] CHAN-MAGOMEDOW 1983, 481
[253] PARE 2007, 12
[254] vgl. CHAN-MAGOMEDOW 1983, 482f

chen Einrichtungen“[255], welche auch außerhalb der Sowjetunion als Grundlagen herangezogen wurden, z.B. in Skandinavien (kollektive Häuser), dem angelsächsischen Raum (Appartementhäuser) und natürlich in anderen sozialistischen Ländern. Auch auf die Wechselwirkung von Le Corbusier und seinen Projekten mit den Split-Level-Typen von Wohneinheiten sowjetischer Architekten sei nochmals hingewiesen.

Am erfolgreichsten waren zusammenfassend jene Projekte, bei denen zwar die Einzelbewohner/innen als Individuen wechselten, die homogene soziale Zugehörigkeit (beispielsweise zu einer gewissen Altersklasse) und das Gebäude selbst jedoch unverändert blieben.

Weniger bis gar nicht erfolgreich waren nach dieser Logik die Kollektivhäuser, bei denen die Einzelbewohner/innen über längere Zeiträume wohnhaft blieben und nicht als Individuen wechselten, jedoch ihre Lebenssituation durch private Einflüsse (Ehe, Kinder, Tod Angehöriger) oder berufliche (Ausbildung, Arbeitsplatzwechsel, Arbeitslosigkeit) änderten. Die Folge waren Überbelegung, nicht geplante ‚falsche’ Raumnutzung, das Aussetzen von Kollektiveinrichtungen usw. Dies geschah oft notgedrungen, beispielsweise bedingt durch die anhaltend hohe Wohnungslosigkeit aufgrund des Zuzugs in die Städte. Die Bewohner veränderten also mit ihrer Lebenssituation auch das Gebäude. War dieses der Adaption nicht gewachsen, scheiterte automatisch auch das vorgesehene Raumprogramm.

[255] RJABUSIN 1989, 27

4.2 Der Heimhof – das Wiener Einküchenhaus

Nach der Ausrufung der Republik in Österreich, Deutschland und anderen europäischen Ländern wurden in den 1920er Jahren vielfach staatliche Bauprogramme zur Schaffung menschenwürdiger Wohnungen ins Leben gerufen. Die Wiener Gemeindebauten nahmen dabei eine außerordentliche Vorbildfunktion ein, ermöglichte doch die ‚Wohnbausteuer' die Finanzierung der regen Bautätigkeit des ‚Roten Wien'. In der Reihe der zahlreichen kommunalen Wohnbauten, die in der Zwischenkriegszeit von 1923 bis 1933 in Wien errichtet wurden, stellt der Heimhof eine herausragende Besonderheit dar – ist er doch das einzige von der Gemeinde Wien verwirklichte Einküchenhaus. Der markanteste Aspekt dieses Wohnmodells ist die räumliche Abtrennung der Essenszubereitung von den Wohnräumen. Die Beweggründe seiner Entwicklung gehen jedoch tiefer und betreffen die sozialen und geschlechtsspezifischen Aspekte, die zur Arbeitsaufteilung im privaten Haushalt führ(t)en.

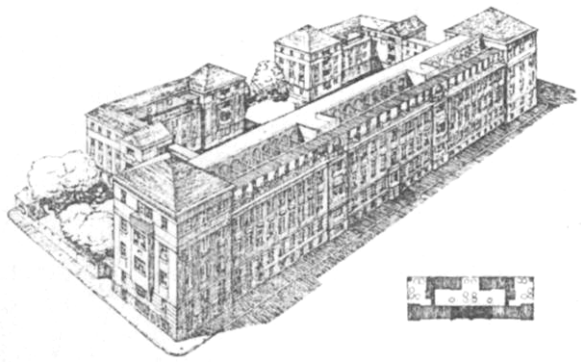


Abb. 95: *Heimhof*, projektierte Ausbauphase 2, in anderer Form realisiert. Otto Polak-Hellwig, 1924

Das Rote Wien - *Gemeindebauten*

Der Beginn der Ersten Republik brachte mit den veränderten politischen Verhältnissen des Gesamtstaates auch in Wien eine Wende: Das allgemeine und gleiche Wahlrecht für Männer und Frauen machte die Sozialdemokraten zur Mehrheitsfraktion im Wiener Gemeinderat. Um die Stadt stand es allerdings nicht sehr gut, denn abgesehen von wirtschaftlichem Zusammenbruch, gravierenden Problemen bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Energie sowie dem weitgehenden Funktionsverlust Wiens als Hauptstadt eines ehemaligen Großreichs, konnte der soziale Notstand der Bevölkerung (hauptsächlich Arbeiter/innen betreffend) durch die miserable städtische Finanzlage schwer bekämpft

Abb. 96: Der Reumannhof am Wiener Gürtel, der ‚Ringstraße des Proletariats'. 1930

werden.[256] Die Wiener Stadtregierung wollte das Lebensniveau der Bevölkerungsmehrheit durch Reformen des Wohlfahrtswesens, der Wohnungs- und Bildungspolitik heben.[257] Die hierfür notwendigen finanziellen Mittel wurden zum Großteil über neu eingeführte Steuern beschafft. Etwa 20% der Einnahmen der Gemeinde Wien entfielen auf die Wohnbausteuer, welche zweckgebunden einen Teil des kommunalen Wohnbaus finanzieren sollte. Die Gemeinde errichtete ca. 64.000 Wohnungen, wobei jedoch die Baukosten nicht allein durch Wohnbausteuer und Mieten (bei niedrigem Lohnniveau) gedeckt werden konnten. Die gravierende Wohnungsnot und Wohnungsüberbelegungen erforderten aber ohne Alternativen die großen Investitionen zur Verbesserung des Baubestandes.[258] Bei der Auswahl der Bauplätze wurde unter anderem auf eine soziale Durchmischung der Stadtbevölkerung geachtet, sodass gemeindeeigene Wohnanlagen auch in direkter Nachbarschaft zu Villenvierteln bzw. in ‚besseren Gegenden' entstanden. Neben den Wohnungsbauten wurde eine Reihe weiterer kommunaler Einrichtungen vor allem im Gesundheits- und Bildungswesen verwirklicht.

Abb. 97: Karl-Marx-Hof. Karl Ehn, Wien 1927-30

Die neuen Wohnungen in den *Gemeindebauten* stellten einen immensen Fortschritt gegenüber den bis dahin üblichen Zinskasernen in Privateigentum dar. Jede Wohneinheit erhielt einen eigenen Wasseranschluss sowie eine eigene Toilette innerhalb des Wohnverbandes, alle Räume (selbst Aborte und Spülküchen, die oftmals später zu Bädern umgebaut wurden) wurden durch eigene Fenster belichtet, wobei nicht mehr auf das System der gründerzeitlichen Lichthöfe zurückgegriffen wurde. Nur 50% der Grundstücksfläche wurden verbaut und die großen Höfe als Parkanlagen gestaltet. Jede Wohnung besaß mindestens einen direkt besonnten Raum, und die vormals gemiedenen Hofwohnungen wurden nun gegenüber den zur Straße hin gelegenen bevorzugt. Durch die direkte Wohnungserschließung über Treppenhäuser (maximal als Vierspännertyp) wurde in den meisten

[256] vgl. SELIGER 1980, 63
[257] vgl. MELINZ/UNGAR 1996, 38
[258] vgl. SELIGER 1980, 91

Gemeindebauten der im Zinshaus übliche Gang und mit ihm gleich die obsolet gewordene Gangtoilette und die Bassena eliminiert, was durchaus auch soziale Folgen hatte. „Voll Stolz verkündete man ‚den Frieden des Hauses' […], ‚da dadurch die Gelegenheit für den Tratsch ganz wesentlich eingeschränkt wurde'"[259]. Im Gegensatz zu den Kontakt fördernden Elendswohnungen mit Bassena wurde das Wohnen nun auch in der Arbeiterschicht zunehmend privatisiert.

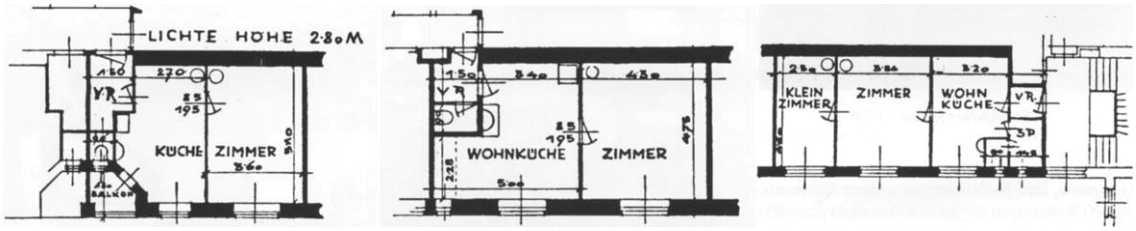


Abb. 98: Typengrundrisse von Gemeindewohnungen. Vor 1926 wurden meist Wohnungen mit 38 oder 48 m² gebaut.

Die Wiener Gemeindewohnungen gehörten im internationalen Schnitt der in den 1920er und 1930er Jahren errichteten Bauten zu den kleineren Typen, für die bis dahin bei der Masse der Bevölkerung herrschenden Größenstandards und Wohnungsbelegungen (Zimmer-Küche-Wohnung) allerdings fortschrittlich. Die Klein- und Kleinstwohnungen waren zwar oft nur mit minimalem Komfort ausgestattet (Gemeinschaftsbaderäume, Einraumwohnungen), blieben dadurch jedoch auch für schlecht verdienende Arbeiter leistbar. Im Unterschied zur kompakten und durchrationalisiert-modernen „Frankfurter Küche", die sich im deutschen Wohnungsbau großer Beliebtheit erfreute, wurden die Wiener Wohnungen jener Zeit meist mit einer Wohnküche versehen. Dies hatte „rein praktisch-bauliche und soziale Gründe", denn die Stadtplanung wollte „durch maßgeschneiderte ‚Küchenlabors' bewusst eine weitere Ausgliederung der Frau aus der Männerwelt und dem Politikalltag verhindern."[260] Doch die ‚praktisch-baulichen' Gründe waren durch die ökonomisch notwendige Einsparung eines eigenen Küchenraums bedingt. Außerdem hat die Verortung der Frau am Arbeitsplatz Laborküche genau das Gegenteil der erwünschten Separierung erzielt. In den Wohnküchen wurde der Spülbereich oft extra von der Küche abgetrennt, Einzelzimmerwohnungen wurden mit Kochnischen ausgestattet.

Als Ergänzung zum privaten Wohnraum dienten in den großen Gemeindebauten die Gemeinschaftseinrichtungen, von deren Vorteilen vor allem Frauen profitieren sollten. Generell waren die am öftesten verwirklichten Formen von Kollektiveinrichtungen in

[259] WEIHSMANN 2002, 39
[260] WEIHSMANN 2002, 43

Abb. 99: Wahlplakat der Wiener SDAP, zweite Hälfte der 1920er Jahre

Großwohnanlagen der 1920er und 1930er Jahre im deutschsprachigen Raum gemeinsame Waschküchen und Kindergärten. Ergänzt durch Bäder, Kinderspielplätze, Bibliotheken und Mütterberatungsstellen sollten damit Frauen von der mühsamen Hausarbeit befreit und für die Erwerbsarbeitswelt verfügbar gemacht werden. Die damit verbundene Organisation des Alltags und somit der Einfluss der Gemeindeverwaltung auf die Familie als ‚protektionistische' und ‚disziplinierende' Züge einer Modernisierungspolitik wurden auch oft kritisiert.[261] Einfachste Lebensprozesse des Alltags wurden durch die vorgeschriebene Uhrzeit und Art der Ausführung geregelt. „Die Festlegung der Zeiten, zu denen die Hausfrau waschen, […] den Hausmüll ausleeren, […] die Teppiche klopfen durfte […] strenge Vorschriften für die Benützung der begrünten Höfe und deren Überwachung durch die Hausmeister, das Verbot, Untermieter oder ‚Bettgeher' in die Wohnung aufzunehmen und vieles andere mehr"[262] beeinflussten vor allem weibliche Tagesabläufe stark. Ein wichtiger Aspekt betrifft die Nutzung der Zentralwäschereien – hier waren keine Fachkräfte als Anbieter externer Dienstleistungen im Einsatz, sondern die Hausfrauen mussten selbst waschen, und zwar ohne Mithilfe Familienangehöriger, da Männern und Kindern der Zutritt verboten war. Über die Benützung der modernen Maschinen innerhalb strenger Zeitpläne wachten männliche Angestellte, sodass die geschlechtsübliche Arbeitsteilung nicht aufgehoben, sondern im Gegenteil verfestigt wurde.[263]

Das neue Wohnen im ‚Superblock' der Gemeinde diente der gewünschten ‚geordneten Reproduktion' der Arbeiter/innenklasse unter Aufsicht der Parteiorganisation in kleinfamilialer Form. Ein Motiv, das wenige Jahre später in abgewandelter Form und mit anderen politischen Vorzeichen auch in Österreich durch die Nationalsozialisten wieder aufgegriffen wurde.

Die Vorgeschichte des Wiener Einküchenhauses

Die ersten europäischen Projekte des Modells Einküchenhaus beruhten allesamt auf der Idee, den Alltag des Bürgertums zu erleichtern und zu vereinfachen sowie dem Bürgertum ‚standesgemäßes' Wohnen zu ermöglichen, ohne ständig mit Haushaltsproblemen und den unangenehmen Nebeneffekten der Lebensmittelverarbeitung (Gerüche etc.) konfrontiert zu werden. Parallel dazu entwickelte jedoch auch die erstarkende Arbeiter/innen- und Frauenbewegung neue Wohnmodelle im Kampf um weibliche Gleichberechtigung, vorrangig in Bezug auf die Erwerbstätigkeit.

[261] vgl. SIEDER 1987, 223
[262] SIEDER 1987, 224
[263] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 180

Die Diskussion von Rollenbildern bezog auch die unbezahlte (re)produktive Hausarbeit mit ein. Hierbei war vor allem die deutsche SPD aktiv, die mit Lily Braun eine Verfechterin der ‚Haushaltsgenossenschaft' in ihren Reihen hatte. Brauns Vorstellungen einer Wirtschaftsgenossenschaft betrafen auch soziale Momente. Sie sprach unter anderem vom ‚Dilletantismus in der Ernährung' und der Verbesserung der Kindererziehung mittels geschulten Personals. Dies alles sollte die Voraussetzung für eine Emanzipation der Frau sein, indem die Erwerbstätigkeit auch für Frauen möglich gemacht würde. Nebenbei sollte sich das Dienstbotenproblem des bürgerlichen Haushaltes lösen.[264] Brauns Modell einer solchen genossenschaftlichen Anlage nahm bereits alle Eigenschaften vorweg, die sich später im daran orientierten Heimhof wieder finden: Ein Häuserkomplex mit küchenlosen Wohnungen umschließt einen begrünten Hof, neben der zentralen Küche sind als Option noch Speisesaal, Aufzüge, Lesesaal, Kinderhorte und Reinigungsdienste verfügbar. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, das der später von der Gemeinde Wien vereinnahmte Heimhof somit auf bürgerlich-liberalen Grundsätzen beruht, ebenso wird er bei Günther Uhlig unter „Zentralküchenhäuser für das Bürgertum" geführt.[265]

Abb. 100: Entwurf für ein modernes Einküchenhaus in Wien. Fritz Feuer, 1929

Ebenfalls Gegenstand dieser Debatte war die Qualität der Arbeitsplätze, die für Frauen zur Verfügung stehen. Vielfach wurde bezweifelt, ob die übliche Fabrikarbeit im Gegensatz zum aufzugebenden Haushalt wirklich einen Gewinn darstellte, „denn nur höherwertigen Berufen käme ein Emanzipationswert zu. Sonst wäre es besser, die Frau bliebe im Haushalt."[266] Die Emanzipationstheorie ging damals hingegen grundsätzlich von der Vorstellung aus, dass die große Zahl an erwerbstätigen Frauen, die mit den neuen Wohnmodellen einhergehen würde, ohnehin gegen das kapitalistische System opponieren und so einen gesellschaftlichen Wandel in größerem Zusammenhang einleiten und unterstützen würde.

Die ‚Experimente' kollektiver Wohnformen gingen auf Theoretiker der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts zurück, wo Friedrich Engels oder August Bebel mit der Auflösung der Arbeiterfamilie gerechnet hatten und die daraus resultierende Befreiung der Geschlechter erwartet hatten. Fünfzig Jahre später, zu Beginn der 1920er Jahre, fand allerdings die normative Idee einer 'geordneten', ‚respektablen' und gesellschaftlichen Erwartungen entsprechenden Kleinfamilie auch die Zustimmung der meisten Theoreti-

[264] vgl. BRAUN 1901, 26f. In: UHLIG 1981, 62
[265] vgl. UHLIG 1981, 3
[266] A. Salomon, 1909, in: UHLIG 1981, 66

ker der Arbeiterbewegung.[267] Ziel sowohl linker als auch rechter Flügel der sozialistischen Parteien besonders in Deutschland und Österreich war es jedoch, innerhalb dieser Kleinfamilien die bürgerliche Mutterzentrierung (die Mutter als erwerbslose Hausfrau und Kindererzieherin) zu beenden. Stattdessen sollte die Arbeiterfrau von körperlich belastenden Tätigkeiten innerhalb der Wohnung sowie zu einem bestimmten Grad auch von der Kindererziehung befreit werden. Das Propagieren von Modernisierung und Rationalisierung der Hausarbeit inkludierte das Anliegen, die Mutter auch zu einem rationellen Kinderumgang erziehen zu wollen. Nebenbei wurde der weibliche Körper mittels Kurzhaarfrisur (Bubikopf), einfacherer und zweckmäßiger Bekleidung, Gesundheitsturnen usw. den Erfordernissen des rationalisierten Alltags angepasst.[268] Die allgemeine Rationalisierung diente dem Zweck, Frauenerwerbsarbeit mit dem Familienleben besser vereinbaren zu können. Dabei ging es jedoch nicht darum, die Frau zu einem dem Mann in allen Lebensbereichen gleich gestellten Individuum zu machen, was eine Einbindung des Vaters in Kindererziehung und Haushaltsführung implementiert hätte. „An der ideologischen Überhöhung der Rolle der Frau als Hausfrau und Mutter […] hielten auch die sozialdemokratischen Kulturreformer weitgehend fest“[269], die Frau sollte sich hauptverantwortlich für das Wohlergehen der Familie fühlen.

Abb. 101: Broschüre der Genossenschaft ‚Heimhof’ zur Mitgliederwerbung für das zweite Bauprojekt. 1914

Die Entstehung des Heimhofs

Die mittelständische Baugenossenschaft ‚Heimhof’ wurde bereits vor dem Ersten Weltkrieg von Sozialreformer/innen gegründet und errichtete 1912 ein Ledigenheim für berufstätige Frauen in Wien 19 (Peter-Jordan-Straße 32-34), das bereits als Einküchenheim organisiert war.[270] Die theoretische und organisatorische Vorarbeit zur Verwirklichung des ersten Heimhofes hatten die Bürgerlich-Radikale Auguste Fickert (1855-1910) und die Sozialistin Therese Schlesinger (1863-1940) als Pionierinnen der österreichischen Frauenbewegung geleistet.[271] Bereits zwei Jahre später gab es Pläne zum Bau eines weiteren Wohnheims ‚Heimhof 2’ für erwerbstätige Frauen durch den Genossenschaftsverein auf einem Grundstück im 15. Wiener Gemeindebezirk. Dem Verein ‚Heimhof’ gehörten 1914 u. a. die Architekten Max Ferstel und Otto Polak an.[272] Der Erste Weltkrieg und dessen Folgen verzögerten jedoch die Verwirklichung des Baues.

[267] vgl. SIEDER 1987, 215
[268] vgl. SIEDER 1987, 220
[269] SIEDER 1987, 220
[270] vgl. UHLIG 1981, 42
[271] vgl. TERLINDEN/OERTZEN 2006, 175
[272] vgl. HEIMHOF 1914, 6

Abb. 102: Heimhof, Stiege 1, erster Bauteil. Otto Polak-Hellwig, 1922

1922 wurde das Projekt, von dem hier in weiterer Folge die Rede ist[273], unter der Leitung von Otto Polak-Hellwig als erstes Einküchenhauses für Familien begonnen. Der zweite *Heimhof* auf besagtem Grundstück auf der Schmelz (Pilgerimgasse – Johnstraße – Wurmsergasse - Löschenkohlgasse) wurde aus Geldmangel nur in einem ersten Abschnitt als freistehendes Gebäude mit 25 Wohnungen ausgeführt. Die Anlage – auf der bürgerlich-liberalen Vorkriegsinitiative beruhend – war nun für kinderlose allein stehende Personen bzw. Paaren als Doppelverdiener/innen konzipiert.[274] Dieser Ursprung zeigt sich auch in der konservativen Fassadengestaltung des ersten Bauteils, die am klassischen Formenkanon orientiert ist und mit der modern-zweckmäßigen Erscheinung der späteren Anbauten nicht viel gemein hat. Moderner als der tatsächlich errichtete erste Bauteil wirkt übrigens auch der Entwurf desselben Architekten (!) von 1914.

Obwohl die Idee der Haushaltsgenossenschaften ursprünglich von sozialistischer Seite kam, wurde das Modell des Einküchenhauses von der Wiener Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) vorerst abgelehnt. Diese wollte die Urheberschaft an der Idee jedoch auch nicht dem bürgerlichen Lager zuschreiben. So wurde die Genossenschaft langsam „von treuen Parteigängern [der SDAP] unterwandert, die Mehrheitsverhältnisse sukzessive verschoben, um schließlich die Bürgerlichen an der Spitze abzuwählen und das Objekt der sozialdemokratischen Gemeindeverwaltung einzuverleiben“[275], was 1924 passierte. Die Gemeinde Wien ließ den Heimhof 1926 von Carl Witzmann beidseitig blockfüllend erweitern, sodass 1927 nach Abschluss der Bauarbeiten noch 120 Einraum- und 126 Zweiraumwohnungen hinzukamen. Insgesamt standen nun 271 Wohneinheiten mit ein bis drei Zimmern zur Verfügung, die meisten davon Kleinstwohnungen: Die Durchschnittsgröße lag bei 28 bis 30 m².[276] In der Löschenkohlgasse wurde ein Kindergarten zwischen die beiden neuen Bauteile gesetzt, der den Innenhof abschließt.

ANTEILSCHEIN

Nº 1

Frau

Jang Groiss

hat durch Zeichnung des Betrages von

einhundert 100 Schillingen

einen Geschäftsanteil

der Genossenschaft erworben.

WIEN, am 1 Jänner 1926

Gemeinnützige Bau- und Wohnungsgenossenschaft „HEIMHOF“ registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung.

Abb. 103: Anteilschein der Genossenschaft ‚Heimhof’, Erweiterung 1926

Werbung für das Einküchenhaus wurde auch im Kino gemacht. Die stakkatoartigen Anfangsszenen des Stummfilms *Das Einküchenhaus* von 1922 aus Wien sprachen als Zielgruppe die berufstätige Frau an. „Die Frau im Büro. Mittags hat sie Arbeitsschluß, ordnet die Kinder, beginnt einzuheizen und zu kochen. Der Mann kommt, ‚Bitte, sehr schnell das Essen’, läuft hungrig auf und ab.

[273] Die Bestandsdauer des Frauenwohnheims in Wien 19 ist unklar; auf dem Reprint einer Speisekarte im Heimhof Wien 15 vom August 1929 ist aber noch die „Registrierte G.m.b.H. Heimhof“ mit Sitz im Gebäude Peter-Jordan-Straße angeführt (vgl. UHLIG 1981, 46).
[274] vgl. ZINGANEL 1996
[275] ZINGANEL 1996
[276] vgl. WEIHSMANN 2002, 342f

Plakat: ‚Das erste Wiener Einküchenhaus' – Das moderne Heim der erwerbenden Frau."[277]

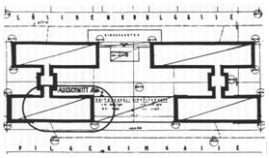
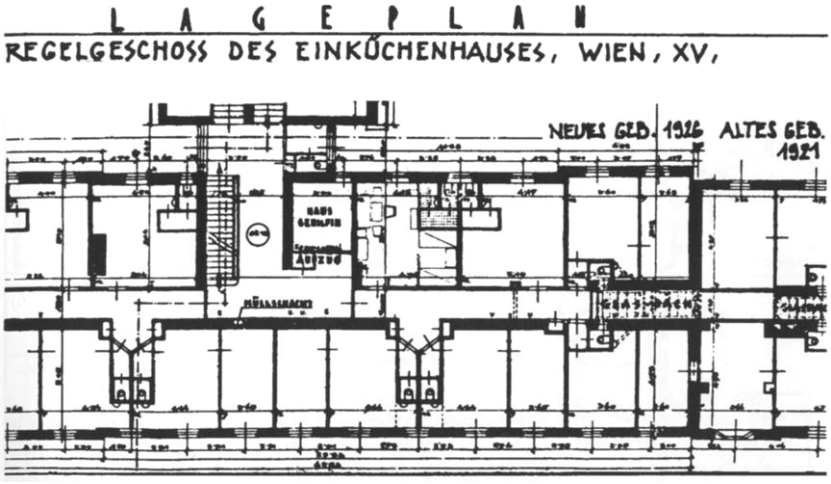


Abb. 104: Lageplan der Erweiterung von 1926, markierter Bereich: Regelgeschoß



Die konservativen Zeitungen der 1920er Jahre kritisierten das Projekt eines Einküchenhauses von Beginn an. Die Reichspost schrieb: „Ob das Leben in diesem Hause wirklich so hübsch sein wird, haben ja seine Insassen bald Gelegenheit, zu erproben."[278] Auch im Wiener Gemeinderat wurde heftig debattiert. Frau Gemeinderat Walter (Fraktion unbekannt) meinte: „Es ist ein Unsinn, wenn eine Familie in einem solchen Einküchenhaus wohnt. Es ist auch aus sittlichen Gründen nicht anzuraten, der Hausfrau alle Sorgen für den Haushalt abzunehmen. Die junge Hausfrau soll sich nur sorgen, sie soll wirtschaften und sparen lernen, das wird ihr für die Zukunft nur von Nutzen sein."[279]

Der Alltag im Einküchenhaus

Das Kernstück des Einküchenhauses bildete naturgemäß die zentrale Küche mit dem daran angeschlossenen Speisesaal. Sie befand sich im ersten Bauteil und war so großzügig dimensioniert, dass nach der Erweiterung des Heimhofs keine zusätzliche Ergänzung mehr notwendig war, im Gegenteil wurde die Zentralküche erst dann durch die bessere Auslastung ökonomisch rentabler. Die Bewohner/innen konnten jeden Tag aus vier verschiedenen Menüs auswählen, die von Mitarbeiter/innen des Lebensmittelamtes erstellt wurden, darunter befand sich immer auch ein vegetarisches Menü. Wer seine Mahlzeit nicht im gemeinschaftlichen Speisesaal, der sich neben anderen Kommunikationsräumen im Kellergeschoß befand, einnehmen wollte, ließ sich

[277] Archiv Bezirksmuseum Wien 15, Manuskript o. J.
[278] Reichspost, 29.1.1923. Nach: Archiv Bezirksmuseum Wien 15, Manuskript o. J.
[279] Sitzungsprotokoll Gemeinderat Wien, 9.3.1923. Nach: Archiv Bezirksmuseum Wien 15, Manuskript o. J.

das Essen per Speiseaufzug auf sein Stockwerk bringen, ein Zimmerservice (!) stellte die Mahlzeit dann zu. Durchgeführte Umfragen unter den Bewohnern bezeugen, „dass der Speisesaal über die bloße Essenseinnahme hinaus ein kommunikativer und gern frequentierter Raum war.“[280]

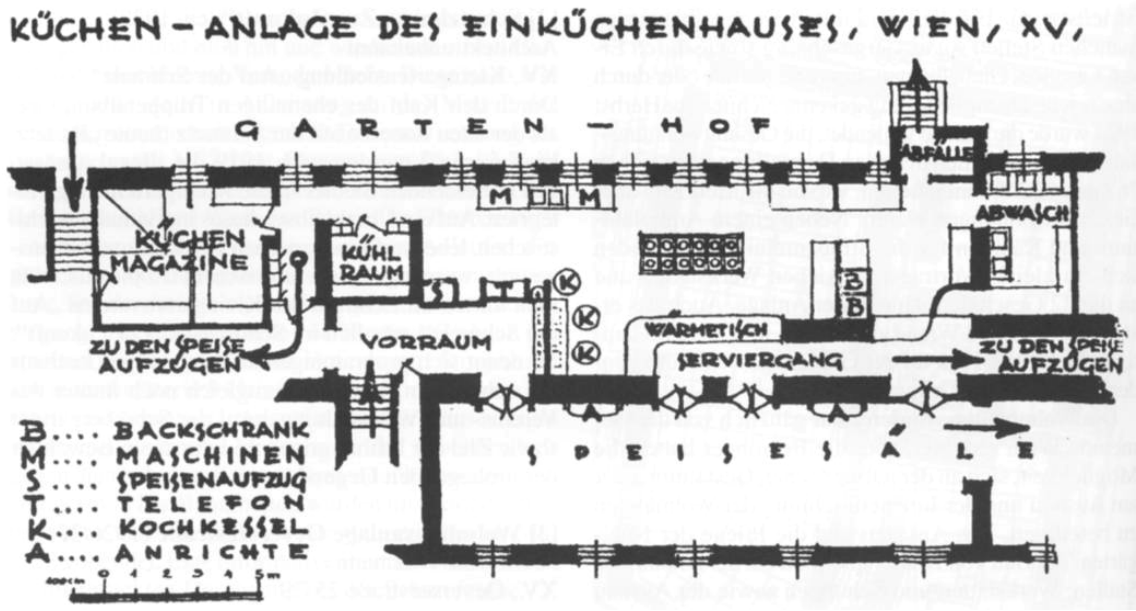


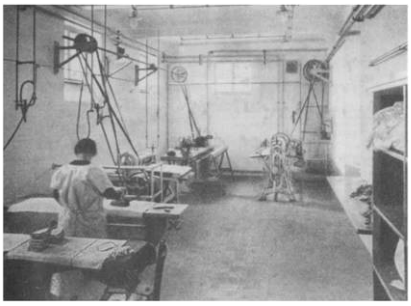
Abb. 105: Zentralküche im Souterrain, erster Bauteil. 1922

Die Küche wurde ebenso wie das ganze Haus als Zentralwirtschaft geführt, erst in genossenschaftlicher Selbstverwaltung, dann in adaptierter Form nach der Übernahme des Gebäudes durch die Gemeinde. Die Mitbestimmung der Mieter/innen betraf die alljährliche Wahl von politisch ambitionierten Vertrauensleuten, die sich um Organisation, Verwaltung und Instandhaltung der Gemeinschaftseinrichtungen kümmerten sowie regelmäßige abgehaltene Hausversammlungen.[281]

Eine geschätzte Institution im gesellschaftlichen Leben des Heim-

Abb. 106: Speisesaal und Zentralküche

[280] WEIHSMANN 2002, 343



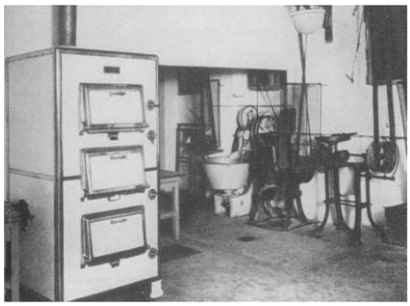


Abb. 107: Wasch- und Bügelraum (links), Zentralküche (rechts)

Abb. 108: Dachterrasse

hofs bildete die großzügige südseitige Dachterrasse, die ebenfalls bereits im ersten Baukörper vorhanden war und mit dem Anbau noch vergrößert und erweitert wurde. Klubräume im Kellergeschoß und gemeinsame Lesestuben, in denen aktuelle Tageszeitungen auslagen, ergänzten die Gesellschaftsräume.

Das Haus war von Beginn an mit einer Zentralheizung und Badeanlagen im Untergeschoß ausgestattet, eine provisorische Wäscherei befand sich zuerst im Dachgeschoß des ersten Bauteils und wurde bei der Erweiterung in den Keller verlegt und durch Bügelanlagen vervollständigt. Dort konnten die Bewohner/innen ihre Wäsche zum Selbstkostenpreis waschen und bügeln lassen. Nach Fertigstellung der beiden Seitentrakte verfügte der Heimhof noch über ein Heizhaus, den erwähnten Kindergarten, Arbeiterklubs und Sporträume sowie über vier Kaufläden. Nur aufgrund dieser Vielzahl an gemeinschaftlich nutzbaren Orten innerhalb der Wohnanlage war es möglich, die einzelnen Wohneinheiten so klein und reduziert wie möglich zu halten. Trotzdem verfügten viele Wohnungen ganz im Stile des Wiener Gemeindebaus über ein winziges Vorzimmer, das die Kleinwohnungen auch akustisch etwas vom öffentlichen Leben des Ganges abschotten sollte. Die Einzimmerwohnungen wurden hingegen direkt erschlossen, der „Vorraum“ wurde innerhalb des Wohnverbandes zwischen Toilette und Wirtschaftsnische mit Gaskocher und Kaltwasseranschluss geschaltet. Der alkovenartige Schlafbereich konnte untertags hinter Vorhängen verborgen werden, was die ohnehin bescheidenen Räume aber noch weiter verkleinerte. Vor allem im zweiten Bauabschnitt wurden vermehrt Zwei- und Dreizimmerwohnungen eingerichtet, zielte doch die Vergabe der Wohnungen durch die Gemeinde auf die „Kleinfamilie“ und weniger auf allein stehende Personen ab. Diese Praxis der Wohnungszuteilung sollte die seit 1922 wohnhafte „Ur-Heimhofbelegschaft […] marginalisieren“, was durchaus gelang – jene versuchte „sich auch von den neuen Gemeindebaubewohnern abzugrenzen.“[282]

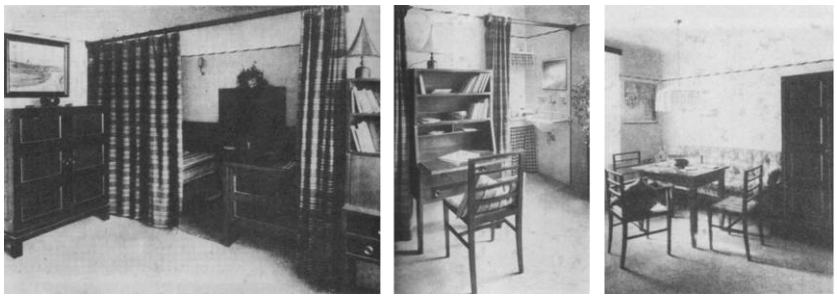
Abb. 109: Speiseaufzug und Müllschlucker

[281] vgl. WEIHSMANN 2002, 343
[282] ZINGANEL 1996

Abb. 110: Einraumwohnung mit Bettnische

Neben dem Speisesaal und dem die Mahlzeiten bei Bedarf zustellenden ‚Zimmerservice' erinnerte noch eine andere Institution frappant an die Organisation eines Hotels. Jedes Stockwerk verfügte pro Trakt über ein Zimmermädchen, welches einmal pro Woche die Grobreinigung der Wohnungen übernahm und dem dafür auch elektrische Staubsauger zur Verfügung standen. Pro Trakt erleichterte ein Müllschlucker die Arbeit, pro Stockwerk stand für die ‚Hausgehilfinnen' ein Personalraum mit einer als Wirtschaftskammer bezeichnetem Reinigungsraum, Wasseranschluss und eigener Toilette zur Verfügung. Es ist anzunehmen, dass dieses Reinigungspersonal auch die Zustellung der georderten Mahlzeiten zu den Wohnungen übernommen hat. Die Befreiung der Bewohnerinnen von der Hausarbeit erfolgte im Heimhof also tatsächlich konsequent, da sämtliche Arbeiten bis hin zum Bügeln und Saubermachen der Wohnung als Dienstleistung zugekauft werden konnten und nicht unter Inanspruchnahme neuer Maschinen selbst ausgeübt werden mussten. Vermutlich wurden als Arbeitskräfte im Einküchenhaus wiederum vor allem Frauen eingesetzt. Unter Einsatz des vorrangig weiblichen Personals, das unbeliebte und traditionell weiblich konnotierte Hauswirtschaftstätigkeiten in den Bereichen Küche, Reinigung, Bedienung und Kindererziehung ausübte, wurde das kapitalistische Klassenmodell eher fortgeführt denn aufgehoben.

Abb. 111: Ansichten der Einraumwohnung



Trotz der Belegungspolitik der Gemeinde Wien gelang es schlussendlich nicht, den Heimhof zu einem Musterbeispiel sozialistischen Reformwillens zu machen. Zu groß war die Ablehnung unter weiten Teilen der Arbeiterschaft gegenüber einer zentralisierten Küche, die damit die schlechten Erinnerungen einer Massenausspeisung in einer der Kriegsküchen verband. Die Bevölkerung des Heimhofes bestand zudem immer nur zu einem geringen Teil aus Arbeitern, die tatsächliche Zusammensetzung variiert je nach Angabe: Angestellte, Angehörige von Intelligenzberufen, Beamte usw.[283] – vor allem lohnabhängige Mittelschichten, d.h. Lehrer,

[283] vgl. BANIK-SCHWEITZER 1992, 263

Beamte, Parteifunktionäre[284] – vorwiegend berufstätige und kinderlose Frauen, Lehrerinnen, Paradegenossinnen, emanzipierte Singles, kinderlose Ehepaare, unverheiratete Lebensgemeinschaften.[285] Otto Neurath schrieb 1923 in der Arbeiter-Zeitung:

> „Man baut ein Einküchenhaus. Der Vertreter der Arbeiterbewegung kann zufrieden sein. Zentrale Wirtschaft, technisch hochentwickeltes Dasein. Ein neues Leben für die Verheirateten, eine neue Zuflucht für die Ledigen. Wie aber sieht die Wirklichkeit aus? Die proletarischen Massen wehren sich gegen das Einküchenhaus, gleichzeitig sehen wir aber die sich mächtig entfaltende Kleingarten- und Siedlerbewegung, welche gerade proletarisches Sehnen befriedigt. Die Einküchenhäuser werden bei uns heute hauptsächlich von bürgerlichen Intellektuellen mit gutem Einkommen benützt. Aber die proletarischen Familien meiden bisher das Einküchenhaus.“[286]

Abb. 112: Stiege 1, Stiege 2, Stiege 5 heute

An dieser Situation änderte sich auch nach der Übernahme des Projekts durch die Gemeinde Wien wenig.

Das Ende der Zentralküche

Die Idee eines hauswirtschaftlich unbeschwerten Lebens konnte nicht einmal ein Jahrzehnt lang aufrechte erhalten werden.[287] Mit dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise um 1930 verloren zuallererst die berufstätigen Frauen ihre Arbeit, sodass sie sich – auch aus ökonomischen Zwängen heraus, denn Zimmerservice und Zentralküche wurden zum Luxus – wieder der Erledigung der hauswirtschaftlichen Angelegenheiten widmen mussten. Kleine, improvisierte Kochnischen waren überhaupt nicht auf die neuen Bedürfnisse an moderne, rationalisierte Arbeitsprozesse abgestimmt, wurden aber notwendig, und vor allem die Gemeinschaftseinrichtung der Zentralküche war mit der Einführung von Essensmarken nicht mehr aufrecht zu erhalten.[288]

Das Ende von gemeinsamer Küche und Speisesaal kam mit der Ausschaltung des österreichischen Parlaments durch die Austrofaschisten. Waren diese Einrichtungen schon zuvor nicht gefördert sondern nur von der Genossenschaft übernommen worden, so beendete die konservative Regierung des Ständestaats ab 1934 das „als ‚kommunistisch’ und ’familienfeindlich’ heftig angegriffene

[284] vgl. WEIHSMANN 2002, 44
[285] vgl. WEIHSMANN 2002, 342
[286] Otto Neurath in der Arbeiter-Zeitung, 2.6.1923
[287] vgl. UHLIG 1981, 42
[288] vgl. WEIHSMANN 2002, 342

Projekt unter großem Jubel der reaktionären Presse“[289]. Nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus in Österreich 1938 wurden Zentralküche, Speisesaal und alle dazu gehörenden Räume endgültig ihrem Bestimmungszweck entrissen und zu simplen Kellerabteilen umgebaut.[290] „Aufgrund der hohen Anzahl engagierter Sozialdemokraten und Angehöriger der jüdischen Volksgruppe wurde spätestens nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ein Großteil der BewohnerInnen delogiert und verschleppt.“[291] Die Buchhalterin der Genossenschaft ‚Heimhof’ erinnert sich: „Das Einküchenhaus wurde mit dem nationalsozialistischen Regime, das auch das Rathaus innehatte, vertragsmäßig der Genossenschaft gekündigt und 1939 liquidiert. Es war dann keine Küche, keine Bedienung mehr, alles hat sich aufgehört.“[292] Die Wohnungen mussten nun endgültig mit küchenartigen Einbauten und Adaptierungen ausgestattet werden. Aufgrund ihrer geringen Größe und ohne die gemeinschaftliche Infrastruktur waren sie als Wohnung nicht mehr sonderlich innovativ, dienten jedoch während des Krieges und unmittelbar danach teilweise als Notunterkünfte, da die Ausnützung jeden Wohnraums Priorität hatte.

Die gegenwärtige Situation

Abb. 113: Innenhof, Johnstraße heute

Die Gemeinschaftsküche und alle damit verbundenen Einrichtungen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr instand gesetzt und dienen bis heute unverändert als Lagerräume der Mieter/innen. Adaptierte Küchen- und Badezimmernischen durch Umbau in Eigenregie sowie die Zusammenlegung kleinster Wohnungen bestimmten die Wohnnutzung im Heimhof für die nächsten fünfzig Jahre. Nach fortschreitendem Verfall begann die Gemeinde Wien 1994 mit der Generalsanierung des Gebäudes und gab eine Umgestaltung des Hofgeländes im Heimhof sowie der Löschenkohlgasse durch die beiden Landschaftsarchitektinnen Ursula Kose und Lilli Licka (‚KoseLicka’) in Auftrag. Nach historischem Vorbild wurden an den Stirnseiten in der Johnstraße und der Wurmsergasse wieder Holzpergolen errichtet, die mitsamt einladenden Sitzbänken kleine Plätze zum Verweilen schaffen.[293] Im Zuge der Umgestaltung wurde der Innenhof für die Öffentlichkeit gesperrt, ebenso wenig zugänglich sind die Kellerräume. Zwei allgemeine Waschküchen im Keller sind vorhanden. Der Heimhof unterscheidet sich heute nicht mehr von anderen zur gleichen Zeit errichteten Wiener Gemeindebauten. Wahrscheinlicher war es da

[289] WEIHSMANN 2002, 342
[290] vgl. ZINGANEL 2003, 183
[291] ZINGANEL 1996
[292] Tonbandinterview mit Frau S., o. J. Nach: Archiv Bezirksmuseum Wien 15, Manuskript o. J.
[293] vgl. architektur 9/2001

schon, eine Wohnung noch vor fünfzehn Jahren im annähernden Originalzustand betrachten zu können, wenngleich es 2008 fast keine Zeitzeug/inn/en mehr geben dürfte.

> „Geht man heute [1992] durch die langen Gänge des Hauses, so ist aber immer noch eine seltsame Atmosphäre spürbar. Wie viele Wiener Wohnbauten ist auch der Heimhof zu einem guten Teil von älteren alleinstehenden Frauen bewohnt. Die meisten von ihnen sind offen und gesprächsbereit, und manche auch nicht zu ängstlich, um dem/der Besucher/in, der/die sie am Gang anspricht, einen Blick in die Wohnung zu verwehren.“[294]

Abb. 114: Wohnungen von Heimhof-Bewohnerinnen der ersten Stunde. O. J. (1980er Jahre?)

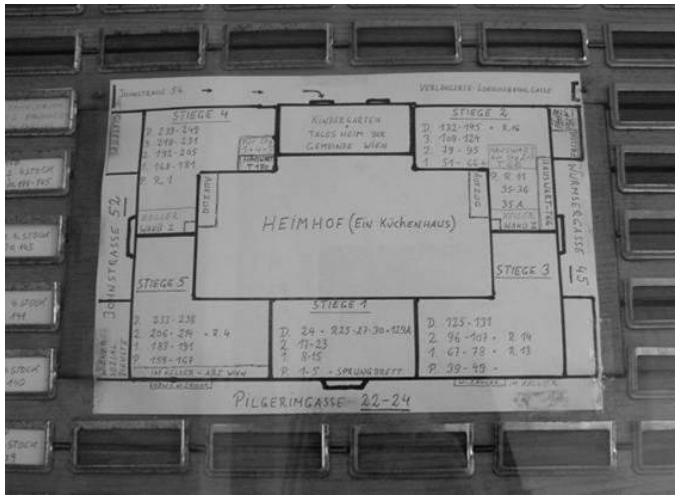


Abb. 115: Heimhof, Situation heute

[294] BANIK-SCHWEITZER 1992, 263f

Kapitel 5

Gesellschaftlicher Umbruch 2: Bedingungen der Kollektivierung ab den 1960er Jahren

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Scheitern kollektiver Wohnformen der Vorkriegszeit wurde die Kleinfamilie in den 1950er und 1960er Jahren als ‚Fundament der Gesellschaft' in Westeuropa strukturell gefestigt. Dies zeigte sich auch in der Art der Wohnbauten, die durch Raumaufteilung und Raumanlage im Wohnungsverband ganz auf die ‚genormte' vierköpfige Familie abzielten. Mit dem Aufbrechen konservativer gesellschaftlicher und politischer Strukturen in den späten 1960er Jahren wurden auch gemeinschaftliche Wohnformen wieder als alternative Lebensform entdeckt.

Vorgeschichte: Wiederaufbau und Wirtschaftswunder

Die in den 1940er Jahren aufgrund des kriegsbedingten Männermangels beruflich aufgerückten Frauen wurden nach der Rückkehr der Männer wieder in ihre alte häusliche Rolle zurückgedrängt. Zugleich wurde die Reproduktion als Aufgabenbereich der Frau durch den wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit verfestigt. Immer besser verdienenden Männern war es möglich, mit einem einzigen Gehalt die ganze Familie ernähren, weshalb Frauen (falls überhaupt) nur in unteren, schlecht bezahlten Positionen erwerbstätig werden konnten.[295] Die Erfahrungen von Frauen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit als allein stehende Familienerhalterinnen und das damit verbundene Selbstbewusstsein sowie die Selbstbestätigung führten jedoch zu einer verstärkten Infragestellung herkömmlicher biologisch determinierter Rollenbilder.[296] Eine brisante Analyse zur Infragestellung weiblicher Identität und von Rollenbildern sowie deren offene Kritik lieferte etwa Simone de Beauvoir in ihrem 1949 erschienenen Buch *Das andere Geschlecht*, das Ausgangspunkt der zweiten Frauenbewegung der 1970er Jahre werden sollte.[297]

Die Konsumgesellschaft der 1950er Jahre verortete die Frau von den USA ausgehend in der Position der verführten, kaufsüchtigen Konsumentin. Andererseits kann die Einbindung der Frau in das gesellschaftliche und wirtschaftliche System als Verantwortliche für die alltägliche Güterbeschaffung im Haushalt jedoch auch als emanzipatorischer Schritt gewertet werden.[298] Das Vorbild des ‚amerikanischen Traumes' mit der Festlegung der Frau auf das eigene Haus im suburbanen Bereich einer Stadt wurde vielfach zum ‚goldenen Käfig' mit eingeschränkter Bewegungsfreiheit, der wenig Spielraum abseits gesellschaftlich sanktionierter Lebenspraktiken bot. Die Konsumkultur der 1950er und 1960er Jahre

[295] vgl. BECKER-SCHMIDT 1994, 534
[296] vgl. SCHMIDLECHNER 1987, 213f
[297] vgl. BEAUVOIR 1968
[298] BALDAUF 2003, 27

erzeugte vor allem auf Frauen einen starken sozialen Druck. Vonseiten der Psychiatrie wiederum wurden matriarchale Strukturen alleingelassener Hausfrauen (‚Ms. Jones in Suburbia') für Erkrankungen aufgrund sozialer Zwänge verantwortlich gemacht: „Konformismus, begrenzter Erfahrungshorizont, mangelnde Intellektualität sowie das nach einem Comicstrip benannte Phänomen des ‚Keeping up with the Jonses', das den Zwang beschreibt, sich kontinuierlich an den materiellen Gütern der NachbarInnen zu messen."[299]

Fortschritte in Technik, Medizin und Wissenschaft wirkten sich praktisch und tief greifend auf das Leben von Frauen aus. Die Einführung der Anti-Baby-Pille vereinfachte beispielsweise die Lebensplanung wesentlich. Auch die ökonomische Bedeutung von Hausarbeit wandelte sich im Laufe der folgenden Jahrzehnte stark.

> „Die Reduzierung des für die Haushalts- und Familienversorgung notwendigen Zeit- und Kraftaufwandes – bedingt durch die Ausstattung der Haushalte mit arbeitssparenden Einrichtungen wie Zentralheizung, Warmwasser und technischen Haushaltsgeräten – und die Vervielfältigung des Angebotes an Fertigprodukten bei den Nahrungsmitteln, der Kleidung und den Putz- und Pflegemitteln führten zu einer beträchtlichen Verringerung des Wirtschaftswertes der Hausarbeit, so daß es im Gegensatz zur Zeit um 1950 in der Gegenwart wirtschaftlich gesehen rentabler ist, berufstätig zu sein und die benötigten Produkte und Dienstleistungen zu kaufen, als sie im Haushalt selbst herzustellen bzw. zu verrichten."[300]

Dazu kommt allerdings auch noch in der Gegenwart der soziale Aspekt mit kulturell und ideell bedingtem Wert von Hausarbeit und der Doppelbelastung von Frauen im Haushalt. Die Problematik von Rollenbildern, partnerschaftlicher Hausarbeitsteilung und dem Mangel eines Entlastungssystems (nicht nur) für verheiratete Frauen durch Institutionen, das „noch immer sehr beschränkt und in keiner Weise der Belastungssituation angepaßt"[301] ist, scheint nach wie vor akut zu sein. Die Institutionalisierung von Funktionen des familiären Bereiches wurde in Europa nach 1945 „in erster Linie von sozialistischen Regierungen und diese unterstützenden Strömungen stark gefördert, während auf konservativen Ideologien basierende Gruppen ihnen eher kritisch bis ablehnend gegenüberstehen."[302]

---

[299] L. J. Duhl: Feminine World. Nach: BALDAUF 2003, 32
[300] SCHMIDLECHNER 1987, 215
[301] SCHMIDLECHNER 1987, 217
[302] SCHMIDLECHNER 1987, 219

Ein prototypisches Modell für gemeinschaftliches Wohnen und Wirtschaften stellt seit mehreren Jahrzehnten der israelische Kibbuz dar. Die kollektiven Siedlungen als ländliche Einheit wurden zum Aufbau Palästinas ab etwa 1910 nach sozialreformerischen Vorbildern der Frühsozialisten des 19. Jahrhunderts initiiert und nach der Staatsgründung Israels forciert. Der Kibbuz beruht auf gemeinschaftlichem Besitz, Produktion, Hilfeleistung und sozialer Gerechtigkeit. Entsprechende bauliche Strukturen rücken die Zentralküche, den Speisesaal, den Versammlungsraum und das Kinderhaus in den Mittelpunkt der Gemeinschaft. „Insbesondere das gemeinsame Essen im Speisesaal, das rotierend von den Mitgliedern zubereitet wird, gilt als eine zentrale Institution des Kollektivs.“[303] Problematischerweise festigten sich jedoch im Laufe der Zeit Strukturen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, sodass Männer oft in Management und Produktion arbeiten, Frauen hingegen vor allem in den Bereichen Küche, Kinder und Bekleidung. Die zunehmend kapitalistische Lebensweise führt auch zum vermehrten Vorkommen familienartiger Strukturen, was aber akzeptiert wird, um dem Mitgliederschwund entgegenzuwirken.[304]

5.1 Gesellschaftliche Liberalisierung, 1968*, zweite Frauenbewegung und die Folgen*

Gut zwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges begannen die tradierten sozialen Strukturen in Westeuropa aufzubrechen. Das auf konservative Familienbilder und hierarchische Ordnung gestützte Gesellschaftssystem verlangte nach alternativen Lebensformen. Sexuelle Befreiung der Frau, Kritik an Kapitalismus, Rassismus und am Patriarchat waren die Schlagwörter der späten 1960er und 1970er Jahre. Im Unterschied zur ersten feministischen Revolution, die sich auf männliche Privilegien und deren Beseitigung konzentrierte, befasste sich die zweite Frauenbewegung stark mit dem biologischen Unterschied und der Beseitigung von Geschlechtsunterschieden.[305] Neben Simone de Beauvoirs ‚Das andere Geschlecht’ prägte feministische Literatur den Diskurs, beispielsweise Betty Friedans Buch ‚Der Weiblichkeitswahn. Die Selbstbefreiung der Frau’ von 1963 oder Luce Irigaray in den 1970er Jahren.

[303] HÄUSSERMANN/SIEBEL 1996, 98
[304] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1996, 98ff
[305] vgl. GROSS 1994, 295

Die Suche nach den Ursachen der Diskriminierung von Frauen brachte die Hausarbeit wieder in den Diskurs der Frauenforschung der 1960er und 1970er Jahre ein.[306] Das führte in weiterer Folge zu einschlägigen Forderungen nach radikaler Veränderung, um tradierte Männer- und Frauenbilder zu entsorgen und ein (geschlechter-)gerechteres Zusammenleben zu ermöglichen. Alice Schwarzer stellte 1973 einen Katalog an Forderungen, um wirkliche Veränderung anstreben zu können:

1. „Die Verweigerung der selbstverständlichen Zuständigkeit von Frauen für Haus und Kinder und damit auch der Doppelbelastung.
2. Die Übernahme der Hälfte aller Haus- und Erziehungsarbeit durch die Männer.
3. Die weitgehende Übernahme von Haus- und Erziehungsarbeit durch gesellschaftliche Einrichtungen: Krippen, Ganztagsschulen, Großküchen etc.
4. Die Veränderung der Natur der Hausarbeit. Sie muß raus aus Isolation und Willkür. […]“[307]

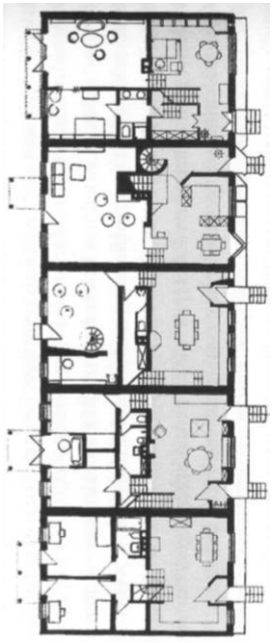


Abb. 116: Gemeinschaftliches selbstbestimmtes Wohnprojekt. Zentrale Aufenthaltsräume (grau) zum Spielhof. Ingrid u. Peter Hense, Kiel-Schilksee 1975

(vgl. Kap. 2.2 Geschlechtsspezifische Arbeit, Seite 60 und Kap. 2.3 Diskussion und Lösungsansätze in Marxismus und Feminismus, Seite 70)

Kollektives Wohnen der 1970er Jahre

Die Änderung gesellschaftlicher Standards im Zusammenleben führte zur Gründung unzähliger Kommunen und Wohngemeinschaften, die die Institution der traditionellen Ehe in Frage stellten. Dafür waren auf die ‚Normfamilie' abgestimmte Wohnungen wenig geeignet. Die vormoderne Wohnküche kehrte auch deshalb Ende der 1960er Jahre zurück, zum Beispiel „in Form der ‚ökologischen Erlebnisküche', dem Wohngemeinschaftsbiotop der 1970er und 80er Jahre.“[308] Nach den Experimenten zur kollektiven Lebensführung in der Zwischenkriegszeit entstanden ab den späten 1960er Jahren wieder verbreitet gemeinschaftliche Wohnmodelle. Alternative linke Bewegungen und Gruppen lebten in Wohnformen zusammen, deren Bandbreite sich von der *Wohngemeinschaft – WG* bis zur sektenähnlichen *Kommune* erstreckte. Die anfangs bewusst gewählte Lebensform als Alternative zur ‚repressiven Familie' entwickelte sich jedoch bald zu einer Frage der Wohnraumversorgung junger Menschen. Als ‚Zweck-WG' kam es schließlich zur ‚Normalisierung in der Marginalität'.[309] Klassische

[306] vgl. KETTSCHAU 1988, 109f u. DÖRHÖFER/TERLINDEN 1988
[307] SCHWARZER 1985: 147f
[308] SPECHTENHAUSER 2006, 13
[309] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1996, 326ff

Kleinfamilien, die sich für gemäßigte kollektiv orientierte Wohnformen interessierten, konnten ihre Vorstellungen in selbstbestimmten Bauprojekten umsetzen. Dabei wurden traditionelle bürgerliche Grundrisse in Frage gestellt und offene, kommunikative Konzepte bevorzugt. Realisiert wurden große gemeinschaftlich genutzte Flächen (z.B. Spielhof), anstatt übliche prestigeträchtige Vorgärten anzulegen. Die Bereiche Kochen, Essen und ‚Wohnen' wurden zu großen, offenen Räumen zusammengefasst und integrierten häufig auch die Erschließung. Durch die Situierung des Nahrungszubereitungsprozesses etc. im Zentrum des Hauses konnten (tätigkeitsbedingte) räumliche Distanzierungen vermieden werden. Konventionelle Rollenbilder (‚Ehemann-Patriarch', ‚Ehefrau-Bedienstete') fanden keine räumliche Entsprechung mehr durch inner- wie außerhäusliche ‚Kommunikationsräume', welche die Verteilung familiärer und nachbarschaftlicher Aufgaben wie Kinderbeaufsichtigung unabhängig vom biologischen Geschlecht erleichterten (vgl. Abb. 116: Wohnprojekt Kiel-Schilksee, Ingrid und Peter Hense 1975).[310]

Dass das Bewohnen von Alternativen zu herkömmlichen Wohnungen für die meisten Menschen eine unvorstellbare Illusion blieb und meist nur vorsichtig herkömmlicher Wohnraum adaptiert wurde, zeigt der Text aus einem Einrichtungsbuch der 1970er Jahre. Für eigene Haushaltsgeräte in jedem Haushalt beispielsweise wird folgendermaßen argumentiert:

> „Technische Gemeinschaftseinrichtungen sind bestenfalls halbe Lösungen und vermögen den Betrieb ‚Haushalt' nur in geringem Maß zu rationalisieren. Es ist schon merkwürdig: Einen Wohnungsplaner, der den nötigen Platz für Herd und Eiskasten mit dem Hinweis unterschlüge, eine Kochstelle im Haus würde ja schließlich genügen – einen solchen Wohnungsplaner würde man (völlig zu Recht) für verrückt erklären."[311]

Die Vorteile des Lebens in einer Wohngemeinschaft sahen in Umfragen unter WG-Bewohner/innen in den 1970er Jahren etwa 20% der Jüngeren (unter 30) in Änderung von Rollenbildern bzw. der Emanzipation der Frau. Dieser Anteil verringerte sich aber durch die stark negative öffentliche Berichterstattung der damaligen Zeit im Laufe der Jahre.[312]

Die Alltagsorganisation in WGs war in den 1970er Jahren wie heute äußerst facettenreich und geprägt vom Interesse der einzel-

[310] vgl. WERESCH 2003, 93ff
[311] BAUERNFEIND/HAMMERL 1973, 83
[312] vgl. KORCZAK 1979, 103ff

nen Mitglieder an einer Änderung oder Beibehaltung konventioneller Geschlechtsrollen und der entsprechenden Arbeitsverteilung. Die Verschiedenartigkeit der Regelungen zeigen zwei Ausschnitte aus Interviews mit WG-Bewohner/innen eines 1979 erschienenen Buches.

> „Hartmut: […] Wir haben einen rotierenden Einkaufsplan, die Bereiche in der Küche sind einigermaßen fest und können gewechselt werden, wenn die Leute keine Lust mehr haben. – Elke: Ich finde überhaupt ganz gut, daß wenig verhandelt wird, wer nun kocht. Es läuft eigentlich so: Ich habe heute keine Lust zu kochen, ich auch nicht, also gut mache ich es. […] Frühstück und Abendessen machen wir gemeinsam und zahlen wir auch aus einem gemeinsamen Topf. […] – Erika: […] Die Wäsche macht jeder für sich, wenn seine Maschine nicht voll ist, sammelt er bei den anderen ein.“[313]

> „Helga: Hier werden die Rollenfunktionen genauso weitergelebt wie auch in einer Einzelfamilie. Daß die Kindersache also Frauensache ist, bedingt natürlich auch die Halbtagsberufstätigkeit der Frauen. Hier sind zwei Mädchen in unserer Wohngemeinschaft […]. Und da habe ich eigentlich mehr Belastungen durch die beiden Kinder als in der Einzelfamilie mit meinem eigenen Kind. […] Haushalt, Einkaufen und Kinder war bislang Frauensache.“[314]

Die Arbeitsteilung kann nach ‚persönlicher Spontanität' oder nach einem z.B. wöchentlichen Rotationsprinzip verteilt werden. Die geschlechtsübliche Arbeitseinteilung wird meist aufgehoben, sodass etwa das Kochen für Männer wie Frauen eine Selbstverständlichkeit ist/wird. Probleme tauchen häufig bei stark unterschiedlichen Bedürfnisstellungen auf, wobei im Laufe der Zeit die Bedürfnisse, Ansprüche und Erwartungen einander angleichen.[315] „Die endgültigen Formen der Arbeitsorganisation entwickeln sich somit im Sinne sozialen Lernens aufeinander zu.“[316]

Abb. 117: Genossenschaftsprojekt *Alternative eG* Muskauer Straße 30. Umbau Klaus Meyer-Rogge u. a., Berlin 1978/79

Beispiel: Genossenschaft *Alternative eG*

Ende der 1970er Jahre wurde in Berlin die Idee initiiert, von Sanierung betroffene Mieter in Genossenschaften zusammenzuführen. Der Architekt Klaus Meyer-Rogge und sein Team begleiteten ab 1978/79 den Umbau eines gründerzeitlichen Eckhauses von 1872 in Berlin-Kreuzberg (Muskauer Straße 30) als selbst

[313] KORCZAK 1979, 67
[314] KORCZAK 1979, 71
[315] vgl. KORCZAK 1979, 110f
[316] KORCZAK 1979, 111

bestimmtes Projekt. Dabei wurden verschiedenste Wohnmodelle integriert und neue Formen der Organisation von Renovierungsarbeit erprobt. Das optimale Verhältnis Architekten – Kopfarbeiter – Handwerker – Eigenleistung entwickelte sich erst im Laufe der mehrjährigen Umbautätigkeiten.[317] In der vierten Etage hatten sechs Personen zwei Wohnungen mit insgesamt zehn Räumen gekauft. Ziel war die Gründung einer Wohngemeinschaft. Zwei Frauen erwarteten ein Kind, sodass insgesamt acht Individualräume zur Verfügung stehen sollten. Die beiden Kinder bekamen ein gemeinsames Spiel- und ein Schlafzimmer. Die Küche mit Essbereich, der Wohnbereich und das Badezimmer wurden gemeinschaftlich benutzt. Eine entscheidende Vorgabe war, den Aufenthaltsbereich der Kinder vom Essplatz aus einsehen zu können, um die Kinderbeaufsichtigung – auch durch andere Personen als die Mütter – zu gewährleisten. [318]

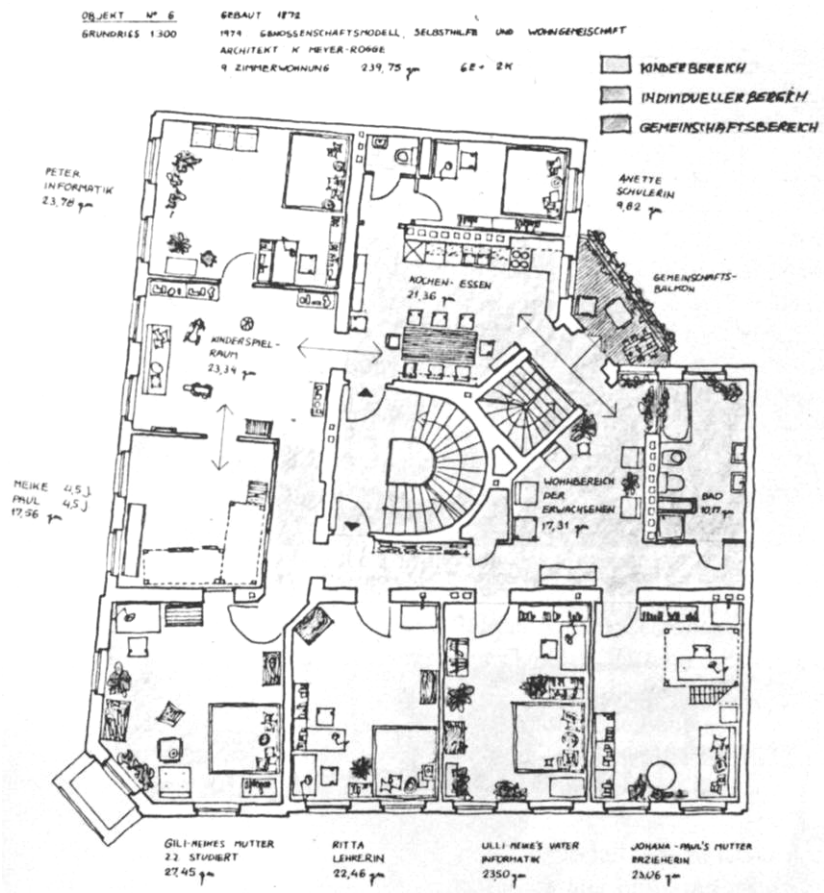


Abb. 118: Wohngemeinschaft in der vierten Etage der *Alternative eG* (oben: Küche). Umbau Klaus Meyer-Rogge u. a., Berlin 1978/79

(Siehe auch Kap. 6.1 Die Muehl-Kommune (AAO), Seite 154)

[317] vgl. MEYER-ROGGE 1981, 44ff
[318] vgl. WARHAFTIG 1988, 276f

Selbstbestimmtes Bauen – Mitbestimmung im Wohnbau

Abb. 119: Siedlung *In der Emme*. Reihenhäuser oben, Gemeinschaftsräume/Halle unten. Markus Koch, Altach 1984/85

Die Nutzer/innen von heute wollen ihren eigenen Lebensraum aktiv gestalten, daher wird auch der Wohnraum nicht mehr passiv als fertiges Produkt konsumiert. Dazu partizipieren ‚mündige Mieter/innen' oft schon am Entstehungsprozess einer Wohnung. Seit den 1970er Jahren wird häufig das Modell des ‚selbstbestimmten Bauens' praktiziert. Dabei entwickelt eine Gruppe zukünftiger Bewohner/innen eine Wohnanlage, die auf gemeinschaftliches, kommunikatives Wohnen ausgelegt wird. Vom Entstehungsprozess bis zur Alltagsorganisation im bewohnten Objekt werden Entscheidungen in der Gruppe mehrheitlich oder einstimmig getroffen. Die kollektive Ausrichtung solcher Wohnprojekte ermöglicht in verschiedensten Abstufungsgraden die Berücksichtigung von Aspekten der Arbeitsteilung im Hauswirtschaftsbereich. Dies kann von gemeinsamer Freizeitgestaltung bis hin zur Gruppenversorgung etwa in den Bereichen Nahrungszubereitung oder Kinderbetreuung reichen. Um die Tragweite solch gemeinschaftlicher Aspekte abzuklären und geeignete Bewohner/innen zu finden, ist noch vor dem Planungsprozess die eindeutige Positionierung eines Projektes hinsichtlich der ‚Intensität an Gemeinschaft' notwendig. Selbstbestimmte kollektive Wohnprojekte sprechen meist eine bestimmte Gruppe von ‚Initiativbürger/innen' an, die darin eine geeignete Möglichkeit zur Durchsetzung ihrer persönlichen Interessen sehen.[319] Daraus ergibt sich im Kollektiv oft ein Widerspruch zwischen den Selbstbestimmungsansprüchen verschiedener Personen – wie weit kann der persönliche Anspruch auf Durchsetzung eigener Interessen gehen, ohne die Anliegen anderer zu behindern oder verletzen?[320] Probleme kollektiven Wohnens ergeben sich aber auch oft schon bei kleineren Projekten, bei denen eher von einer einfacheren Problemlösung aufgrund geringer Gruppengröße ausgegangen werden kann, da dort „möglicherweise die Überschaubarkeit auch ein hohes Maß an Unausweichlichkeit und fast totaler informeller sozialer Kontrolle bringt."[321] Manchmal spiegelt die Wahl einer Wohnung die Einstellung der Bewohner/innen zu Privatheit und Öffentlichkeit in der Gruppe wider, wenn im Zentrum oder am Rande der Anlage gelegene Häuser bevorzugt werden.[322]

Abb. 120: Siedlung *Nachgärtle*. Wolfgang Juen, Fußach1982-1984

Verschiedene beispielhafte Projekte kollektiven Bauens und Wohnens gehen mit der Frage der gemeinschaftlichen Alltagsorganisation bzw. der Arbeitsteilung unterschiedlich um. Die unter Mithilfe von Wolfgang Juen 1982 bis 1984 in Fußach/Vorarlberg errichtete Siedlung *Nachgärtle* (Reihenhäuser, Wintergarten-

[319] vgl. FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 21
[320] vgl. FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 14f
[321] FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 17
[322] vgl. FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 151

Atrium) ermöglicht den Bewohner/innen die Nutzung von abwechlungsweisem Kochen in der Gemeinschaftsküche, gemeinschaftliches Einkaufen oder Betreuung durch die Kindergruppe, was die Eltern entlastet. Die Gemeinschaftseinrichtungen können, aber sie müssen nicht genutzt werden.[323] Die Umstrukturierung von Wohnungen, etwa wenn die Kinder erwachsen werden und ausziehen, kann durch flexibel an die einzelnen Wohneinheiten zuteilbare Räume erreicht werden.

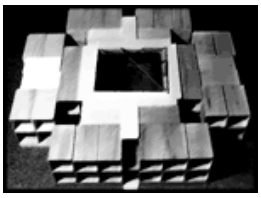


Abb. 121: Schema des Atriumhofes der Siedlungen *Les Paletuviers*. Fritz Matzinger, 1974

Beispiele selbstbestimmten kollektiven Bauens der Anfangszeit in Österreich sind etwa die Siedlungen *Les Paletuviers* (franz. ‚Mangroven', ‚Wurzelbäume'), die als kommunikative Wohndörfer'ab Mitte der 1970er Jahre errichtet wurden und in Form von Atrium-Wohnhöfen auf einem von Fritz Matzinger entwickelten System vorgefertigter Raumzellen basieren.[324] Dabei stehen Wohnqualitäten im Vordergrund, die die Vorteile von Einfamilienhaus und Geschoßwohnbau vereinen: Kostengünstiges Bauen soll eine kinderfreundliche Umgebung schaffen, Gemeinschaftsräume und Partizipation der Bewohner/innen in Planung und Nutzung der Anlagen können die Isolation der Kleinfamilie aufheben.[325]

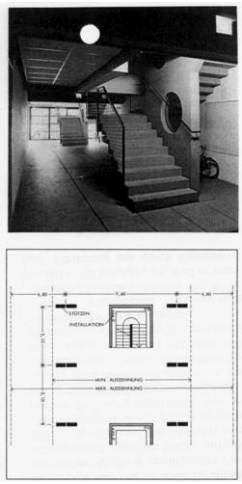


Abb. 122: *Wohnen morgen*. Uhl, Weber u. a., Hollabrunn 1972-1976

Ottokar Uhl wiederum argumentierte Architektur als Gebrauchsgut, das in den Entwicklungszyklus Entwurf – Produktion – Verteilung – Gebrauch – Elimination eingebunden ist. Vor allem die Eliminierbarkeit von nicht mehr gebrauchten Bauteilen (Ausstattung, Zwischenwände etc.) spielt seiner Meinung im Wohnbau eine große Rolle. Aus der Demokratisierung nicht nur des Bauens, sondern auch des Gebrauchens ergebe sich deshalb eine Primärstruktur mit geringer Fixierung und eine auf die Dauer des Gebrauchs flexible Sekundärstruktur.[326] Der u. a. von Ottokar Uhl 1972 bis 1976 errichtete Demonstrativbau *Wohnen morgen* in Hollabrunn/NÖ beruht auf der Zonierung durch Fixpunkte (Stiegen, Stützen, Installationsschächte), die minimale oder maximale Ausdehnung der Geschoße vorgeben. Aus finanziellen Gründen wurde die Errichtung eines Gemeinschaftsraumes abgelehnt, was die spärlichen gemeinschaftlichen Aktivitäten weiter einschränkt.[327]

Selbstbestimmte Bauprojekte orientieren sich häufig an der Zwei-Generationen-Kleinfamilie, bieten jedoch aufgrund der Möglichkeit zu kollektiver Alltagsorganisation die Chance der Entlastung – vor allem von Frauen – von Haushaltstätigkeiten. Die Entscheidungsfindungsprozesse finden weitgehend Konsens-orientiert statt.

[323] vgl. FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 72ff
[324] vgl. FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 32f
[325] vgl. WOHNBAUFORSCHUNG NÖ 2000
[326] vgl. FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 34f
[327] vgl. FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 146ff

Darum hängt der Erfolg selbstbestimmten Bauens hinsichtlich geschlechtsbezogener Arbeitsverteilung von der Intention aller an der Planung Beteiligter ab.[328] Am wichtigsten scheint so die Zusammensetzung einer Gruppe mit möglichst homogener Interessenslage zu sein, um tradierte Verhaltensweisen auch durch bauliche Strukturen neu organisieren zu können.
(Vgl. Kap. 6.3 Cohousing, Seite 162)

Eine Muster-Sprache (Christopher Alexander)

Das 1977 erschienene Buch *Eine Muster-Sprache* (A Pattern Language) von Christopher Alexander und sechs Kolleg/inn/en unternimmt den Versuch, ein Regelwerk für selbstbestimmtes Bauen zur Verfügung zu stellen. Die architekturtheoretische Überlegung dahinter vergleicht Bauprozesse mit der menschlichen Sprache als ebenso komplex und ausdrucksreich. Dadurch bietet das Bauen einen unendlichen Variantenreichtum, der am Image autoritärer Architekt/inn/en rüttelt. Über die Zerlegung komplexer Prozesse in kleine Teilbereiche, die (einander zum Teil widersprechend) nach eigenen Bedürfnissen partizipatorisch zusammengesetzt werden können, entsteht demokratisches Bauen. Allgemeingültige, einfache Regeln ermöglichen nach der ‚Muster-Sprache' die Anwendung auch durch Bewohner/innen ohne entsprechende (Fach)Vorkenntnisse. Kritisiert wird an Alexanders Herangehensweise die nicht universal anwendbare eurozentristische Betrachtung von Architektur, die oft an südeuropäisch-dörflichen Idealstrukturen orientiert sei, sowie die Problematik, durch Dekomposition komplexer Problemstellungen am Ende zu einem befriedigenden, harmonischen Gesamtergebnis gelangen zu können.[329]

Mehrere Muster des Buches beziehen sich auf Formen kollektiven Zusammenlebens. In Muster 75, *Die Familie*, wird der Kernfamilie die Lebensfähigkeit als sozialer Form abgesprochen. Mangelnde Größe und die dadurch bedingte zu enge Bindung der Familienmitglieder aneinander führen zu Problemen des Zusammenlebens. Für die größere Wahlfamilie im Kollektiv muss deshalb ein Gleichgewicht zwischen Privatheit und Gemeinschaftlichkeit hergestellt werden. Gemeinsame Bereiche wie etwa für das Kochen sollten so organisiert sein, dass alle an den entsprechenden Arbeiten teilnehmen können.[330] Das passende Muster 139 behandelt die *Wohnküche* und betont die Wichtigkeit der Verbindung von Arbeitsplatz und Aufenthaltsbereichen, damit sich viele Mitglieder der Familie/Gemeinschaft dort zugleich aufhalten können.[331]

---

[328] Zu rechtlichen und finanziellen Aspekten vgl. KUTHE/MERMAGEN/SCHEPERS 1991
[329] Univ.-Prof. Kari Jormakka, *Architekturtheorie*, TU Wien, 9.1.2001
[330] vgl. ALEXANDER 1995, 400ff
[331] vgl. ALEXANDER 1995, 716ff

5.2 Aktuelle Aspekte

Die in den letzten rund vierzig Jahren errungenen sozialen Freiheiten und Fortschritte beeinfluss(t)en auch das Verhältnis zwischen den Geschlechtern untereinander und dessen Manifestation im Raum. Die veränderten sozialen Strukturen produzieren und verlangen nach neu gestalteten Wohnbedingungen. Theoretische feministische Überlegungen fließen in geschlechtergerechte Bauprozesse ein und können so das Verhalten von Bewohner/innen praktisch verändern.

Geschlechtsdefinitionen

Die Aufhebung der Unterschiede von Klasse, Stand, Lebensstil usw. gibt die Logik für die Aufhebung des Geschlechtsunterschiedes vor.[332] Der Geschlechtsunterschied bedingt die Kategorisierung nach biologischen Kriterien sowie das Hervorheben von Differenzen. „Die Auflösung des Modells der Zweigeschlechtlichkeit hebt das Paradox auf, daß die Frauenbefreiungsbewegung eine Differenz voraussetzen muß, die sie selber in einen endlosen Kampf verwickelt.“[333] Daher können Differenzen folgerichtig nur durch die Beseitigung des alles bestimmenden Modells ‚Mann – Frau’ zugunsten einer vielfältigen, auf dem Kriterium ‚Gender’ basierenden Variation von Lebensstilen und –mustern überwunden werden.[334] Judith Butler schreibt dazu: „Wenn wir […] den kulturell bedingten Status der Geschlechtsidentität als radikal unabhängig vom anatomischen Geschlecht denken, wird die Geschlechtsidentität selbst zu einem frei schwebenden Artefakt.“[335] Das Geschlecht wird zur veränderbaren Variable, die sich nach Kontext und Anforderung ändert. Ein Individuum kann demnach sein soziales Geschlecht transformieren, das Individuum wird sozial konstruiert.[336]

Frau (und Mann?) im Haushalt heute

Durch die zunehmende Instabilität von Familienstrukturen scheint der Haushalt als kleinste Sozial- und Wirtschaftseinheit noch an Bedeutung zuzunehmen. Traditionelle, ‚solide’ Muster der Haushaltsgestaltung und der geschlechtsbezogenen Arbeitsverteilung werden im Zweifel eher praktiziert als mit Wagnis behaftete soziale Neukonstellationen ohne sichtbare Vorbilder.[337] Dabei stellen nicht nur alternative und experimentelle Sozialstrukturen, die sich

[332] vgl. GROSS 1994, 295
[333] GROSS 1994, 295
[334] vgl. BUTLER 1991
[335] BUTLER 1991, 23
[336] BUBLITZ 2002, 50 u. 53
[337] vgl. KUTSCH/OTT 1994, 148f

anders als am Vorbild der traditionellen Familie orientieren, dieses „polarisierende Rollenmodell in Frage", sondern auch bereits „alle Versuche von Frauen, Beruf, Familie und Kinder miteinander zu vereinbaren"[338], die in klassischen Familien leben. „Selbst wenn die Rollen heute nicht mehr so streng definiert sind und sich neue Horizonte für Frauen auftun, die alten Vorstellungen von Mutterschaft, Haushaltsführung und alles was dazu gehört, um eine richtige Frau zu sein, behalten auch weiterhin ihre Gültigkeit."[339] Dabei wird die Doppelbelastung von Frauen und die nach wie vor mangelnde Übernahmebereitschaft reproduktiver/familiärer Verpflichtungen durch viele Männer über die Schaffung kruder Rollenbilder kaschiert. „Der öffentliche Diskurs […] fördert lächerliche Klischees wie das der Superfrau, die alles problemlos auf die Reihe bekommt, das der perfekten Mutter aus den 50er Jahren und das des neuen schlappen Mannes."[340]

Bei Betrachtung des (Hausarbeits-)Alltags in Deutschland zwischen Kinderbetreuung, Kochen und Karriere im Jahr 2000 muss festgestellt werden, dass viele Partnerschaften in der Organisation von unbezahlter Arbeit zwar modernere Varianten mit geteilter Haushaltsführung anwenden, dies jedoch extrem stark von äußerlichen Faktoren wie Erwerbstätigkeiten oder institutionellen Öffnungszeiten (vor allem von Kinderbetreuungseinrichtungen) beeinflusst werden. Nach wie vor tragen vorwiegend Frauen die Hauptlast der gratis verrichteten, häufig anfallenden Arbeiten im Haushalt. Die aktuellen Debatten um die ‚neue Mütterlichkeit' scheinen sich eben nicht nur auf Kindererziehung zu beschränken, sondern inkludieren mit der Verortung von Frauen daheim beim Kind auch gleich die Verrichtung der räumlich nahe angesiedelten Tätigkeiten.[341] Im Vergleich dazu lässt sich die äußerst hohe Frauenerwerbsquote in der DDR (etwa 90%) direkt aus dem Vorhandensein flächendeckender und weit reichender sozialer Institutionen ableiten. Kindergärten und Betriebskindergärten, günstige betriebliche Freistellungsregelungen im Falle familiärer Verpflichtungen usw. standen Berufstätigen zur Verfügung.[342] Diese Einrichtungen ermöglichten die Auslagerung von als weiblich geltenden Familienarbeiten und die Reduzierung umfangreicher Hausarbeit aufgrund seltenerer Nutzung der Wohnung.[343]

Noch immer wird der Mangel an öffentlichen Angeboten für institutionelle Kinderbetreuung und der fehlende politische Wille zu tiefer greifenden diesbezüglichen Veränderungen (Kinderkrippen,

[338] BROCK 1994, 264
[339] FRANKS 2002, 133
[340] FRANKS 2002, 17
[341] vgl. SCHWARZER 2000; 188ff
[342] vgl. GENSIOR 1994, 563
[343] vgl. HARTH 2006

Ganztagsschulen etc.) oft kritisiert. Die Auslagerung von Versorgungstätigkeiten könnte Verpflichtungen reduzieren, die zu zeitlich wie räumlich zerstückelten Alltagen führen und Mehrfachbelastungen einzelner Familienmitglieder (noch immer vorwiegend Frauen) als fixe Planungsgröße beinhalten. Die mit der Industrialisierung einsetzende strikte Trennung von öffentlichem und privatem Leben scheint sich als Ideal zu wandeln. „[Es] mehren sich die Anzeichen dafür, daß diese Trennlinie für verschiedene Lebens- und Haushaltsverhältnisse wieder durchlässiger geworden ist, daß sich, zumindest für gewisse Haushaltsformen, eine Tendenz zur Entprivatisierung des privaten Haushalts abzeichnet.“[344] Hierbei könnte die Verknüpfung und Einbettung von kleinfamilialen Haushaltsstrukturen in kollektiv organisierte Gemeinschaften die Bewältigung moderner Alltagsanforderungen für den/die Einzelne erleichtern.

Individualisierung

Der seit den 1960er Jahren stattgefundene Wandel gesellschaftlicher Strukturen bringt mit dem Zuwachs an Wahlmöglichkeiten gleichzeitig den Verlust vorgegebener Lebensmuster. „Entgrenzung, Entzeitlichung, und Enthierarchisierung betreffen Selbstverständlichkeiten und Traditionen, die […] augenfällig sind.“[345] Als ein „vom Individuum nicht durchwegs gewollter, aber prinzipiell begrüßter Prozeß“[346] schafft die Emanzipation zwar neue Freiheiten in der Lebensführung, gleichzeitig entsteht oft ein Vakuum zwischen realem Leben und den dafür fehlenden adäquaten Lebensmustern. Flexibilität bedeutet auch die Revidierbarkeit biografischer Entscheidungen. Die Zunahme der Einpersonenhaushalte, die Tendenz zu ‚Singularisierung’ der Gesellschaft aufgrund der demografischen Entwicklung – die steigende Zahl an ‚Singles’ schließt auch allein stehende Alte ein – und der Werte- und Normenwandel führ(t)en zur Höherbewertung der Individualität einer Person, damit verbunden ist der Wunsch des/der Einzelnen nach ‚Selbstverwirklichung’.[347] Ökonomische Fragen der Lebensführung (Prekarismus) und die Annäherung von Geschlechterrollen führen zur Suche nach Leitbildern. Doch die bestehenden Vorbilder sind allzu oft antiquiert und für heutige Anforderungen völlig ungeeignet. Dies betrifft z.B. die offizielle Form des familiären Zusammenlebens. „Die moderne Ehe ist ein *Zwitter* zweier Zeitalter, ein Zwitter […] von tradierter Form und modernem Inhalt.“[348] Dabei stellt sich jedoch die Frage, inwiefern eine traditionelle Institution (ohne gleichberechtigte Alternativen) überhaupt Träger

[344] KUTSCH/OTT 1994, 146f
[345] GROSS 1994, 87
[346] GROSS 1994, 32
[347] vgl. KUTSCH/OTT 1994, 149ff u. CYPRIAN 1988
[348] GROSS 1994, 255

von Modernisierung sein kann. Alternative Haushaltsformen zur Ehe sind zahlreich: Alleinerziehende, Stieffamilien, nichteheliche Lebensgemeinschaften, gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften, Wohngemeinschaften etc.

Geschlechtergerechtes Bauen

Aber auch wenn das Zusammenleben mehrerer Menschen völlig gleichberechtigt organisiert sein sollte, in den meisten Fällen bleibt die Behinderung durch die baulichen Strukturen aufrecht! Die Größe und Lage von Arbeits- und Wohnräumen (falls so eine Unterscheidung überhaupt sinnvoll ist), die Länge der Wege zwischen einzelnen Bereichen im Wohnungsverband, die Okkupation von Räumen oder der Ausschluss aus anderen durch einzelne Nutzer/innen bedingen die Verortung in bestimmten Bereichen und damit durch die dort ausgeübten Tätigkeiten die Konstruktion von Rollenbildern. Das Verhalten kann durch die räumliche Vorgabe erzwungen werden. Diese Faktoren lassen sich nicht ohne weiteres ändern und prägen daher die Benützung von Raum wesentlich.

Die Architektin Myra Warhaftig beschreibt das Wohnverhalten einer Familie im sozialen Wohnbau anhand einer typischen Drei-Zimmer-Wohnung, die Festlegung von Geschlechtsrollen anhand der Wohnungsstruktur sowie die Möglichkeiten zur Überwindung von Emanzipationsbehinderungen durch ein neues Wohnungs-

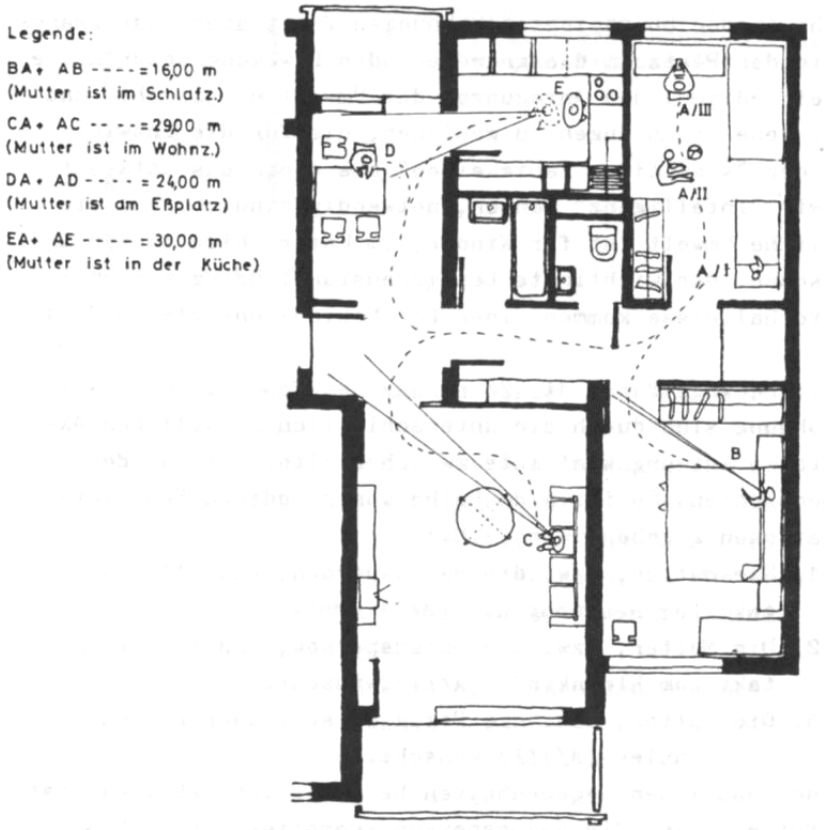


Abb. 123: Studie von Myra Warhaftig: Wege der Mutter am Beispiel einer Drei-Zimmer-Wohnung (80,5 m² ohne Balkone). Wohnanlage Ackerstraße 67-70. W. Kreuer, Berlin1968/69

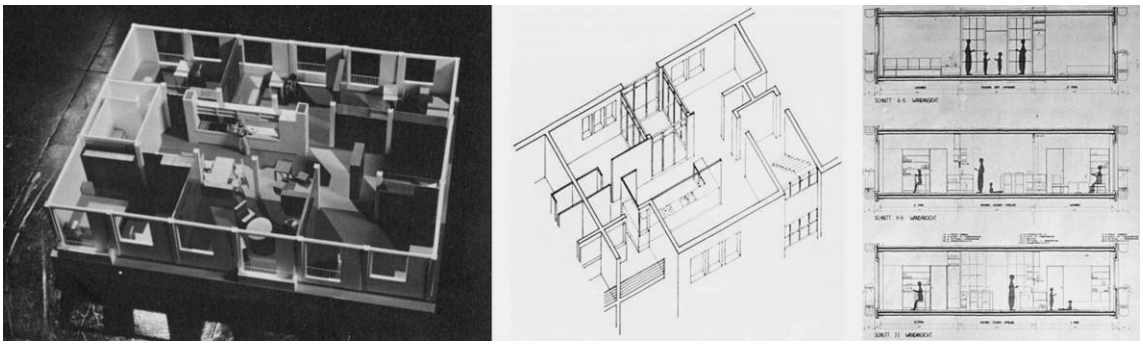
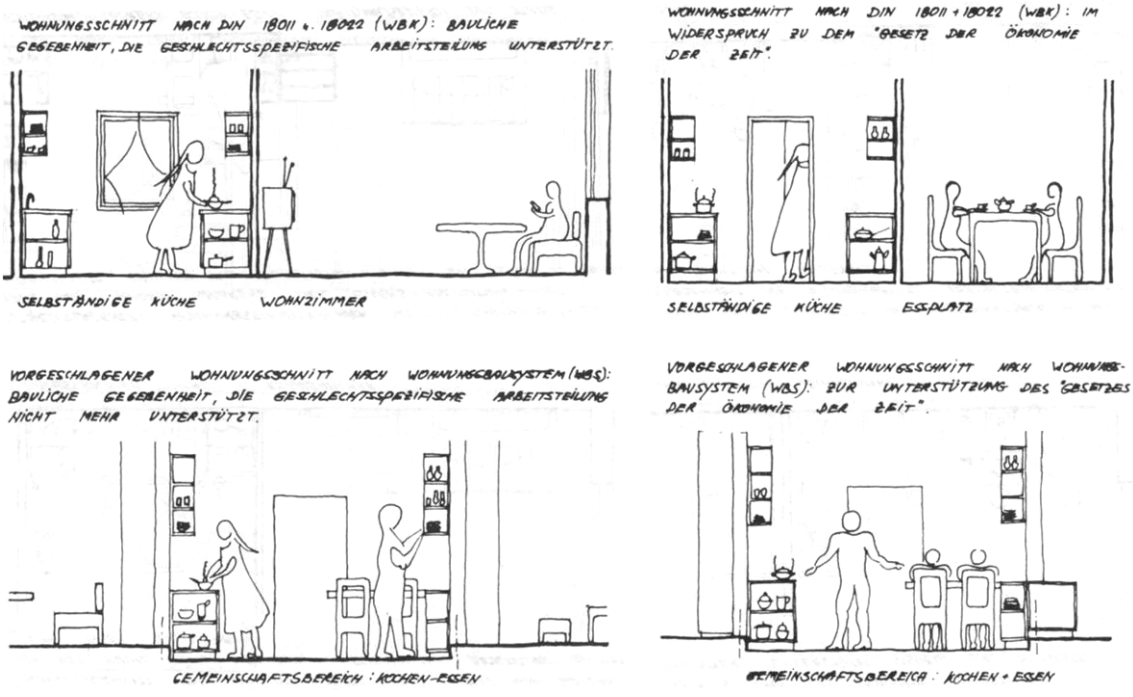


Abb. 124: Wohnmodell 1978 (links), IBA-Wohnung Berlin 1987 (Mitte, rechts). Kochen – Essen – Aufenthalt im Zentrum. Myra Warhaftig

bausystem.[349] Die Minimalküche beispielsweise, wie sie im sozialen Wohnungsbau vor allem von den 1950er bis in die 1980er Jahre vorgesehen wurde, behindere durch die geringe Größe das gemeinschaftliche Kochen. Kinder würden durch das Vorbild der ‚einsamen Mutter' in der Küche nicht dafür sozialisiert werden, den Haushalt später als Erwachsene partizipatorisch zu organisieren. „Eine Küche, in der die Funktionen des Kochens und Essens integriert sind, kann dagegen zur Angleichung zwischen männlichen und weiblichen Kinderrollen führen."[350] Ein neues Wohnungsbausystem unter partizipativer Bewohner/innen/beteiligung kann durch flexible Raumanordnung (z.B. durch Möbel als Raumteiler) um den Koch-Ess-Wohnbereich im Mittelpunkt der Wohnung zu einer partnerschaftlichen Haushaltsführung beitragen. Einander überschneidende Tätigkeitsbereiche ermöglichen paralleles Arbeiten im Haushalt, individuelle Rückzugsbereiche sorgen für den nötigen Ausgleich.[351] Warhaftig hat aufgrund dieser Vorgaben

Abb. 125: Emanzipation durch veränderte Raumnutzung und Rollenzuschreibung: Unterschied der Küchennutzung in der Normwohnung (oben) und dem offenen Wohnmodell von Myra Warhaftig (unten).



[349] vgl. WARHAFTIG 1985
[350] WARHAFTIG 1985, 133
[351] vgl. WARHAFTIG 1985, 155ff

1978 das Modell einer Wohnung entwickelt, die sich aus drei Bereichen entlang der Längsachse zusammensetzt. Den mittleren Bereich nimmt die Gemeinschaftsfläche ein. Um die zentral gelegene ‚Wohnraum-Küche', flächenmäßig der größte Raum der Wohnung, gruppieren sich beiderseits der Kinder- und der Elternbereich als Individualräume. Die zwischengeschaltete Loggia kann zusätzlich Bereiche optisch bzw. akustisch nach Bedarf verbinden oder trennen. Aus diesem Wohnmuster heraus entwickelte die Architektin für die IBA 1984-1987 in Berlin eine Drei-Zimmer-Wohnung[352] (Abb. 124).

Abb. 126

prozeß-orientierte Architektur ist	im Gegensatz zu produkt-orientierter
eher nutzerbezogen	als entwerferdominant
eher ergonomisch	als monumental
eher funktional	als formal ausgerichtet
eher veränderbar	als festgeschrieben
eher organisch geordnet	als abstrakt systematisiert
eher holistisch/komplex	als spezialisiert/eindimensional
eher sozial	als profitorientiert

Feministische Kritik wird aber auch am Phänomen des ‚weiblichen Planens' geäußert. Kriterien einer generell benutzer-, d.h. menschenfreundlichen ‚prozessorientierten' Planung vereinfachen zwar als minderwertig betrachtete weiblich konnotierte Tätigkeiten in Haushalt und Kinderbetreuung, verändern jedoch nichts an der Zuständigkeit dafür. Im Gegenteil werde durch ‚vereinfachte' Arbeitsbedingungen (wie sie durch flexible Planung erreicht werden können) das Patriarchat nur modernisiert. Die weibliche Doppelrolle werde erleichtert, aber als ‚weiblich' gefestigt.[353]

Feministische Forderungen – aktueller denn je

Eva Rossmann beschrieb die politische Situation in Bezug auf Frauen in Österreich Mitte der 1990er Jahre als ‚konservative Trendwende'. Sie kritisierte prekäre Arbeitsverhältnisse, weibliche Arbeitslosigkeit und zeigt deren Zusammenhang mit Karenzregelungen auf. Familiäre Versorgungs- und Hausarbeit als unbezahlter ‚Frauenberuf' würden eine fehlende weibliche Alterssicherung bedingen. Der Anteil von Frauen in wirtschaftlichen und politischen

[352] vgl. WARHAFTIG 1988, 279ff
[353] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1996, 313ff

Führungspositionen ist für Rossmann ein weiteres Indiz, dass „'mann' sie direkt oder indirekt an ihren Platz am Herd verweisen will."[354] (vgl. Kap. 2.2 *Geschlechtsspezifische Arbeit*, S. 60)

Christine Woesler de Panafieu wiederum beschreibt eine feministische Erkenntnistheorie zur Überwindung des Androzentrismus. Die Forderungen beziehen sich auf die wissenschaftliche Arbeit, sind jedoch stark an den Lebensrealitäten von Frauen orientiert und bieten daher einen alternativen, Gender-bezogenen Zugang zu Themen auch des alltäglichen Lebens, der differenzierte Betrachtungsweisen ermöglicht. Der dritte Standpunkt erläutert die feministische Erkenntnistheorie folgendermaßen:

> „Sie tritt ein für ein komplexes Denken, das nicht abstrakt ist im Sinne einer rein quantitativen Betrachtung der Phänomene. Das komplexe Denken ist ein nicht ordentliches Denken in dem Sinne, daß es nicht vom Standpunkt der Ordnung, was immer auch die Position der Macht ist, argumentiert, sondern vom Standpunkt des realen Lebens, in dem Widersprüchlichkeiten und Ungereimtheiten herrschen. Diese sind nicht nur als desintegrierend und zerstörend anzusehen, sie sind vielmehr mögliche Momente von Innovationen. Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen sind Grundlage des weiblichen Lebenszusammenhangs – Grundlage von konkreter, sinnlicher, widersprüchlicher und weiblicher Erkenntnis."[355]

Die Anwendung dieser Zugangsweise auch auf Anforderungen des Alltags – und auch durch Männer – bietet die Chance auf facettenreiche, komplexe und geschlechtergerechte Lösungsansätze ebendieser Alltagsanforderungen. Daraus erwächst die Möglichkeit der Schaffung einer (geschlechter)demokratischeren Gesellschaft.

Beispiel: Selbsthilfeprojekt Mütter-/Familien-/ Nachbarschaftszentren

Die ersten Mütterzentren in Deutschland wurden Anfang der 1980er Jahre als ‚offene Treffpunkte' gegründet. Dort können Frauen „jederzeit hereinschauen, […] an den dort angebotenen Aktivitäten teilnehmen, […] selbst solche anbieten und organisieren und […] dafür auch ein Honorar bekommen."[356] Im Mütterzentrum arbeiten keine professionell ausgebildeten Kräfte, „die Mütter selbst sind hier die Profis, kraft ihrer eigenen Fähigkeiten und Erfahrungen. Sie organisieren als Expertinnen aus der Praxis

[354] ROSSMANN 1996, 111

[355] WOESLER 1987: 109

[356] DÖRPINGHAUS 1991, 67

selbst den Betrieb ihres Zentrums. […] Entscheidungen sollen demokratisch getroffen werden, alle Frauen haben ein Mitspracherecht.“[357] Je nach Organisation werden Dienstleistungen wie Kinderbetreuung (fast immer), Bügeldienste, preisgünstige Mahlzeiten, Beratungen, Vorträge und vieles mehr angeboten. Die Arbeit wird finanziell einheitlich honoriert, d.h. mit ‚Wert versehen'. Durch das Honorar entsteht eine Alternative zur privaten, abgeschotteten Hausarbeit. Eigene Mitarbeit wird entlohnt, darüber hinaus können Hausarbeitsleistungen nach Bedarf zugekauft werden. Der basisdemokratische Aufbau provoziert natürlich auch Konflikte und erfordert Kompromissbereitschaft einer jeden Teilnehmerin sowie eine flexible, leistungsfähige Organisationsstruktur. Mütterzentren stellen vorrangig keine radikalen feministischen Forderungen nach einer Neuorganisation der geschlechtsspezifischen Aufteilung von Hausarbeit. In erster Linie soll Soforthilfe für betroffene Frauen angeboten werden. Weiterreichende langfristige Änderungen in der Organisation des privaten Haushalts nach dem Geschlechtervertrag und die diesbezügliche Bewusstseinsbildung scheinen jedoch erwünscht zu sein.
Eva Dörpinghaus beschreibt die Situation zur Mittagszeit in einem Münchner Mütterzentrum 1991:

> „Frau F. erscheint im Türrahmen mit dicken Einkaufstüten und Dampftopf. Es ist elf. Sie beginnt zu kochen fürs gemeinsame Mittagessen von acht Müttern mit ihren Kindern, die sich in die Liste dafür eingetragen haben. Zwei Schulkinder sind überdies ohne Mutter angemeldet…
> Viele Mütter [der zahlreich Anwesenden] sputen sich jetzt, heimzukommen fürs Mittagessen der Schulkinder und des Mannes. Edeltraud läßt sich von Frau F., der heutigen Köchin, drei Portionen in eine Tupperdose füllen. Sie hat sie vorbestellt und braucht nun zu Hause nur noch aufzuwärmen. Für die anderen ist es – wie oft – schon reichlich spät. ‚Aber mein Haushalt fluppt [sic] sowieso schneller, seit ich heraufgehe ins Mütterzentrum und den Druck habe, mich besser zu organisieren', sagt Hilde. Und ähnlich scheint es vielen Hausfrauen zu ergehen…“[358]

Die zunehmende Individuierung im Privatbereich führt zum Vorhandensein wie Bedarf nach neuen (selbst gewählten) Nachbarschaften. Dies kann zur genaueren Selektion der Nachbar/inn/en führen, da die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Lebensbereich so durchlässiger werden. Ähnliche Lebensauffassungen und Lebensstile führen zu einer feinen sozialen Segregati-

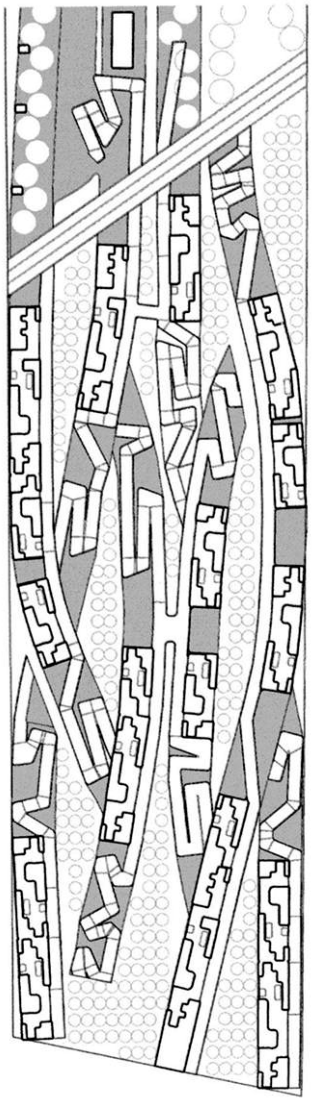
[357] DÖRPINGHAUS 1991, 67f
[358] DÖRPINGHAUS 1991, 71

on.[359] Dadurch steigt einerseits die Wohnzufriedenheit durch eine als partnerschaftlich empfundene Nachbarschaft, andererseits kann die soziale Kontrolle durch das in engem Kontakt stehende Umfeld als Belastung empfunden werden.

In Deutschland wurden 1987 die ersten ‚Familien-, oder ‚Nachbarschaftszentren' initiiert. Ebenso wie ‚Mütterzentren' sind diese nach dem partizipatorischen Prinzip als Selbsthilfeprojekt mit bezahlter Laienarbeit aufgebaut. „Alle Bereiche und Tätigkeiten sind an den Bedürfnissen von Familien und deren Lebensrhythmus orientiert und nicht umgekehrt wie sonst in unserer Gesellschaft, in der sich Familien an den Rhythmus von Arbeitswelt und Institutionen anpassen müssen. […] Nachbarschaftliche Kontakte werden dadurch gefördert, die Familien stärken sich untereinander und entlasten sich damit gegenseitig."[360] Daneben können gemeinsame Einrichtungen für Dienstleistungen wie Kinderbetreuung zum Beispiel bei der Verwirklichung beruflicher Selbständigkeit unterstützend mithelfen.

> „Zur Idee der Familien- und Nachbarschaftszentren gehört es, nicht nur Eltern und Kinder, sondern auch Alleinstehende, jüngere und ältere Menschen anzusprechen und nach Möglichkeiten zu integrieren. Wie positiv sich durch solche Initiativen das Leben in einem Ort verändern kann, liegt auf der Hand – wenn nicht alle für sich alleine werkeln, sondern die anderen an dem, was sie besonders gut können, teilhaben lassen; wenn sich alle in Notsituationen, aber auch in ganz alltäglichen Alltagssituationen gegenseitig unterstützen und entlasten; wenn nicht länger stummes Nebeneinander, sondern beredtes Miteinander das alltägliche Bild in der Nachbarschaft prägt."[361]

[359] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1996, 320ff
[360] DÖRPINGHAUS 1991, 73
[361] DÖRPINGHAUS 1991, 74



Kapitel 6

Beispiele der Kollektivierung seit den 1960er Jahren

Abb. 127: (Vorhergehende Seite) Kollektives Wohnen. Projekt in Sociópolis. R & Sie/François Roche, Valencia 2003-2007

Die gesellschaftliche Bewegung von 1968 und ihre Forderungen nach dem Aufbrechen konservativer Vorstellungen von Familie und Rollenbildern führten zur Bildung neuer gemeinschaftlicher Wohnprojekte. Auch sind heute viele aktuelle Kollektivwohnprojekte sind dem Gedanken gemeinsamen Lebens und Wirtschaftens verpflichtet. Die Radikalität der Umsetzung hängt jeweils stark vom Engagement der Gruppe und der gemeinsamen Zielsetzung ab.

Die veränderte demografische Entwicklung und die Tendenz zur Individualisierung der Gesellschaft führen zum Schwinden konventioneller Vorbilder des Zusammenlebens. Neben den traditionellen Familienhaushalten haben sich neue, nichtfamiliale Formen des Zusammenlebens herausgebildet, wie z.B. Wohngemeinschaften, Alleinerziehende und Adoptivfamilien. „Auch wenn es manche dieser Haushaltsformen schon früher gab, neu ist ihre Häufigkeit, mit der sie im Verlauf einer Pluralisierung der Haushalts- und Familienformen auftreten.“[362] Single-Haushalten mit notgedrungen selbständigen Männern oder durch Berufstätigkeit beider Elternteile schon in frühem Alter selbständigen Kindern stehen sozial isolierte ältere Menschen gegenüber. Die Verwischung der Grenzen zwischen Freizeit und Arbeit wiederum stellt neue Anforderungen an Berufstätige. „Die Begrenztheit der Netzwerkhilfe zwischen den Haushalten stellt so eine […] Leistungsgrenze für das Haushalten dar.“[363] Das Aufgreifen des Einküchenhaus-Gedankens bietet die Chance zu einer Umsetzung als alternative Wohn- und Lebensform. Dies können Gemeinschaftswohnprojekte auf temporärer Basis wie Gäste- oder Studentenwohnungen sein, aber auch neue Formen des betreuten Wohnens alter Menschen. Darüber hinaus können familienähnliche Kleingruppen in Gemeinschaften mehr oder weniger intensiv zusammenleben und beispielsweise Alternativen zur Kinderbetreuung bieten, wo öffentliche Einrichtungen (noch) fehlen.

Das erste präsentierte Beispiel kollektiven Wohnens nach 1968 ist die radikale Umsetzung des gemeinschaftlichen Wohngedankens in der historischen Kommune um Otto Muehl. Darauf folgen bis heute existente Projekte, die seit Mitte der 1970er Jahre entstanden sind, sowie aktuelle gemeinschaftliche Wohnanlagen.

[362] GLATZER 1994, 239
[363] GLATZER 1994, 244

6.1 Die Muehl-Kommune (Aktionsanalytische Organisation)

Das bekannteste Beispiel kollektiven Wohnens in Österreich mit internationalem Einfluss war die Kommune um den Künstler und Protagonisten des Wiener Aktionismus Otto Muehl. Was 1970 in einer Privatwohnung in Wien als Wohngemeinschaft begonnen hatte, endete 1991 mit der Verurteilung Muehls wegen Missbrauchs Minderjähriger zu sieben Jahren Haft und der Auflösung der Kommune. Dazwischen liegt die Verwandlung einer alternativen WG zu einer in autoritären Strukturen lebenden Gemeinschaft mit sektenähnlichem Führerkult und auf Denunzierung aufbauendem Überwachungssystem. Diese Transformation fand in den vier Phasen der Entstehung, der Expansion, der Erstarrung und schließlich im Zerfall der Kommune statt.[364]

Aktionsanalyse und *Selbstdarstellung*

Abb. 128: Otto Muehl (oben) bei einer Selbstdarstellung. Friedrichshof 1975

Otto Muehl (geb. 1925) konnte als bekannter aktionistischer Künstler junge Menschen für sich begeistern, um eine anfangs locker organisierte Gegengesellschaft zur etablierten Umgebung aufzubauen. Die meisten Kommunarden waren rund zwanzig bis dreißig Jahre jünger als Muehl selbst, fast immer mit bürgerlichem Hintergrund, und viele hatten mit persönlichen Problemen zu kämpfen. Der Charismatiker Muehl bot der Gemeinschaft der Jungen ‚selbst inszenierte Übergangsrituale der Adoleszenz'.[365] Der philosophische Kontext der Kommune beruhte auf der ab 1973 ritualisierten *Aktionsanalyse*, einer Art frei verstandener psychoanalytischer Gruppentherapie.[366] Im Rahmen von *Selbstdarstellungen* als aktionistischer Präsentation der eigenen Persönlichkeit sollte vor der versammelten Gruppe der (schädliche) Einfluss normativer Erziehung und Konventionen der ‚Kleinfamilie' auf die Persönlichkeit vor allem im Kindesalter (‚Charakterpanzer') bis zur Rückführung zur eigenen Geburt analysiert und überwunden werden.[367] Problematisch an dieser Form der Analyse ist, „dass Lebensgemeinschaft und Therapie eine Einheit bilden und es somit keine konkreten Therapieziele und damit kein Ende der Therapie mehr geben kann."[368] Anfangs spontane Aktionen wurden zu festen Ritualen der Kommune. Das Praktizieren offener Sexualität, die Vermeidung von Paarbeziehungen, Gemeinschaftseigentum[369] und das Ausleben spontaner Gefühlsregungen z.B. in Form von Tanz prägten den Alltag. Die Flexibilität spiegelt

[364] vgl. STOECKL 1994, 11ff
[365] vgl. STOECKL 1994, 67ff
[366] vgl. FLECK 2003, 18 u. 55
[367] FLECK 2003, 45 u. 51f
[368] ZÜRCHER 2000
[369] vgl. STOECKL 1994, 98

Abb. 129: Schüttkasten. Friedrichshof 1974

sich auch in der Organisation des Alltags wider: „manche waren in der nacht auf und schliefen am tag, es wurde selten gemeinsam gekocht. die gemeinsame haushaltskasse bestand nur auf dem papier.“[370] Das uniformierte Auftreten und die Provokation gegenüber anders Denkenden durch Einheitsaussehen (Latzhosen, Glatze) und exzessives Verhalten führte zu Stigmatisierung in und Abschottung von der Umwelt als ‚Außenseiter'. Mit zunehmender Gruppengröße und Abschottung siedelte die Kommune, die sich von 1974 bis 1978 nach ihrer Therapieform auch als *Aktionsanalytische Organisation* (AAO) bezeichnete, auf den ‚Friedrichshof' im Nordburgenland über. Der in dünn besiedeltem Gebiet gelegene Hof wurde renoviert, ausgebaut und relativ autark landwirtschaftlich betrieben, dazu sicherten externe einfache handwerkliche Tätigkeiten (Maler- und Entrümpelungsarbeiten etc.) die wirtschaftliche Grundlage. Die stark wachsende Gemeinde hatte in den 1970er Jahren Vorbildwirkung für die Führung eines gemeinsamen Haushaltes[371], bot ‚Kommunelehrgänge' an[372] und gründete der Zentrale unterworfene Außenstellen im europäischen Ausland (Berlin, Paris u. v. m.) als kontinuierlich disziplinierte ‚Untergruppen'.[373] Aufmüpfige Untergruppen wurden von Muehl aufgelöst.[374] Die internationale Präsenz der Kommune wurde durch offensive Medienarbeit vorangetrieben, etwa durch eigene Zeitungen oder ‚wissenschaftliche' Darstellungen von Aktionsanalyse und Selbstdarstellung in Buchform.[375]

Abb. 130: Gemeinsame Mahlzeit, von der Großküche zubereitet. Friedrichshof 1976

Ab 1978 war die Ausrichtung der Kommune radikal verändert worden, um nicht länger Gegenstand öffentlicher Polemik zu sein. Aussehen und Auftreten wurden gesellschaftlichen Normen angepasst, extern Berufstätige erwirtschafteten das gemeinsame Kapital. Die Bezeichnung ‚AAO' durch ‚Kommune Friedrichshof' ersetzt. Ab 1980 gab es einen Aufnahmestopp, die Gemeinschaft einwickelte sich nach 1982 zur abgeschlossenen Gemeinde unter immer stärker autoritärer Allmacht der Führungsriege um Muehl.[376] Doch bereits in den 1970er Jahren kam von linken Gruppen der Vorwurf der Diskussionsverweigerung, autoritären Sektentums und faschistischer Strukturen.[377]

Alltagsorganisation und Machtstrukturen

Der Alltag war durch die allgemeine Verpflichtung zur Arbeit, das abendliche Forum der Selbstdarstellungen als Therapie und von

[370] MUEHL 1977, 180. Nach: STOECKL 1994, 36
[371] vgl. STOECKL 1994, 76f
[372] vgl. STOECKL 1994, 72ff u. 86
[373] vgl. STOECKL 1994, 140ff
[374] vgl. STOECKL 1994, 126f
[375] vgl. ANXIONNAZ 1977
[376] vgl. FLECK 2003, 158ff
[377] vgl. FLECK 2003, 127ff

Geschlechtsverkehr geprägt.[378] Vielfach wird das Gefühl der allumfassenden Geborgenheit und Versorgung in der Mitte der Gruppe beschrieben, besonders für jene, die Probleme hatten, eine bürgerliche Existenz aufzubauen. Das gemeinsame (eher karge) Essen war allabendlicher Solidaritätsritus und gleichzeitige Machtdemonstration für die Festigung des Gemeinschaftsgefühls und der Abgrenzung gegenüber anderen enorm wichtig. Neuankömmlinge bzw. Gäste wurden vor allem von Muehl aus der Reserve gelockt und in der Aufforderung nach Unterordnung diszipliniert: „Da waren dreihundert Leute da, alle haben gejohlt und gelacht. Und da sitzen ein paar so Mand'ln und werden [mit Getränken] beschüttet. Die waren völlig weg und haben gezittert."[379]

Die verpflichtende abendliche Mahlzeit und der ‚Gruppenabend' wurden im Laufe der Jahre – besonders nach der Einführung von Ordnungsnummern zur Festschreibung der Gruppenhierarchie – zum Plenum für öffentliche Demütigung und ‚Ahndung von Stan-

Abb. 131: Darstellung der Aktionsanalyse-Parabel: ‚Persönlichkeitsentwicklung durch Geburtsrückführung'. Aus den AA-Nachrichten, 3/1974

[378] vgl. SCHLOTHAUER 1992, 36

dardverfehlungen'. Danach wurde die Rangordnung nach allgemeinem Tribunal täglich neu festgelegt und manifestierte sich in Nummer und Sitzordnung. Psychische Schäden, die durch Gruppendruck, überbelegte Wohnungen und Denunziation innerhalb der Kommune entstanden, wurden immer auf die eigene Persönlichkeitsentwicklung zurückgeführt und waren so nicht thematisierbar in einem System von Selbsterniedrigung und Unterwerfung unter die überhöhte Person Muehls.[380] So verwundert es nicht, dass die gemeinsamen Essen ab Mitte der 1980er Jahre von vielen Kommunard/inn/en als „das Schlimmste in der Gruppe" gesehen wurden, „weil es so endlos langweilig, unerträglich öde war. Erst wurde geschimpft, dann wurden Fehlleistungen, dann wurde Doku (die aufgezeichneten Reden des Anführers […]) vorgelesen."[381] Muehl beanspruchte immer mehr Privilegien für sich, die der Mehrheit der Kommunemitglieder verwehrt blieb - eine konstante Paarbeziehung, Ausnahme aus der veränderlichen Rangstruktur, Genuss- und Rauschmittel, eine eigene Küche für spezielle Delikatessen etc. bildeten eine Parallelwelt der Führungsgruppe. Knappe Güter für die Allgemeinheit der Kommune führten mit zu sozialer Ungerechtigkeit, zur Bildung von Klassen und Machtkämpfen.[382] Aufstieg durch Leistung und Abstieg durch Fehlleistung machten die Klassengrenzen durchgängig und rechtfertigten so offensichtlich für die meisten Kommunemitglieder das System der Machtverteilung. Die rigide Strukturierung der Gemeinde verteilte prestigeträchtige Aufgaben oder ‚Strafaufgaben': „Da gab's […] ein Strafsystem, wenn man drei Schlechtpunkte gehabt hat, hat man in der Putzkolonie arbeiten müssen am Sonntag. Küche abwaschen […] oder sowas. Dort waren immer irrsinnig viele, weil es war viel zu streng".[383] „Ja, wer unten war, hat immer müssen abwaschen. Das war die ganze Kommunezeit so, daß die unteren BAGs (‚Bewußtseinsarbeitsgruppen' […]) die Abwasch gemacht haben."[384]

Die Machtverteilung in der Kommune führte zur Ausbildung elitärer, abgekapselter Wohnformen im Gegensatz zur breiten Masse der Bewohner/innen. Die Arbeitsverteilung war nicht an das biologische Geschlecht gebunden, sondern an das durch die Rangnummer repräsentierte soziale Geschlecht, das durch ständige Bevormundung und Überwachung durch andere Personen als äußerst labil angesehen werden konnte. Die Anpassung an Normen durch den Druck der Gruppe wurde zum Teil auch durch den sozialen Rückhalt in der Kommune erzwungen. Die Alternative

[379] STOECKL 1994, 113
[380] vgl. SCHLOTHAUER 1992, 46 u. 51ff
[381] STOECKL 1994, 146
[382] vgl. STOECKL 1994, 186 u. 155
[383] STOECKL 1994, 151
[384] STOECKL 1994, 143

‚Auszug' konnte beispielsweise für die allein stehende Mutter eines Kindes existenzbedrohend sein. Aus nichtigsten Anlässen konnten Denunziation und öffentliche Aburteilung (‚Runterputzen') zum vorübergehenden oder dauerhaften ‚sozialen Tod' durch Beraubung von Status und Würde führen.[385]

Abb. 132: Selbstdarstellungsabend. Friedrichshof o. J.

Die hauswirtschaftliche Arbeit wurde zentral geregelt. „Es gab so einen […] Arbeitsorganisator. Weil es war immer schwieriger, den Tagesablauf zu organisieren. Und damit nicht zwanzig im Garten stehen und niemand in der Küche, mußte natürlich jemand die Einteilung machen."[386] Diese Einteilung folgte der Hierarchie. Vor allem ab Mitte der 1980er Jahre war der Tagesablauf oft minutiös geregelt.[387] Dabei wurden wie in der eigentlich abgelehnten bürgerlichen Gegenwelt Tätigkeiten wie Reinigung oder Küchendienst in der Großküche als minderwertig angesehen. Demütigende Arbeiten wie die Reinigung der Toiletten wurden der ‚dramatisch unterprivilegierten Klasse' der ‚B-Gruppe' zugeteilt. „Die B-Gruppe, das waren die Untermenschen der Kommune, die sind irre gequält worden […]. Die sind nur kritisiert worden. Die durften nur die niedrigste Arbeit machen. Und die waren außerhalb der Sexualität."[388] Diese Einteilung wurde mit ‚Bewusstseinsstufen' gerechtfertigt, die unteren Bewusstseinsklassen verrichteten die unangenehme und schwere materielle Arbeit.[389] Angehörige dieser ‚Kaste' durften zum Teil beim Essen nicht sitzen, sondern mussten im Gemeinschaftsraum hinten stehend essen. Die Zuweisung von Geschlechterrollen wurde teilweise äußerst subtil über Machtdemonstrationen direkt Übergeordneter oder brutal durch die öffentliche soziale Vernichtung eines/einer Einzelnen betrieben. Privatheit war in der Kommune unbekannt, nur Frauen hatten Zimmer und Bett, die meisten Männer mussten sich jeden Abend eine Übernachtungsmöglichkeit bei einer Frau suchen.[390] Das Sexualverhalten wurde im ‚Sexpalaver' öffentlich gemacht, was oft Hexenprozessen glich.[391] Die Sozialstruktur wurde eindeutig durch Frauen geprägt, die die zweite Führungsebene unter Muehl bildeten. Die matriarchalische Organisation produzierte ‚weiche', ‚untergebene' Männer, die den Frauen untergeordnet waren, oft weiblicher auftraten als ihr Mitbewohnerinnen und auch traditionell weibliche Tätigkeiten übernahmen.[392] Damit hatte die Kommune die Aufhebung klassischer Geschlechts- und Rollenbilder erreicht. „In der Kommune hat die Mutter viel Zeit. Sie hat keinen Haushalt zu führen, sie hat nur ein Kind, und bei der Betreuung des Kindes hilft

[385] vgl. STOECKL 1994, 147ff
[386] STOECKL 1994, 135
[387] SCHLOTHAUER 1992, 95f
[388] STOECKL 1994, 153
[389] SCHLOTHAUER 1992, 55 u. ALTENBERG 1998, 30f
[390] vgl. FLECK 2003, 178
[391] vgl. SCHLOTHAUER 1992, 99ff
[392] vgl. FLECK 2003, 201f

ihr das Kinderteam.“[393] Ab Mitte der 1980er Jahre gab es eine geplante ‚Kinderproduktion’[394], Mütter und Kinder wurden räumlich wie sozial separiert. Die Kinder der Kommune wurden in der internen (staatlich anerkannten) Schule offiziell nach dem Anspruch der Geschlechtsneutralität unterrichtet, was zumindest die Richtlinie 1977 vermuten lässt:

> „es gibt keine geschlechtsrollen. buben und mädchen haben dieselbe ausbildung, der gemeinsame alltag ohne sexuelle repressionen hat natürliche beziehungen zwischen den geschlechtern zur folge. da in der AAO die arbeit nicht in männer- und frauenarbeit aufgeteilt ist, brauchen die kinder keine spezifischen geschlechtsrollen anzunehmen.“[395]

Abb. 133: Selbstdarstellungsabend. Friedrichshof 1975

Tatsächlich aber wurden Buben und Mädchen ab 1983 getrennt unterrichtet.[396] Die Art des Zusammenlebens wurde von vielen Kommunard/inn/en als Zwang zur offenen Sexualität empfunden, die theoretisch jede emotionale Paarbindung unterdrückte und Jugendlichen bzw. Kindern keinen eigenen Zugang zur ihrer Sexualität erlaubte. Die Aktionsanalyse wurde 1986 abgeschafft, die Selbstdarstellungen 1990 eingestellt, womit Hierarchien weiter fixiert wurden.[397] Die Kerngruppe um Otto Muehl übersiedelte ab 1986 zeitweise auf die Atlantikinsel La Gomera, wo nach dem Kernkraftunfall in Tschernobyl eine neue Zuflucht gegründet worden war.[398]

Wie absurd die Hörigkeit und die hierarchische Gliederung innerhalb der Muehl-Kommune Ende der 1980er Jahre war, zeigt die Situation der Münchner Kommunegruppe.

> „In München lebt man zu siebzig in einem Haus für dreißig Leute. Die Männer besitzen nur einen Spind, machen dafür aber teilweise 1 Million DM Umsatz. Ein Ausbau des Hauses in München wurde von der Führung auf dem Friedrichshof abgelehnt, zugleich gibt es auf dem Friedrichshof zwanzig Angestellte aus umliegenden Dörfern für die Putzarbeiten und das Geschirrspülen, weil niemand mehr diese Arbeiten machen will. Ein Broker oder Versicherungskaufmann in der Münchner Gruppe aber muß nach der Arbeit abwaschen oder den Boden schrubben.“[399]

---

[393] Otto Muehl 1975, nach: ALTENBERG 1998, 113
[394] vg. SCHLOTHAUER 1992, 105ff
[395] ANXIONNAZ 1977, 117
[396] ALTENBERG 1998, 56
[397] vgl. FLECK 2003, 204 u. 234
[398] vgl. FLECK 2003, 188ff
[399] FLECK 2003, 205

„'Wir haben jeden Morgen mehr als zwanzig Leute, die an die Börse und in hochgestellte Unternehmen arbeiten gehen. Sie müssen sich duschen, die Haare waschen und korrekt gekämmt sein. Seit ewigen Zeiten haben wir nur einen Föhn in der Gruppe, deshalb bildet sich jeden Morgen eine lange Warteschlange von Leuten, die auf den Föhn warten. Wir möchten zwei zusätzliche Föhns kaufen […].' – Antwort des Friedrichshofs: Nein, zwei Föhns seien Verschwendung. Einen zusätzlichen Haartrockner dürfen die Münchner anschaffen, aber nicht zwei. Dabei verdient jeder einzelne ‚Verkäufer' in der Gruppe genug Geld, um sich hundert oder mehr Haartrockner zu kaufen."[400]

Auflösung der Kommune

Eine Gruppe ehemaliger Friedrichshofbewohner/innen, die oft unter demütigenden Umständen ausgeschieden waren, gründete Ende der 1980er Jahre ein soziales Auffangnetz für Ausstiegswillige der Kommune, um diesen die Rückkehr in ein geordnetes Leben zu erleichtern. Darüber hinaus wurden Gesetzesverstöße zur Anzeige gebracht. Die (sexuellen) Initiationsriten junger Mädchen vor allem durch Otto Muehl führten zu gerichtlichen Vorerhebungen. Diese brachen in einer inneren Revolution die autoritären Strukturen der Kommune auf, nach Vorstandswahlen wurde die ehemalige Elite zu Außenseitern. Schließlich kam es zu Muehls Verurteilung und Haft und dem radikalen Bruch der Gemeinschaft mit der eigenen Vergangenheit, was zur Öffnung nach außen führte.[401] Die Kommune wurde 1991 aufgelöst, die gemeinsame Wohnanlage am Friedrichshof in Privatwohnungen aufgeteilt. Unzählige Vaterschaftstests überführten die kommuneeigene Sozialstruktur in traditionelle Eltern-Kind-Familien. Der Friedrichshof ist heute Künstlerkolonie und Veranstaltungsort. Otto Muehl lebt seit seiner Freilassung aus der Haft mit einem engen Kreis Vertrauter in Portugal.

Die Friedrichshof-Kommune war von Anfang an hierarchisch organisiert, der Grad der sozialen Überwachung durch die Gruppe und in Form von Selbstdisziplin steigerte sich jedoch zu einem totalitären System. Die Respektierung und Ausgewogenheit von sozialer wie räumlicher Privatsphäre einerseits und Öffentlichkeit andererseits als wichtigste Kriterien kollektiven Lebens wurden nicht beachtet. Durch Arbeitszuteilung definierte Geschlechterrollen konnten zwar aufgehoben werden, sie wurden jedoch durch eine rigide Klassengesellschaft ersetzt.

[400] FLECK 2003, 207
[401] vgl. STOECKL 1994, 192ff

6.2 Christiania

Abb. 134: Luftbild und Plan von Christiania

In Kopenhagen, Dänemark, entstand ab 1971 auf dem Gebiet einer verlassenen und von alternativen Gruppen besetzten Kaserne die ‚Freistadt Christiania'. Das 34ha große Gebiet entlang der städtischen Wallanlagen besteht aus den historischen Kasernengebäuden, neueren Zubauten sowie großzügigen Freiflächen.[402] Die Anlage mit rund tausend Bewohner/innen wird gemeinschaftlich verwaltet, Privateigentum an Gebäuden oder Grundstücken existiert in Christiania nicht. Die Grundidee des alternativen Wohnprojektes beruht auf der gegenseitigen Toleranz für die Lebensweise anderer. Staatlich-gesetzliche Regelungen des Zusammenlebens werden abgelehnt, die Organisation orientiert sich an der Berücksichtigung privater Interessen einerseits sowie dem Respektieren der Freiheiten der übrigen Bewohner/innen andererseits. Diese Form des Zusammenlebens kann zu Konflikten führen und erfordert die ständige Neuaushandlung gemeinschaftlicher wie privater Interessen. Christiania, das etwa zur gleichen Zeit wie die Muehl-Kommune entstanden ist, lehnt totalitäre Strukturen strikt ab. Die konsensorientierte Verwaltung in Form von Gemeindeversammlungen regelt Konflikte basisdemokratisch.

> „Die Leute gehören keiner Klasse an, sondern beispielsweise einer Werkstatt oder einem Kollektiv. Die Kommunikation innerhalb der verschiedenen Gruppen ist viel vertrauter und läßt jedem mehr soziale Freiheit. Es gibt keine Respektspersonen – die Leute bringen das ein, was sie anzubieten haben – die Basis ist für alle gleich."[403]

Abb. 135: Straßenszene in Christiania

Selbstregulierung und die Intervention verschiedener Gruppierungen ersetzen die die Institution der Polizei. Gleichzeitig ermöglicht Christiania aber dadurch die experimentelle und praktische Umsetzung von Wohnformen in Gemeinschaft sowie für soziale Randgruppen, die unter städtischen bzw. staatlichen Bedingungen marginalisiert werden. Auch dadurch kam und kommt es immer wieder zu Konflikten mit der dänischen Polizei, besonders der ‚Uro-Patrouille' (‚Unruhe-Streife'), die als zivile Sondereinheit u. a. Drogendelikten und Ruhestörungen nachgeht.[404]

Christiania, das als autonome Kommune vom dänischen Staat geduldet wird, finanziert sich durch die Verwaltungsabgaben seiner Bewohner/innen, die vielfach außerhalb der Freistadt beruftätig und daher in das staatliche Steuersystem eingebunden sind.

[402] vgl. EDWARDS 1980, 235ff
[403] EDWARDS 1980, 17
[404] vgl. EDWARDS 1980, 11

Darüber hinaus spielen jedoch staatliche Subventionen, etwa in Form von Sozialhilfe, eine wichtige Rolle.[405] Aufgrund des vielfach undefinierten Status von Christiania kommt es immer wieder zu Versuchen Kopenhagens, städtische Interessen, z.B. Bebauungsvorschriften, auch in Christiania durchzusetzen. Die selbstverwaltete Kommune lehnt diese Vorschriften jedoch ab und kennt weder Hauseigentum noch Miete. Gebäude werden nach Bedarf vergeben und bewohnt, was zu starker persönlicher Bindung an den privaten Wohnraum und hoher sozialer Verantwortung der Bewohner/innen führt. Ergänzende Gemeinschaftseinrichtungen, die stark von der Initiative von Einzelpersonen abhängen, ermöglichen eine alternative Strukturierung des Alltags. Eine ohnehin flexible Gesellschaft kann durch die Nutzung der Gemeinschaftsküche traditionelle Rollenbilder durch gleichberechtigtes Handeln ablegen. In der Praxis werden jedoch viele Initiativen von Personen genutzt, die selbst keinen Beitrag in Form von Arbeit oder Mitfinanzierung leisten.[406] Innerhalb des letzten Jahrzehnts hat sich Christiania Konsum und Kapitalismus immer mehr geöffnet, seit 2006 ist die staatliche Gebäudeverwaltung für das Gebiet der Freistadt zuständig und forciert die Anwendung dänischen Rechts in Bezug auf die Bebauungsvorschriften, die Gebäudenutzung, die Registrierung von Christianias Bürgern und langfristige Entwicklungspläne für die Region.[407]

Abb. 136: Christianias Flagge als Plakat

6.3 Cohousing

Eine weitere in Dänemark in den 1960er Jahren entstandene Form gemeinschaftlichen Wohnens ist Cohousing, nach der Idee des dänischen *Bofællesskaber* (‚Wohngemeinschaft').[408] Dabei grup-

[405] vgl. EDWARDS 1980, 87
[406] vgl. EDWARDS 1980, 18f
[407] vgl. www.ses.dk/169000c (10.2.2008)
[408] vgl. ECKL 2004, 30

pieren sich vollständige private Wohneinheiten, die meist in Form verdichteter Flachbebauung angelegt sind, um einen gemeinsamen öffentlichen Bereich. Das Kernstück jeder Anlage ist das Gemeinschaftshaus, in dem sich neben anderen Angeboten die Gemeinschaftsküche befindet. Cohousing-Projekte werden als selbstbestimmte Wohnanlagen entworfen und errichtet. Die demokratische, nichthierarchische Partizipation der Bewohner/innen ermöglicht soziale Strukturen, die die Kleinfamilie oder allein stehende Personen unterstützen und ein informelles Netzwerk schaffen. Haushaltstätigkeiten wie z.B. Kochen werden turnusmäßig durch einzelne Bewohner/innen für die Gemeinschaft ausgeführt, sodass sich die Arbeit für den/die Einzelne/n auf eine bestimmte Zeit pro Woche oder Monat konzentrieren lässt.

Im Gemeinschaftshaus, das als gerne besuchter sozialer Treffpunkt im Zentrum der Anlage oder am Kreuzungspunkt interner Erschließungswege liegt, sind neben gemeinsamer Küche und Speisesaal Einrichtungen wie Kinderspielraum, Werkstatt, Gästezimmer, Bibliothek, Waschküche, Jugendraum und mehr untergebracht. Bei größeren Projekten können auch mehrere Gemeinschaftshäuser für jeweils etwa zwanzig Reihenhäuser errichtet werden, um die Gemeinschaften nicht unpersönlich werden zu lassen. Die privaten Wohneinheiten sind jeweils vollständig mit Küchen ausgestattet, sodass die Partizipation an den Gemeinschaftseinrichtungen nach Bedarf und freiwillig erfolgen kann.[409] Die Anlage als Reihenhaussiedlung ermöglicht durch zwischengeschaltete Räume, die beiden flankierenden Häusern zuteilbar sind, ‚wachsende' und ‚schrumpfende' Häuser nach Bedarf.[410] Die Sicherheit der gewählten Nachbarschaft ermöglicht es Kindern, sich unter allgemeiner Beaufsichtigung innerhalb der Anlage frei bewegen zu können. Die Aufsicht kleinerer Kinder kann von Nachbarn oder älteren Kindern bzw. Jugendlichen im Freien, im Gemeinschaftshaus oder im Privathaus wie selbstverständlich übernommen werden. Die Dorfähnlichen Strukturen erlauben daher eine flexible Handhabung von Aufsichtspflichten und die Lösung von traditionellen Rollenzuschreibungen.[411]

Beispiel: *Trudeslund*

Abb. 137: Luftbild Gesamtanlage Trudeslund

Die 1978-1981 von Vandkunsten Architects erbaute Wohnanlage in Birkerød nördlich von Kopenhagen besteht aus 33 Häusern und dem Gemeinschaftsgebäude, das am höchsten Geländepunkt im Winkel zweier interner Fußwege liegt. Die verdichtete Bauweise ermöglichte den Erhalt eines Waldstückes, darüber hinaus erge-

[409] vgl. McCAMANT/DURRETT 1994, 12f
[410] vgl. McCAMANT/DURRETT 1994, 192
[411] vgl. McCAMANT/DURRETT 1994, 17ff

Abb. 138: Gesamtanlage Trudeslund. Rechts oben: Gemeinschaftshaus

ben sich platzartige Erweiterungen der Wege, die Kinderspielplätze und Treffpunkte aufnehmen. Im Untergeschoß des Gemeindehauses befindet sich neben einer Werkstatt, Hobbyräumen, Waschküche, Lagerräumen der Gemeinschaftsküche und einem Jugendtreffpunkt auch ein kleines Geschäft für die wichtigsten Güter des täglichen Bedarfs. Der Laden wird von einigen Einwohner/innen betrieben; der Einkauf erfolgt durch Entnahme der Waren und ‚Anschreiben' sowie Zusenden einer Rechnung pro Monat in den meisten Fällen erstaunlich gut. Die Benützung der Waschküche ist für die rund hundert Bewohner/innen nicht mit Wartezeit verbunden: ein einfaches Warteschlangen-System für Schmutzwäschekörbe sorgt für einen reibungslosen Ablauf.[412] Das Hauptgeschoß beherbergt Kinderspielräume, Gästezimmer, einen TV-Raum, Sanitäranlagen, eine kleine Bibliotheksgalerie und die offene Gemeinschaftsküche mit dem Speise- und Versammlungssaal.

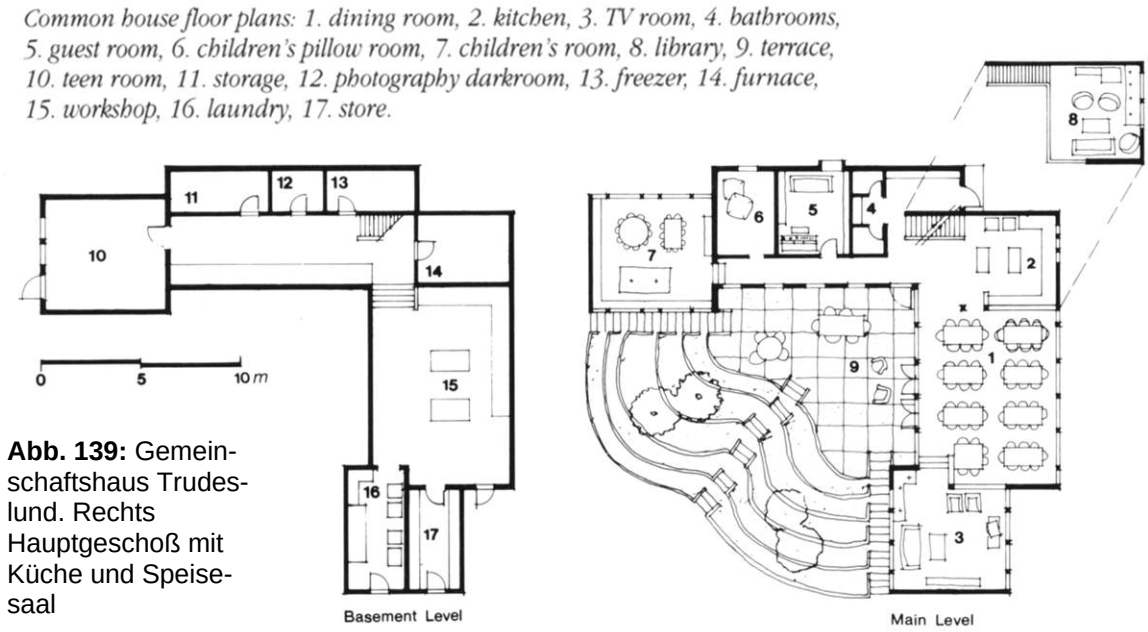


Abb. 139: Gemeinschaftshaus Trudeslund. Rechts Hauptgeschoß mit Küche und Speisesaal

Abb. 140: Gemeinschaftsküche und Speisesaal in Trudeslund

Das fast jeden Tag servierte Abendessen wird jeweils von mindestens 50% der Einwohner/innen in Anspruch genommen. Die Anmeldung dafür erfolgt mindestens zwei Tage im Voraus. Jeweils zwei Erwachsene und ein Kind organisieren dann Menü, Einkauf, Zubereitung, Abwasch und Reinigung. Die anderen können in entspannter Atmosphäre essen, ohne sich um die Arbeit kümmern zu müssen, denn bei etwa 60% Erwachsenen in der Anlage ist jede/r Einwohner einmal pro Monat für das kollektive Abendessen zuständig. Durch gemeinschaftlichen Einkauf sind die Mahlzeiten günstig, der zeitliche Aufwand des/der Einzelnen ist für die Zube-

[412] vgl. McCAMANT/DURRETT 1994, 27

Abb. 141: Fußweg vom Gemeinschaftshaus Richtung Süden in Trudeslund

reitung der zehn- bis zwanzigfachen Menge an Nahrung im Vergleich zur Kleinfamilie gering, und durch das Turnussystem ist die gleichberechtigte Partizipation gewährleistet.[413] Alle Bewohner/innen kochen regelmäßig, sind aber nicht gezwungen am Essen teilzunehmen. Die meist offenen Küchen der Privathäuser, vielfach nur mit zwei Kochstellen ausgerüstet, erlauben nach Bedarf auch die Nahrungszubereitung und das Essen im privaten Rahmen.

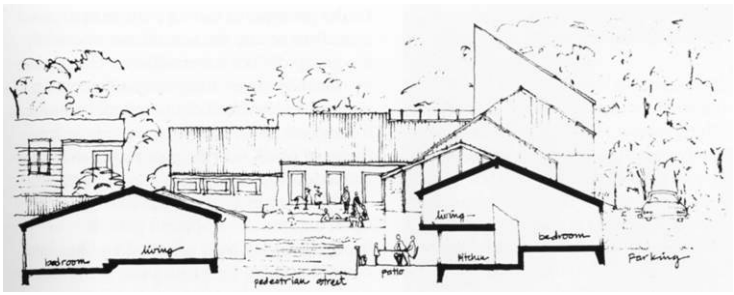


Abb. 142: Geländeschnitt (Nord-Süd-Fußweg), im Hintergrund das Gemeinschaftshaus von Trudeslund

Die Einzel(reihen)häuser sind von privaten Freiflächen umgeben, nicht jedoch von Zäunen. Das breite Angebot gemeinschaftlicher Dienstleistungen und öffentlicher Räume ist an den Respekt der Privatsphäre jeden Hauses durch die anderen Einwohner/innen gebunden. Halböffentliche Bereiche in Form von Balkonen oder Terrassen sind zwischen Reihenhäuser und Fußwege geschaltet. Durch die leichte Hanglage und Splitlevel-Wohnungen konnten Fenster teilweise so gesetzt werden, dass Innenräume von Passanten nicht direkt einsehbar sind. Das Verhältnis von ungestörtem Rückzugsraum und kommunikativem Gemeinschaftsraum muss ausgewogen sein, um die soziale Kontrolle einer Kollektivwohnanlage nicht zum Instrument übermäßiger gegenseitiger Überwachung zu machen. In *Trudeslund* scheint sich das Cohousing-Prinzip bewährt zu haben.

Ein weiteres Projekt in Dänemark veranschaulicht das Potenzial von Cohousing. In Aarhus wurde 1977/78 im Arbeiterviertel Frederiksbjerg eine Gruppe von gründerzeitlichen Reihenhäusern saniert und zur Cohousing-Anlage *Jerngarden* (‚Schrottplatz') umfunktioniert. Unter der Leitung von Finne Nørholm und Ole Pedersen wurden die kleinen Parzellen des Baublocks zu dem ehemaligen Schrottplatz im Hinterhof geöffnet und als gemeinsame Freifläche gestaltet. Die beiden kleinen Häuser an der Straßenecke wurden zu Geschäftsgebäude und Gemeinschaftshaus umgebaut.[414] Cohousing bietet also auch die Möglichkeit zur

[413] vgl. McCAMANT/DURRETT 1994, 22
[414] vgl. McCAMANT/DURRETT 1994, 67ff

Abb. 143:
Jerngarden.
Nørholm/Pedersen,
Aarhus 1977/78

Sanierung städtischer Problemviertel bei gleichzeitiger Initiierung neuer Nachbarschaften.

Cohousing (inter)national

Die Idee des Cohousing verbreitete sich von Dänemark ausgehend rasch in Skandinavien. Seit den 1980er Jahren existieren zahlreiche Projekte in den USA, Großbritannien, Deutschland und weiteren Ländern.[415]

In Österreich wurde in Gänserndorf 2005 die Wohnanlage *Lebensraum* fertig gestellt. Das von Helmut Deubner als Passivhaussiedlung konzipierte Cohousing-Projekt mit 31 Wohneinheiten inkludiert zahlreiche Gemeinschaftseinrichtungen, etwa Küche und Speise-/Veranstaltungssaal, Waschküche, Kinderspielräume, Gemüsegärten etc.[416] Eine überdachte Wegzone verbindet die fünf Baublöcke. Durch das große Angebot an gemeinschaftlich nutzbaren Bereichen konnten die Wohneinheiten für die rund achtzig Bewohner/innen mit 55 bis 90 m² relativ klein gehalten werden.[417] Cohousing-Bewohner/innen planen ihre zukünftigen Wohnungen im Wissen darüber, grundsätzlich offen für nachbarschaftliche Kontakte sein zu müssen.[418] Trotzdem bedarf es scheinbar eines gewissen sozialen Bereinigungsprozesses, um die Zusammensetzung der gewählten Nachbarschaft zu optimieren. Manche Bewohner/innen kehrten nach einer vergeblichen Eingewöhnungs-

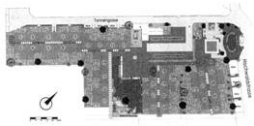


Abb. 144:
Lebensraum.
Lageplan (oben),
Ansichten der
Anlage, Wohneinheit mit ca. 75
m² (links und
Mitte). Helmut
Deubner, Gänserndorf 2004

[415] vgl. McCAMANT/DURRETT 1994, 150ff
[416] vgl. OBLESER 2006, 10ff

phase im *Lebensraum* wieder zu üblichen kleinfamiliären bzw. städtischen Formen des Wohnens zurück. Ihre Häuser konnten jedoch ohne Probleme von weiteren an Cohousing interessierten Personen übernommen werden.[419]

6.4 Sociópolis

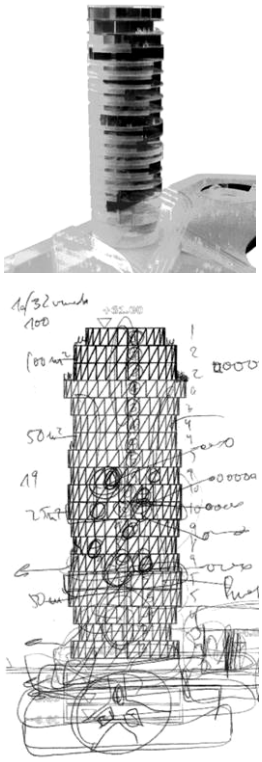


Abb. 145:
Sharing Tower.
Unten: Gemeinschaftsbereiche.
Sociópolis,
Valencia 2004

Das mehrteilige Wohnprojekt Sociópolis (2003-2007) in Valencia, Spanien, wurde von der Stadtplanung ins Leben gerufen, um ‚solidarischen Lebensraum' für neue familiäre Umstände und Bedingungen zu schaffen. Die soziale Interaktion von Bewohner/innen soll gesteigert werden, der Begriff ‚Sozialwohnung' von seiner Prägung (Schaffung günstigen Wohnraumes) befreit werden. Sociópolis ist im Übergangsbereich von Stadt und Land als ‚rurbaner' (rural-urbaner) Bereich angesiedelt.[420] Zu den wichtigsten Aspekten des solidarischen Lebens zählen neben neuen Familienformen auch die Zugangsmöglichkeiten eines Stadtviertels, das ‚langsam' organisiert sein kann/soll, das Wohnen im Netzwerk sowie das Leben in Mischgebäuden, die verschiedene Nutzungen parallel ermöglichen und so wiederum zur Vernetzung beitragen können.[421]

Der *Sharing Tower* ist einer von mehreren Bauteilen des Projektes Sociópolis. Er stammt von Vicente Guallart, dem Sociópolis-Projektleiter, María Díaz u. a. und verbindet das Wohnen von Studierenden mit demjenigen von Familien in Form von Wohngemeinschaften über einem Informationszentrum für Frauen und Jugendliche sowie einem Parkhaus. Im *Sharing Tower* bildet jede Etage eine gemeinschaftliche Wohneinheit zu je 255 m², die Anzahl der Personen pro Wohneinheit richtet sich nach der jeweiligen Größe der Privaträume (vergleichbar traditionellen Wohnungen). Die maximale Anzahl an Personen, die sich bestimmte Ressourcen teilen können, definiert die Organisation der Gemeinschaft. Pro Etage wurden maximal acht Privaträume zu einer Wohngemeinschaft zusammengefasst. Dadurch soll die Überschaubarkeit der Gruppe und das Zusammengehörigkeitsgefühl garantiert werden. Der Bau ist auf die Nutzung durch 171 Personen in 99 Privaträumen ausgelegt. Davon gibt es vier Größen: 25 m² für Jugendliche, 50 m² für junge Paare, 75 m² für durchschnittliche Familien und 100 m² für kinderreiche Familien.[422] Der größte

[417] vgl. BÜCHL 2004, 44
[418] vgl. BÜCHL 2004, 45
[419] vgl. ‚Moment – Leben heute', Radio Ö1, 18.4.2007
[420] vgl. GUALLART 2004, 16f
[421] vgl. GUALLART 2004, 18ff
[422] vgl. GUALLART 2004, 44 u. 52

Raum im Zentrum jeder Einheit, der gleichzeitig der wohnungsinternen Erschließung dient, ist der Gemeinschaftsbereich. Durchschnittlich stehen pro Person 15 m² Privatbereich und 75 m² (mehrfach) gemeinsam genutzter Bereich zur Verfügung, insgesamt also 90 m².[423] Wohnfunktionen werden um die zugehörigen Einrichtungsgegenstände herum organisiert, wobei sich durch die übliche Auslastung z.B. der Geräte von rund zehn Prozent des möglichen Potentials Synergie- und Einsparungseffekte ergeben.

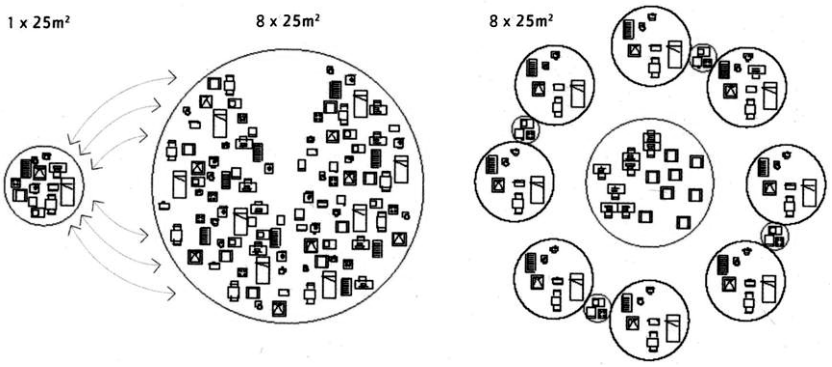


Abb. 146: *Sharing Tower*. Organisationsschema einer Etage: Kollektivierung durch Funktionsbündelung

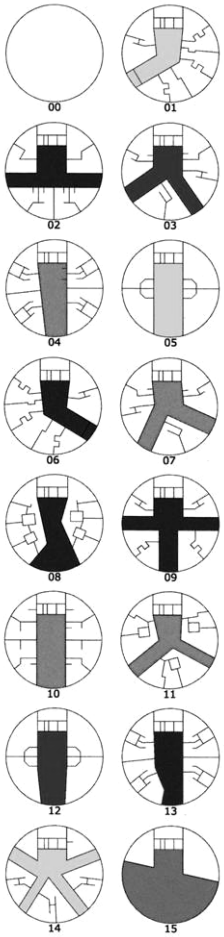


Abb. 147: Gemeinschaftsbereiche aller 15 Etagen.

Deshalb muss nicht unbedingt jede Wohneinheit mit Küche, Waschmaschine und Dusche ausgestattet werden, sondern Funktionen können gebündelt werden und ermöglichen so die effiziente Nutzung vorhandenen Raumes für andere – soziale – Zwecke. Die Vergrößerung kommunikativer Gemeinschaftsbereiche führt zur Erweiterung der Wohnfläche jeder einzelnen Person. Die so gewonnene Raumqualität wird durch die direkte Verbindung vom Gemeinschaftsraum und Schlafbereich inklusive Ankleide- und Hygienebereich ermöglicht. Die letztgenannten Bereiche bleiben jedenfalls strikt privat.[424] Die kollektive Organisation in Gruppen (maximal 14 Personen pro Etage) ermöglicht die gemeinsame ökonomische Nutzung von Ressourcen im Rahmen eines informellen Netzwerks. Die Kollektivierung enthebt jedoch den/die Einzelne nicht von seinen/ihren Verpflichtungen im Bereich der Hausarbeit. Die Gruppe ist klein genug, um durch persönliche Kontakte eine faire Arbeitsaufteilung zu forcieren. Die offene räumliche Organisation ermöglicht paralleles Arbeiten im Haushalt für mehrere Personen und stellt soziale Verbindung her, dadurch können traditionelle Rollenbilder und somit die konventionelle Zuweisung von Hausarbeiten überwunden werden.

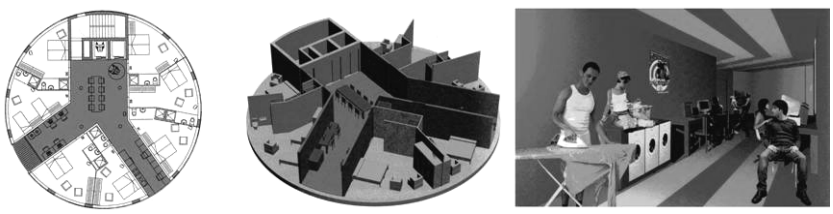
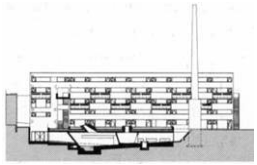


Abb. 148: Wohneinheit in der dritten Etage



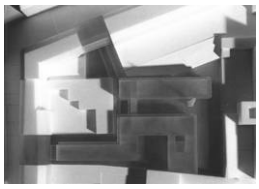


Abb. 149: Schnitt/Ansicht und Lageplan der Sargfabrik. BKK-2, Wien 1994-1996

6.5 Sargfabrik

Auf dem Gelände einer früheren Sargtischlerei (Goldschlagstraße 169) und eines sanierten Wohnhauses (Matznergasse) in Wien 14 wurde von BKK-2 das integrative Wohnprojekt *Sargfabrik* 1996 fertig gestellt. Das ‚größte selbstverwaltete Wohn- und Kulturprojekt' Österreichs[425], betrieben vom ‚Verein für integrative Lebensgestaltung' nimmt die Kubaturen der abgebrochenen Fabrikgebäude mitsamt dem 4,80 m-Raster auf, wodurch Duplex-Wohnboxen mit einfacher (2,26 m) oder doppelter Raumhöhe entstanden.[426] Als Reminiszenz an die Vergangenheit blieb der Schlot im durchlässigen Hof erhalten. Die Anlage inkludiert 73 Wohneinheiten, ein Kindergarten, Seminarräume, ein Veranstaltungssaal, Badehaus und Gästewohnung, Dachgärten sowie ein Café-Restaurant.[427] Die kulturelle Verflechtung mit der Umgebung wertet das gesamte Stadtviertel auf.

Abb. 150: Laubengänge, Hof und Schwimmbad der Sargfabrik.

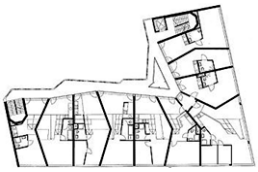


Abb. 151: Miss Sargfabrik, Ansicht und Geschoßgrundriss. BKK-3, Wien 1998-2000

1998-2000 wurde in nächster Nachbarschaft (Missindorfstraße 10) vom mittlerweile umbenannten Architektenteam BKK-3 die *Miss Sargfabrik* als ebenfalls orange leuchtende Ergänzung des Wohnheims errichtet. Dort befinden sich neben 39 Wohneinheiten, von denen fünf im Erdgeschoß als ‚Home Office' gestaltet wurden, das Architekturbüro von BKK-3, „ein ‚Clubraum' – der aber von den Jugendlichen nicht angenommen wurde -, Bibliotheks-, Lese- und Medienraum, Gemeinschaftsküche mit Essplatz und die Waschküche".[428] Geknickte Wohnungstrennwände und unterschiedliche Raumhöhen sowie großzügige Öffnungen der Außenwände durch ebenfalls geknickte Fensterbänder ermöglichen vielfältige Wohnungstypen, die kleiner als im ersten Bauteil sind und vor allem Studierende oder Alleinstehende ansprechen sollen. Zum abgesenkten Innenhof orientierte Laubengänge erschließen nicht nur die Wohneinheiten, sondern auch die zentral gelegene kollektiv

[423] vgl. GUALLART 2004, 43
[424] vgl. GUALLART 2004, 38ff
[425] vgl. http://www.sargfabrik.at (22.11.2007)
[426] vgl. WAECHTER-BÖHM 1997, 51
[427] vgl. WAECHTER-BÖHM 1997, 13
[428] http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id=66&article_id=3393 (10.2.2008)

nutzbare Küche.[429] Dort wird regelmäßig gemeinschaftlich gekocht, so werden vom Verein etwa „mit dem ‚VIL-Cooking' wöchentliche Abendessen in der Gemeinschaftsküche organisiert."[430] Insgesamt stehen im Wohnheim Sargfabrik 112 Wohneinheiten zur Verfügung, die 30 bis 130 m² groß sind. Die Fluktuation der Bewohner/innen ist äußerst gering, wird aber durch zum Teil befristete Verträge in der *Miss* forciert und ermöglicht so das Kennen lernen neuer Wohnformen für Interessierte.[431]

Abb. 152: Wohneinheiten und Gemeinschaftsraum (rechts) der Miss Sargfabrik.

*6.6 Frauenwohnprojekt [ro*sa]*

Das nach einer Initiative der Architektin Sabine Pollak entwickelte Wohnmodell [ro*sa], das selbstbestimmtes Wohnen von Frauen für Frauen in Wien ermöglichen soll, ging 2002 in Planung.[432] Nunmehr werden zwei Wohnanlagen geplant, die demnächst in Bau gehen. Einerseits entsteht [ro*sa] KalYpso am Gelände des Kabelwerks in Wien 12 (von Werkstatt Wien), andererseits wird [ro*sa][22] in Wien 22 (Doninweg) nach Entwürfen von Köb & Pollak Architekten errichtet.

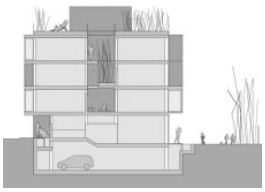


Abb. 153: Projekt [ro*sa][22], Schnitt. Köb&Pollak, Wien 2008

Der ‚Verein Frauenwohnprojekt [ro*sa]' und seine Mitfrauen partizipier(t)en an Planung, Entwurf und Durchführung der Projekte.[433] Das Generationen übergreifende Wohnmodell soll für Frauen in unterschiedlichen Lebensabschnitten – alleine, zu zweit, mit Kindern oder in Wohngemeinschaften, berufstätig oder nicht – die divergierenden Ansprüche erfüllen und die gemeinschaftliche Organisation des Alltags nach Bedarf ermöglichen. „Einige dieser Frauen wünschen sich Wohnformen, in denen sie bestimmte Funktionen wie etwa das Kochen gemeinschaftlich organisieren,

[429] vgl. http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id=66&article_id=3393 (10.2.2008)
[430] http://www.sargfabrik.at (22.11.2007)
[431] vgl. http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id=66&article_id=6036 (10.2.2008)
[432] vgl. POLLAK 2003a, 19
[433] vgl. POLLAK 2003b, 20

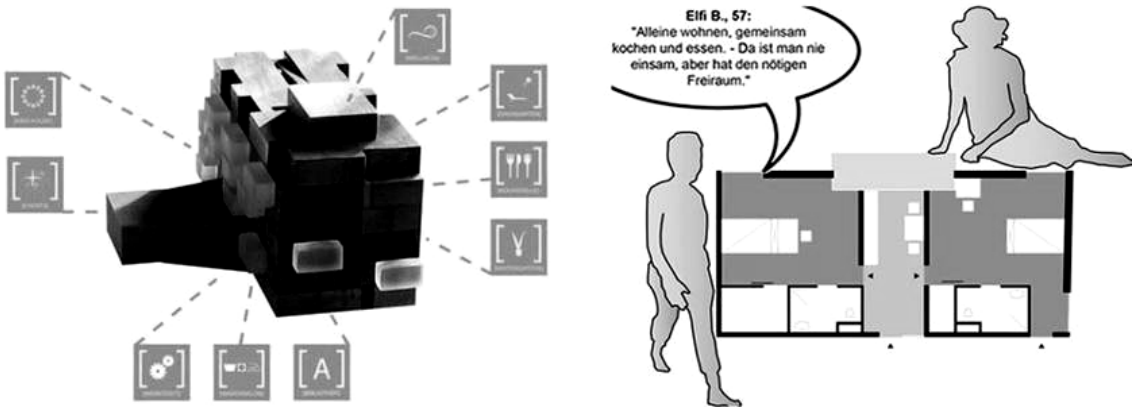


Abb. 154: Soziale und räumliche Netzwerke durch [ro*sa]. Grafik: Köb & Pollak Architekten

wollen aber auf ihren Privatraum nicht verzichten."[434] Verschiedene, flexible Wohntypen erlauben etwa eine geringe jeweilige Größe bei gleichzeitiger Koppelung an gemeinsame Küchen oder Spielräume.[435] Die einzelnen Wohnräume sollen annähernd gleich groß werden, um flexibel nutzbar zu sein; das klassische Wohnzimmer soll durch ‚kommunikative Wohnküchen' ersetzt werden.[436] Eine breite Palette an Gemeinschaftsräumen ermöglicht die Schaffung sozialer wie räumlicher Netzwerke. Mietverträge werden bevorzugt durch Frauen unterzeichnet, was Männer aber nicht diskriminieren, sondern vielmehr die Wahrung der Interessen der Frauen (z.B. im Falle einer Trennung vom Partner) garantieren soll.[437] [ro*sa] ist demnach als ‚gendergerechtes Projekt' zu bezeichnen.[438] Die Frauen, die [ro*sa] bewohnen (werden), sollen nicht nur an der Planung teilnehmen, sondern auch spätere Entscheidungen selbstbestimmt treffen können.

6.7 Chancen des kollektiven Wohnens

Kollektives Wohnen als Gefährdung oder Bereicherung der Gesellschaft?

Vielfach wird das Zusammenleben in neuen gesellschaftlichen (Wohn)Formen als grundsätzliche Bedrohung der Stabilität einer Gesellschaft gesehen. Hierbei werden gescheiterte historische Experimente wie die sowjetischen Kollektivhäuser der 1920er Jahre aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen wie z.B. verstärkter sozialer Ungleichheit und Segregation gegenüber gestellt.

[434] POLLAK 2003b, 20
[435] vgl. LENOBLE 2005
[436] vgl. FREUDENSCHUSS 2007
[437] vgl. POLLAK 2003b, 21
[438] vgl. LENOBLE 2005

> „Die privaten Haushalte könnten einerseits durch Kollektivhaushalte ersetzt werden, doch dieser Weg wird im Wohlfahrtsstaat nur in engen Grenzen beschritten und hat sich auch in realsozialistischen Gesellschaften, die Kollektivhaushalte ideologisch befürworten, nicht nachhaltig durchgesetzt. Die privaten Haushalte könnten sich außerdem an den gegenüberliegenden Polen der sozialen Ungleichheit auflösen. […] Beide Erosionsbereiche der Haushaltsstruktur sind jedoch nicht so verbreitet, daß man eine Gefährdung oder radikale Transformation erkennen könnte.“[439]

In der ehemaligen Sowjetunion, deren kollektive Wohnformen der 1920er Jahre im Zuge des Stalinismus und des Zweiten Weltkrieges gescheitert waren, scheinen siebzig bis achtzig Jahre später prekäre Lebensbedingungen und eine starke soziale Segregation die Haushalte als Existenzform eher zu bestärken denn aufzulösen bzw. durch andere Lebensformen zu ersetzen.

> „Besonders in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion […] kam es zu einem Marktschock. Preisanstieg, galoppierende Inflation, sinkende Reallöhne und völlig unzureichende soziale Absicherung der Rentner und Arbeitslosen führten zu enormen Einkommenseinbußen und wachsender Armut. […] In dieser Situation mußten die Haushalte auch Funktionen weggebrochener Institutionen (Betriebe, Handel, Versorgungseinrichtungen) übernehmen. Sicherung der Existenz ist die elementare Aufgabe. Die Haushalte wurden zum Hort der Selbstversorgung.“[440]

In Westeuropa stellt sich die Frage, inwiefern kollektive Wohnformen tatsächlich eine Gesellschaft gefährden können, der durch den rasanten Wandel von Lebensmodellen ohnehin die Vorbilder abhanden kommen. Denn zwischen dem klassischen Modell der Vier-Personen-Familie als Maßstab für Sozialbauten der 1960er Jahre einerseits und kommunistischer Vergesellschaftung inklusive Reproduktion nach dem Beispiel von Aldous Huxleys *Brave New World* von 1932 andererseits liegen zahlreiche Möglichkeiten des Zusammenlebens. Ein wesentliches Kriterium für den Erfolg gemeinschaftlicher Wohnkonstellationen liegt in der Freiwilligkeit der Beteiligten und in der Disponibilität der Einrichtung an sich. Gemeinschaftlich organisiertes Wohnen soll Möglichkeiten von Inanspruchnahme und Auswahl offerieren. Kontraproduktiv wirken aus Gemeinschaftseinrichtungen resultierende neue Verpflichtungen und soziale Zwänge für den/die Einzelne/n, die dadurch die erfolgreich eliminierten Rollenzwänge der traditionellen Familie

[439] GLATZER 1994, 239f
[440] BERGER 1994, 191

ersetzen. Ein vielfach falsch hineininterpretiertes Charakteristikum gemeinsamer Wohnformen und der angebotenen Dienstleitungen scheint auch die automatische Ausschließung anderer Handlungsweisen zu sein. Beispielsweise bedeutet das Vorhandensein einer zentralen Küche, die nach Einteilung und Plan durch alle Mitglieder reihum bewirtschaftet wird, keineswegs, dass abseits kollektiven Kochens nicht auch selbsttätig Nahrung zubereitet werden darf, sollte einmal der flexible Bedarf danach bestehen. Wenn die Grundbedingung der Selbstbestimmtheit erfüllt ist, können kollektive Wohnformen eine Gesellschaft eher bereichern als gefährden. Vielfältige Raumstrukturen können soziale Netzwerke schaffen, welche die Bewohner/innen aus dem traditionellen kleinfamiliären Lebensumfeld lösen können – sofern dieses überhaupt noch existiert – und dadurch auch neue Positionierungen in der Gesellschaft bezüglich des sozialen wie biologischen Geschlechts ermöglichen.

Eine Schwierigkeit selbstbestimmten und partizipativen Bauens liegt im hohen Zeitaufwand für alle Beteiligten. Die Entstehung nutzer/innen/gerechter Gebäude erfordert den Einsatz persönlicher Ressourcen, um in oft langwierigen Entscheidungsfindungsprozessen zu gemeinsamen Lösungen zu finden. Dies schließt aber beispielsweise Alleinerziehende, die berufstätig sind, aus zeitlichen Gründen von vielen Entscheidungsschritten wie Workshops oder Seminaren aus. Der erhöhte Arbeitsaufwand kann daher für (zukünftige) Bewohner/innen gemeinschaftlicher Wohnprojekte auch zur Belastung werden oder diese von der Beteiligung an solchen Projekten ausschließen.

Rationelle Haushaltsführung im Kollektiv

Ein Hauptargument für die kollektive Haushaltsführung war immer schon das des sorgsamen Wirtschaftens. „Wer qualitäts- und preisbewußt einkaufen will, benötigt Zeit, muß gut Kopfrechnen können und ständig die Vorteile und Nachteile neuer Produkte mit denen, die normalerweise im Einkaufskorb landen, vergleichen.“[441] Diese nach wie vor aktuelle Aussage wurde bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts von der ersten Frauenbewegung als Argument für kollektives Haushalten vorgebracht. In Großküchen sei das Wirtschaften bezüglich Arbeitskraft und Einkauf von Waren rationeller möglich als im vermeintlich unprofessionell geführten Einzelhaushalt. Die anfallenden Arbeiten des Haushaltes erstrecken sich auf Sach- wie auf Personendienstleistungen. „Hauswirtschaftliche Dienstleistungen umfassen alle Leistungen, die Haushalte zur Versorgung der Haushaltsmitglieder bereitstellen. Sie

[441] DÖRPINGHAUS 1991, 21

können beispielsweise unterteilt werden in personenbezogene Dienstleistungen wie Beköstigung, Erziehung und Pflege und sachbezogene Dienstleistungen wie Pflege der Wäsche und Reinigung der Wohnung.“[442] Die Wirtschaftlichkeit der Haushaltsführung hängt eng zusammen mit der technischen Ausstattung eines Haushalts, wobei hier nicht in erster Linie die Menge und Qualität verfügbarer Maschinen, sondern die Lebensdauer von Geräten und deren Ausnutzung von Interesse ist. Die Funktion des Haushaltens lässt sich „am besten deutlich machen, wenn man sie analytisch eliminiert, bzw. […] nach Ersatzinstitutionen sucht, die die Aufgaben des Haushaltes erfüllen müssen oder können, wenn diese [Funktion des Haushaltes] funktionsunfähig wird.“[443] Ein weiterer wichtiger Faktor zur Wirtschaftlichkeit ist der jeweilige Zeitaufwand zur Produktion von Gütern. Proportional benötigt ein für eine oder zwei Personen produziertes warmes Essen mehr Ressourcen als eines für zehn Personen (Zeitaufwand für Einkauf, Vorbereitung, Energieaufwand, Reinigung der Arbeitsgeräte etc. im Vergleich zur Anzahl der versorgten Personen). Das Argument des rationelleren Hauswirtschaftens im Kollektiv impliziert auch die Verteilung von Arbeit nach persönlichem Leistungsvermögen wie verfügbare Zeit, finanziellen Mitteln, Fachkenntnisse und Vorlieben. Daraus entsteht jedoch rasch ein komplexes System von Abstimmung und Abhängigkeit, das einen mehr oder weniger großen Personenkreis koordinieren und wiederum rationell ‚verwalten’ muss. Dies kann als Einschränkung der persönlichen Freiheit und mangelnder Erfüllung persönlicher Bedürfnisse empfunden werden.

Der Charakter von gemeinschaftlichem Wohnen liegt in der sozialen Interaktion. Die ganze Existenz der Gruppe scheint auf Diskussion, Lösungsfindung und Abstimmung zu beruhen, was Prozesse des Alltags zwar demokratischer, aber auch komplizierter macht und von dem/der Einzelperson ein großes Maß an Kompromissbereitschaft voraussetzt.[444] Dieser Umstand könnte vielleicht für viele Interessierte an Gemeinschaftswohnprojekten

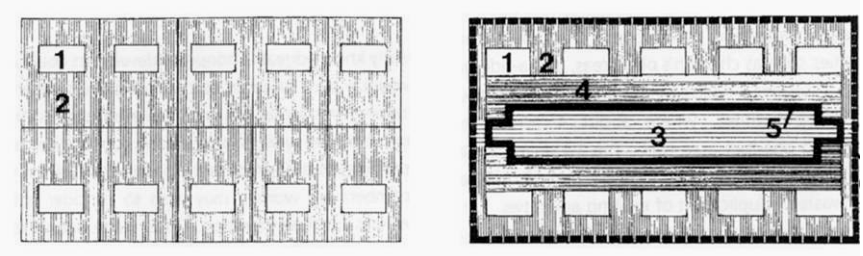


Abb. 155: Schema der Reorganisation einer Einfamilienhausbebauung: Schaffung gemeinschaftlicher halböffentlicher Bereiche (3: Park, 4: Bebauung). Dolores Hayden, 1981

[442] KARG 2001, 46
[443] BACKHAUS 1994, 235
[444] vgl. GAUNT/NYSTRÖM 1998, 165ff

die größte Hürde darstellen. Die gewählten und ‚inszenierten' Nachbarschaften fordern und fördern eine zum Teil weitgehende Öffnung der Privatsphäre gegenüber einer scharf begrenzten Gruppe von Personen. Diese Gruppe kann im Falle kleiner werdender Familien – etwa durch das Fehlen sämtlicher Tanten, Cousins, Nichten etc. bei Generationen von Einzelkindern – als selbst gewählte Nachbarschaft mit dazu beitragen, die Lücken im familiären Netz zu schließen.[445]

Die sozialen Möglichkeiten von Netzwerken als Verwandtschaftsersatz, die Kollektivwohnprojekte bieten können, knüpfen an die Gemeinschaft des ‚Ganzen Hauses' an. ‚Kommunikative soziale Räume' boten bereits in den Einküchenhäusern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts eine große Chance, um das Funktionieren der Projekte zu sichern. Einerseits hätte das Einküchenhaus Rückzugsräume für die Kleinfamilie bei gleichzeitiger Sicherung der materiellen Produktion bedeutet. Um erfolgreich sein zu können, wäre dieses Konzept an die Humanisierung der Erwerbsarbeit (Fabrikarbeit) gebunden gewesen. Andererseits wurde das Einküchenhaus zu oft auf die wirtschaftliche Rationalisierung von (Re-) Produktion und die vermeintliche strikte Zeitregelung einer gemeinsamen Lebensführung reduziert, ohne die sozialen Interaktionsmomente und nicht dem Kapitalismus untergeordnete Schutzräume als wichtig zu erachten.[446] Die Möglichkeiten zur Anwendung liegen heute im Bereich flexibel gestaltbarer sozialer Strukturen, die die Kleinfamilie nicht unbedingt sprengen müssen, sondern die Möglichkeit zur Einbettung in größere Gemeinschaften und zum Ändern konventioneller Geschlechtsbilder bieten. „… im Bereich der sozialen Dienstleistungen zeichnen sich Formen der Selbstorganisation ab, zum Teil erzwungen durch das mangelhafte öffentliche Angebot, zum Teil selbst gewählt als Alternative zu staatlich-bürokratischen Formen der sozialen Betreuung.“[447]

Das Scheitern einer konsequenten Umsetzung reformistischer Ideale kollektiven Lebens wird oft kritisiert. Vielfach bestehen gemeinschaftliche Wohnprojekte nur temporär, um entsprechend der Änderungen im persönlichen Lebensprofil ihrer Mitglieder nach gewisser Zeit aufgelöst oder zumindest adaptiert zu werden. „Selbst neue Formen des Zusammenlebens (hießen sie Kibbuz oder Wohngemeinschaft) waren auf längere Sicht zum Scheitern verurteilt oder haben sich, wie die ‚WG', zur rein ökonomisch orientierten Wohnraumbeschaffung gewandelt, statt zur Besitz- oder Produktionsgemeinschaft zu werden.“[448] Vielleicht charakteri-

[445] vgl. HÄUSSERMANN/SIEBEL 1992, 211
[446] vgl. UHLIG 1981, 142f
[447] HÄUSSERMANN/SIEBEL 1992, 210
[448] HOFFMANN 1992, 186

siert aber gerade der temporäre Aspekt gemeinschaftliche Wohnprojekte, die dadurch stärker auf Angebot und Nachfrage am ‚Markt der Lebensformen' reagieren können.[449] Dem entspricht auch der ‚Lebensphasenansatz', der die ungleichen Chancen von Raumaneignung in unterschiedlichen Lebensaltern und Lebensphasen untersucht. Die Möglichkeiten von Jugendlichen oder allein stehenden alten Frauen zur Aneignung und Nutzung von Räumen (etwa am Wohnungsmarkt) sind beispielsweise andere als diejenigen von berufstätigen vierzigjährigen Männern.[450]

Heute konzentriert sich kollektives Wohnen meist auf wirtschaftliche Zweckgemeinschaften mit oft temporärem Charakter oder auf familienbasierte Mehrparteienhäuser, die vielfach unter partizipatorischer Beteiligung zukünftiger Bewohner/innen errichtet werden. Gemeinschaftliches Wohnen bietet Alternativen zu der üblichen Möglichkeit der Auslagerung von Hausarbeit an bezahlte Dienstleistungsinstitutionen. Reproduktive Arbeit kann in mit dieser Intention gebildeten Gruppen gemeinsam bzw. abwechselnd von allen übernommen und ausgeführt werden, mit dem Ziel der Gleichberechtigung und unabhängig vom biologischen Geschlecht. Die Schaffung entsprechender Räume als struktureller Rahmen ist eine Grundbedingung dafür. Diese sollen nicht wiederum neue Rollenbilder vorschreiben, sondern Vielfältigkeit und Differenz zulassen, z.B. in der Pluralität von Familienformen, quasi als ‚Familienersatzwohnen'. „Der Ausweg liegt nicht im Entweder-Oder, sondern im *Sowohl-als-auch*, noch besser: im *Und* […]. Ganz offensichtlich gibt es keine einfachen und auch keine widerspruchsfreien Lösungen, wie sie gerade das Projekt der Moderne mit dem linearen Fortdenken der Gegenwart in die Zukunft hinein beinhaltet."[451]

[449] vgl. KORCZAK 1979, 116f
[450] vgl. HARTH/SCHELLER/TESSIN 2000, 28f
[451] GROSS 1994, 403

Conclusio

Das Wohnen in Gemeinschaft abseits traditioneller Familienformen, die sich an überholten und mittlerweile rückläufigen Gesellschaftsbildern orientier(t)en, kann zur Schaffung informeller Netzwerke und neuer Sozialstrukturen beitragen. Dabei hat sich in erfolgreichen Projekten der letzten Jahrzehnte das System bewährt, mehrere kleine soziale Zellen um einen Gemeinschaftskern zu gruppieren. Die so entstandenen neuen Hausgemeinschaften können als ‚Großfamilien' sozialer wie räumlicher Segregation entgegenwirken und der Vereinsamung Alleinstehender vorbeugen. Gemeinschaftsmitgliedern mit unterschiedlichem Lebenshintergrund und verschiedenen Alters ergänzen einander in der Organisation des Alltags. Gegenseitiges Helfen und in Anspruch Nehmen von Hilfe ermöglicht eine flexible Alltagsbewältigung und wird zur Bereicherung der Hausgemeinschaft. Die gemeinschaftlich zu nutzenden räumlichen Angebote werden in den meisten Projekten baulich in den Mittelpunkt gerückt, um entsprechende soziale Angebote entstehen zu lassen. Um ein Gegengewicht zu diesen gemeinschaftlichen Initiativen zu bieten, sollten in einer kollektiven Wohnanlage ausreichend persönliche Rückzugsmöglichkeiten vorhanden sein. Der wechselnde Grad an Intimität oder Öffentlichkeit innerhalb der Gemeinschaft muss von jedem und für jedes einzelne Mitglied freiwillig und selbst bestimmbar sein.

Kollektive Wohnformen können unter gerechter Partizipation aller Beteiligten dabei helfen, konventionelle Aufgaben- und Arbeitsverteilungen im Haushalt zu verändern oder zu vermeiden. Durch die Bereitstellung neuer Raumformen können benachteiligende Rollenzuschreibungen zurückgedrängt und ersetzt werden. Dabei steht die freiwillige Teilnahme im Mittelpunkt. Alle Formen des Zwangs sowie ungerechter Delegierung von Arbeiten sind abzulehnen. Die gerechte Verteilung von Rechten und Pflichten in einer Haus(halts)gemeinschaft nach Maßgabe persönlicher Fähigkeiten und die Wertschätzung aller Tätigkeiten sind Grundlage einer funktionierenden kollektiven Gemeinschaft. Besonders die Hausarbeit verdient als absolut notwendige, aber ungeliebte Tätigkeit eine Aufwertung. Die zeitliche und räumliche Isolation von Hausfrauen und -männern führt(e) in Folge zu einer sozialen Isolation. Eine entsprechende Neubewertung der Hausarbeit beeinflusst also unmittelbar die Rolle der ausführenden Person. Somit können neu bewertete Tätigkeiten in veränderten Räumen einen Beitrag zu einer geschlechtergerechteren Gesellschaft leisten.

Die zum Teil gemeinschaftliche Alltagsbewältigung moderner kollektiver Wohnprojekte beeinflusst durch neu definierte und täglich gelebte emanzipierte Geschlechterrollen die Sozialisation der involvierten Kinder und Jugendlichen. Alternative Lebensformen, die an einer gerechten Verteilung von Aufgaben wie Möglich-

keiten für den/die Einzelne/n orientiert sind, schaffen durch ihre Vorbildwirkung Referenzen abseits konventioneller Familienbilder und können durch das ‚Vorleben' neuer Geschlechterrollen auch für die Gesellschaft außerhalb kollektiver Wohnprojekte durch das Schaffen neuer sozialer Standards wichtig sein.

Die räumliche Neuorganisation der Küche kann zum Beispiel auch in kleinfamiliären Lebensbereichen zu gerechterer Arbeitsverteilung führen. Die Küche war und ist nie nur allein Arbeitsplatz, nicht einmal als Laborküche, sondern sie ist immer auch offizieller oder inoffizieller wichtiger Ort der Kommunikation und der Entscheidungen in der Wohnung. Durch eine veränderte räumliche Wohnungsaufteilung, durch das Verschieben von Raumhierarchien und der Neuverortung imaginärer Werte wie Freizeit, Erholung oder Prestige lassen sich neue Raumqualitäten schaffen. Wird die Küche geöffnet und in den Mittelpunkt der Wohneinheit(en) gerückt, ermöglicht dies eine gleichberechtigte Kommunikation innerhalb der Wohnung und verhindert die Diskriminierung einzelner Mitglieder einer Familie oder Gemeinschaft durch räumliche Separation.

Das soziale Potenzial, welches das Zusammenleben mehrerer Personen in gewählten Gemeinschaften bieten kann, sollte genutzt werden.

Literatur

AHRENS, Daniela/GERHARD, Anette/HÖRNING, Karl H. 1994: Neue Technologien im Kampf mit der Zeit. In: Beckenbach, Niels/Van Treeck, Werner (Hg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit. Soziale Welt, Sonderband 9. Schwartz, Göttingen, 227-240

AICHER, Otl 2005: Die Küche zum Kochen. Werkstatt einer neuen Lebenskultur. Ökobuch, Staufen (Originalstudie: Die Küche zum Kochen. Das Ende einer Architekturdoktrin. 1982)

ALEXANDER, Christopher u. a. 1995: Eine Muster-Sprache. Städte, Gebäude, Konstruktionen. Hg. Hermann Czech. Löcker, Wien

ALTENBERG, Theo 2001: Das Paradies Experiment. Die Utopie der freien Sexualität. Kommune Friedrichshof 1973-1978. Triton, Wien

ALTENBERG, Toni Elisabeth 1998: Mein Leben in der Mühlkommune. Freie Sexualität und kollektiver Gehorsam. Böhlau, Wien

ANDRITZKY, Michael (Hg.) 1992: Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. Anabas, Gießen

ANDRITZKY, Michael 1992a: Eine Küche für den neuen Lebensstil. In: ANDRITZKY 1992, 139-142

ANXIONNAZ, Christian 1977: Mehr als eine Therapie. Aktionsanalyse und Selbstdarstellung in der AAO. AA Verlag, Nürnberg

ARENDT, Hannah 1967: Vita activa oder Vom tätigen Leben. Piper, München

BACKHAUS, Jürgen 1994: Haushalten als Komplement zum Wirtschaften. In: Richarz, Irmintraut (Hg.): Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 231-236

BALDAUF, Anette 2003: Consumed. In: Kuhlmann, Dörte/Hnilica, Sonja/Jormakka, Kari (Hg.): Building Power. Architektur, Macht, Gender. edition selene, Wien, 21-44

BANIK-SCHWEITZER, Renate (Hg.) 1992: Wien wirklich: der Stadtführer. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien

BARTSCH, Michail u. a.1930: Magnetogorje. Zum Generalplan-Schema. Erschienen in: Sowremennaja Architektura, Heft Nr. 1/2,

Moskau, 38ff. Zitiert nach: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 134-152

BAUBÖCK, Rainer 1988: Hausarbeit und Ausbeutung. Zur feministischen Kritik am Marx'schen Arbeitsbegriff. Forschungsbericht Nr.245, Institut für Höhere Studien, Wien

BAUERNFEIND, Armin/HAMMERL, Elfriede 1973: Donauland-Wohnbuch. So lebt man schön, behaglich, modern. Kremayr & Scheriau, Wien

BEAUVOIR, Simone de 1968: Das andere Geschlecht. Rowohlt, Reinbek

BECKER-SCHMIDT, Regina 1987: Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. AJZ, Bielefeld, 187-235

BECKER-SCHMIDT, Regina 1994: Geschlechterverhältnis, Technologieentwicklung und androzentristische Ideologieproduktion. In: Beckenbach, Niels / Van Treeck, Werner (Hg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit. Soziale Welt, Sonderband 9. Schwartz, Göttingen, 527-538

BEER, Ursula 1987: Objektivität und Weiblichkeit – ein Widerspruch in feministischer Forschung? Zur Erkenntnisproblematik von Gesellschaftsstruktur. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. AJZ, Bielefeld, 142-186

BERGER, Horst 1994: Haushalten und Sicherung der Existenz – als elementare Aufgabe der Haushalte in Osteuropa. In: Richarz, Irmintraut (Hg.): Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 189-196

BLIMLIMGER, Eva 2002: Küchen-Rezepte. In: Kuhlmann, Dörte/Jorkmakka, Kari (Hg.): Building Gender. Architektur und Geschlecht. edition selene, Wien, 125-144

BRAUN, Lily 1901: Frauenarbeit und Hauswirthschaft. Berlin. Zitiert nach: UHLIG 1981

BRECKNER, Ingrid/STURM, Gabriele 2002: Geschlechterverhältnisse im raumzeitlichen Wandel moderner Gesellschaften. In: Henckel, Dietrich/Eberling, Matthias (Hg.): Raumzeitpolitik. Leske+Budrich, Opladen, 81-104

BROCK, Ditmar 1994: Über die Individualisierung der kulturellen Grundlagen der Arbeit. In: Beckenbach, Niels/Van Treeck, Werner (Hg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit. Soziale Welt, Sonderband 9. Schwartz, Göttingen, 257-268

BUBLITZ, Hannelore 2002: Judith Butler zur Einführung. Junius, Hamburg

BÜCHL, Nicole 2004: Cohousing – Wohnen mit offenen Augen. Projekt Lebensraum Passivhaussiedlung, Gänserndorf. In: architektur 11. Jg., Nr. 7/2004, 44-47

BUTLER, Judith 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Suhrkamp, Frankfurt/Main

CHAN-MAGOMEDOV, Selim O. 1983: Pioniere der sowjetischen Architektur. Der Weg zur neuen sowjetischen Architektur in den zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre. Löcker, Wien

CREVELD, Martin van 2003: Das bevorzugte Geschlecht. Gerling Akademie Verlag, München

CYPRIAN, Gudrun 1988: Trautes Heim – Lebensformen gestern-heute-morgen. In: TORNIEPORTH 1988, 12-31

DANGSCHAT, Jens S. 1996: Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? – Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen. In: Schwenk, Otto (Hg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Leske + Budrich, Opladen, 99-135

DÖRHÖFER, Kerstin/TERLINDEN, Ulla 1988: Orte und Räume der Hauswirtschaft. In: TORNIEPORTH 1988, 285-316

DÖRPINGHAUS, Eva 1991: Hausfrau – (k)ein Beruf fürs Leben? Wie frau das Beste daraus macht und auch wieder aussteigen kann. Kreuz Verlag, Zürich

DUBOY, Philippe 1999: Die französische Tradition – Eine Collage. In: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE, 81-114

ECKL, Thomas 2004: Wohnen in Gemeinschaft – Habitar en Comunidad. Diplomarbeit, TU Wien

EDWARDS, Mark 1980: Christiania. Versuche, anders zu leben. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg

FEHL, Gerhard/RODRIGUEZ-LORES, Juan (Hg.) 1997: „Die Stadt wird in der Landschaft sein und die Landschaft in der Stadt“. Bandstadt und Bandstruktur als Leitbilder modernen Städtebaus. Birkhäuser, Basel

FEIGL, Susanne 1995: Frauen in Österreich 1985-1995. Zusammenfassung Frauenbericht 1995. Bundesministerin für Frauenangelegenheiten/Bundeskanzleramt, Wien

FLECK, Robert 2003: Die Mühl-Kommune. Freie Sexualität und Aktionismus. Geschichte eines Experiments. Verlag der Buchhandlung Walter König, Köln

FOUCAULT, Michel 1977: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Suhrkamp, Frankfurt/Main

FRANKS, Suzanne 2002: Das Märchen von der Gleichheit. Frauen, Männer und die Zukunft der Arbeit. Fischer, Frankfurt/Main

FREISITZER, Kurt/KOCH, Robert/UHL, Ottokar 1987: Mitbestimmung im Wohnbau. Ein Handbuch. Picus, Wien

FREUDENSCHUSS, Ina 2007: Frauenbewegter Wohnraum in Wien. In: www.dieStandard.at, 16.7.2007 (22.11.2007)

FRIEDAN, Betty 1963/2000: The Problem that Has No Name. Auszug aus: The Feminine Mystique, 1963. In: Rendell, Jane/Penner, Barbara/Borden, Iain (Hg.): Gender Space Architecture. An Interdisciplinary Introduction. Routledge, London

FRITZSCHE, Bruno 1990: Der Transport bürgerlicher Werte über die Architektur. Anmerkungen zum Arbeiterwohnungsbau. In: Aarburg, Hans Peter von/Oester, Kathrin (Hg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit. Universitätsverlag Freiburg Schweiz, Freiburg, 17-34

FUCHS-STOLITZKA, Johanna/GRABENSTEINER, Martina/KLEINDIENST, Eleonore/TILLNER, Silja (Hg.) 2000: Frauen in der Technik 1900-2000. Das Schaffen der österreichischen Architektinnen und Ingenieurkonsulentinnen. Ausstellungskatalog. ARGE Architektinnen und Ingenieurkonsulentinnen, Wien

GAUNT, David/NYSTRÖM, Louise 1998: Das skandinavische Modell. In: Burguière, André u.a. (Hg.): Geschichte der Familie, 20. Jahrhundert. Band 4. Campus, Frankfurt/Main

GENSIOR, Sabine 1994: Gesellschaft im Umbruch und das Problem des theoretischen Abstands: Der Fall Frauenerwerbsarbeit im ost-westdeutschen Vergleich. In: Beckenbach, Niels/Van Treeck, Werner (Hg.): Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit. Soziale Welt, Sonderband 9. Schwartz, Göttingen, 557-570

GFK AUSTRIA 2007: Umfrage „Mann, Frau, Kind – das Familienbild der Österreicher und Österreicherinnen“. In: Kurier, 8.12.2007 (Nr. 333), 32

GINSBURG, Moissej/BARTSCH, Michail 1930: Grüne Stadt. Die sozialistische Umgestaltung von Moskau. Erschienen in: Sowremennaja Architektura, Heft Nr. 1/2, Moskau 1930, 17ff. Zitiert nach: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 118-129

GLATZER, Wolfgang 1994: Haushalten und Gesellschaft. In: Richarz, Irmintraut (Hg.): Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 237-247

GROSS, Peter 1994: Die Multioptionsgesellschaft. Suhrkamp, Frankfurt/Main

GUALLART, Vicente 2004: Sociópolis. Projekt für eine Stadt der Zukunft. Actar, Barcelona/Architekturzentrum Wien

GÜNTER, Bettina 1992: Küchen vor dem Ersten Weltkrieg. Arbeiter- und Bürgerküchen in der Stadt. In: ANDRITZKY 1992, 77-85

GÜNTHER, Sonja 1988: Lilly Reich 1885-1947: Innenarchitektin, Designerin, Ausstellungsgestalterin. Stuttgart, DVA

GÜRTLER, Sabine o. J.: Die ethische Dimension der Arbeit und die Bedeutung der Teilnahmegerechtigkeit. Lüneburg/Gießen http://www.boell.de/downloads/arbeit/Guertler.pdf (4.12.2006)

HANISCH, Ruth/WIDRICH, Mechtild 1999: Architektur der Küche. Zur Umwertung eines Wirtschaftsraums in der europäischen Architektur des zwanzigsten Jahrhunderts. In: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999,17-48

HARDING, Sandra 1989: Geschlechtsidentität und Rationalitätskonzeptionen. Eine Problemübersicht. In: List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Suhrkamp, Frankfurt/Main, 425-453

HARTH, Annette/SCHELLER, Gitta/TESSIN, Wulf 2000: Soziale Ungleichheit als stadtsoziologisches Thema – Ein Überblick. In: Harth, Annette/Scheller, Gitta/Tessin, Wulf (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit. Leske + Budrich, Opladen, 16-38

HARTH, Annette 2006: Frauen im Osten – Wohnen nach der Wende. Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main

HASELSTEINER, Edeltraud 1999: Frauenräume – Küchen(t)räume. Geschlechterdifferenz in Wohnraumplanung und Wohnraumgestaltung. Diplomarbeit, TU Wien

HÄUSSERMANN, Hartmut/SIEBEL, Walter 1992: Von der Großfamilie zum Single? In: ANDRITZKY 1992, 206-211

HÄUSSERMANN, Hartmut/SIEBEL, Walter 1996: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Juventa, Weinheim – München

HAYDEN, Dolores 1981: What Would a Non-sexist City Be Like? Speculations on Housing, Urban Design and Human Work. In: Rendell, Jane/Penner, Barbara/Borden, Iain (Hg.): Gender Space Architecture. An Interdisciplinary Introduction. Routledge, London 2000, 266-281

HEIMHOF 1914: Das zweite Heim für alleinstehende erwerbende Frauen der Gemeinnützigen Bau und Wohnungs-Genossenschaft „Heimhof“. Broschüre, Archiv Bezirksmuseum Wien 15

HESSE, Klaus 2003: Dienstleistungen und Güternachfrage privater Haushalte. In: Meier, Uta/Preusse, Heide/Sunnus, Eva (Hg.): Steckbriefe von Armut. Haushalte in prekären Lebenslagen. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, 26-43

HILGER, Marie-Elisabeth 1994: Der Wandel des Verständnisses von Haushalten im 18. Jahrhundert. In: Richarz, Irmintraut (Hg.): Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 125-138

HOFFMANN, Ot 1992: Über das allmähliche Verschwinden des Haushalts. In: ANDRITZKY 1992, 182-187

HÖRNING, Karl H./GERHARD, Anette/MICHAILOW, Matthias 1990: Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil. Suhrkamp, Frankfurt/Main

JAGGAR, Alison M./McBRIDE, William L. 1989: Reproduktion als männliche Ideologie. In: List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Suhrkamp, Frankfurt/Main, 133-163

KÄHLER, Gert 2006: Küche heute. Und etwas gestern. Und natürlich morgen. Von Küchenkonzepten und Lebensstilen. In: SPECHTENHAUSER 2006, 75-94

KARG, Georg 2001: Wirtschaftlichkeit des Angebots hauswirtschaftlicher Dienstleistungen von privaten Haushalten. In: Meier, Uta (Hg.): Vom Oikos zum modernen Dienstleistungshaushalt. Der Strukturwandel privater Haushaltsführung. Campus, Frankfurt/Main, 44-65

KESSELRING, Brigitte 2006: Von engen Normen zur großen Freiheit. Küchenplanung heute. In: SPECHTENHAUSER 2006, 113-130

KETTSCHAU, Irmhild 1988: Zur Theorie und gesellschaftlichen Bedeutung der Hausarbeit. In: TORNIEPORTH 1988, 98-115

KNAPP, Gudrun-Axeli 1987: Arbeitsteilung Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. AJZ, Bielefeld, 236-273

KORCZAK, Dieter 1979: Neue Formen des Zusammenlebens. Erfolge und Schwierigkeiten des Experiments ‚Wohngemeinschaft'. Fischer alternativ, Frankfurt/Main

KRAMER, Lore 1992: Die Minimalküche. In: ANDRITZKY 1992, 474-478

KRAUCH, Helmut 1977: Die Küche der 70er Jahre. (Vortrag) In: ANDRITZKY 1992, 133-135

KRAUSSE, Joachim 1992a: Gedanken über das Feuer beim Wassertragen. In: ANDRITZKY 1992, 56-61

KRAUSSE, Joachim 1992b: Die Frankfurter Küche. In: ANDRITZKY 1992, 96-113

KREBS, ANGELIKA 2002: Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit. Suhrkamp, Frankfurt/Main

KUTHE, Christian/MERMAGEN, Wilhelm/SCHEPERS, Albert 1991: Gemeinsam Bauen – Gemeinsam Wohnen. Rechtliche und finanzielle Gestaltungsmöglichkeiten für Gruppenprojekte im Wohnungsbau. Verlag für wissenschaftliche Publikationen, Darmstadt

KUTSCH, Thomas/OTT, Wilhelm 1994: Haushalten als soziales Handeln in wirtschaftssoziologischer Perspektive – Tendenzen und Wandlungsprozesse. In: Richarz, Irmintraut (Hg.): Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 145-152

LE CORBUSIER 1930: Commentaires relatifs à la „Ville Verte“. Seite 14 eines Typoskripts in der Sammlung der Fondation Le Corbusier. Zitiert nach: PARE 2007

LEICHT-ECKARDT, Elisabeth 1999: Ausstattungsvarianten und Nutzungsformen von Küchen vom achtzehnten Jahrhundert bis heute. In: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 161-206

LENOBLE, Christian 2005: Damenwahl am Wohnbaumarkt. In: www.diePresse.com, 14.10.2005 (22.11.2007)

LIST, Elisabeth 1987: Helden im Wissenschaftsspiel. Geschlechtsspezifische Implikationen der Wissenschaftskultur. In: Frakele, Beate/List, Elisabeth/Pauritsch, Gertrude (Hg.): Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, 18-34

LÖW, Martina 2001: Raumsoziologie. Suhrkamp, Frankfurt/Main

MARS, Valerie 1999: Die angelsächsische Einstellung zu Küche und Speisezimmer. In: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 115-160

MARX, Karl 1867/1957: Das Kapital (Erster Band). Nd. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart

MARX, Karl/ENGELS, Friedrich 1845-1846/1960: Die Deutsche Ideologie. Nd. Berlin 1960. Zitiert nach: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 113

McCAMANT, Kathryn/DURRETT, Charles ²1994: Cohousing. A Contemporary Approach to Housing Ourselves. Ten Speed Press, Berkeley

McQUAID, Matilda 1996: Lilly Reich. Designer and Architect (Ausstellungskatalog). The Museum of Modern Art, New York

MELINZ, Gerhard/UNGAR, Gerhard 1996: Wohlfahrt und Krise. Wiener Kommunalpolitik zwischen 1929 und 1938. Deuticke, Wien

METHFESSEL, Barbara 1988: …entscheidend bleibt die Arbeitskraft der Frau. Zu den Grenzen der Rationalisierbarkeit und Technisierbarkeit der Hausarbeit. In: TORNIEPORTH 1988, 55-85

METHFESSEL, Barbara 1994: Arbeit und Zeit im Haushalt als Abstimmungsproblem zwischen Haushaltsmitgliedern und deren Lebenschancen. In: Richarz, Irmintraut (Hg.): Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 221-230

METHFESSEL, Barbara 2004: Esskultur und familiale Alltagskultur. Beitrag zu www.familienhandbuch.de
http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Ernaehrung/s_1311.html (12.12.2006)

METZ-GÖCKEL, Sigrid 1987: Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. AJZ, Bielefeld, 25-57

MEYER-ROGGE, Klaus 1981: Genossenschaftsprojekt: ‚Alternative eG' Muskauer Straße 20 [sic]. Entstehung des Projekts und einige Beobachtungen aus der Zusammenarbeit mit der Gruppe. In: ARCH+ Nr. 55, Kampf um Selbsthilfe, 44-46

MEYRAT-SCHLEE, Ellen 1990: Der mündige Bewohner – Utopie oder Notwendigkeit? Wohnbedürfnisse im Wandel. In: Aarburg, Hans Peter von/Oester, Kathrin (Hg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit. Universitätsverlag Freiburg Schweiz, Freiburg 1990, 163-170

MIKLAUTZ, Elfie/LACHMAYER, Herbert/EISENDLE, Reinhard (Hg.) 1999: Die Küche. Zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raumes. Böhlau, Wien/Köln/Weimar

MILJUTIN, Nikolaj A. 1930: Sozgorod. Die Planung der neuen Stadt. Nd. Birkhäuser, Basel 1992

MOLLENKOPF, Heidrun 1992: Der Haushalt – ein Maschinenpark. In: ANDRITZKY 1992, 144-148

MURPHY, Jane 1999: Küche als Objekt – Küche als Raum. Amerikanische Küchengestaltung und die Entwürfe Frank Lloyd Wrights. In: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 49-80

MUCH, Franz J. 1992: Frankfurter und Stuttgarter Küchen auf der Werkbundausstellung ‚Die Wohnung 1927' in Stuttgart. In: ANDRITZKY 1992, 114-119

MUEHL, Otto 1977: Weg aus dem Sumpf. AA-Verlag, Nürnberg. Nach: STOECKL 1994

OBLESER, Peter 2006: NÖ gestalten. Ausgabe 112. Amt der niederösterreichischen Landesregierung, St. Pölten

OESTER, Kathrin 1990: Weiblichkeit und Wohnen im Wandel. In: Aarburg, Hans Peter von/Oester, Kathrin (Hg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit. Universitätsverlag Freiburg Schweiz, Freiburg 1990, 35-52

OSTNER, Ilona 1988: Phantom Hausarbeit. In: TORNIEPORTH 1988, 86-97

PARE, Richard 2007: Verlorene Avantgarde. Russische Revolutionsarchitektur 1922 – 1932. Schirmer/Mosel, München

PISTORIUS, Elke 1995: Das Sozgorod-Ideal. In: Bauwelt, 86. Jahrgang, Heft 48, 2764-2768

POLLAK, Sabine 2003a: Rosa Wohnutopie. In: An.schläge Nr. 4/2003, Wien, 16-19

POLLAK, Sabine 2003b: Das Frauenwohnprojekt [ro*sa] in Wien. Ein selbstorganisiertes Wohnprojekt nach feministischen Grundsätzen. In: AUF Nr. 122, Dezember 2003, Wien, 19-21

RIESEBERG, Hans Joachim 1988: Energieverbrauch im Haushalt. In: TORNIEPORTH 1988, 128-144

RJABUSIN, A. V. 1989: Die avantgardistische Architektur der 20er und 30er Jahre. In: Comenius-Club/Sommer, Eberhard (Hg.): Konzeptionen in der sowjetischen Architektur 1917-1988. Argon, Berlin, 11-40

ROSSMANN, Eva 1996: Heim an den Herd? Sparpaket, Arbeitsplatzmangel, konservative Trends – und was Frau dagegen tun kann. Folio, Wien – Bozen

ROTH, Roswith 1987: Der Zusammenhang zwischen Geschlechtsrollenanpassung, Lebensbedingungen und Depressivität bei Frauen. In: Frakele, Beate/List, Elisabeth/Pauritsch, Gertrude (Hg.): Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, 251-265

SCHEID, Eva 1992: Heim und Technik in Amerika. In: ANDRITZKY 1992, 86-92

SCHICKER-NEY, Irene 1992: Die ‚Erfindung' von Hausfrau und Hausarbeit. In: ANDRITZKY 1992, 172-181

SCHLOTHAUER, Andreas 1992: Die Diktatur der freien Sexualität. AAO, Mühl-Kommune, Friedrichshof. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien

SCHLOTHFELDT, Stephan 2000: Ein Recht auf Beteiligung an der Erwerbsarbeit. In: Kersting, Wolfgang (Hg.): Politische Philosophie des Sozialstaates. Velbrück, Weilerwist, 372-403

SCHMIDLECHNER, Karin Maria 1987: Frauen in Österreich seit 1945. In: Frakele, Beate/List, Elisabeth/Pauritsch, Gertrude (Hg.): Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, 213-224

SCHNEIDER, Friederike (Hg.) 1994: Grundrissatlas Wohnungsbau. Birkhäuser, Basel

SCHRUTKA-RECHTENSTAMM, Adelheid 1987: Familie - Geschlechtsspezifische Untersuchungen zu einem traditionellen Modell des Alltags. In: Frakele, Beate/List, Elisabeth/Pauritsch, Gertrude (Hg.): Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, 67-75

SCHWARZER, Alice 1977: Der ‚kleine Unterschied' und seine großen Folgen. Fischer, Frankfurt/Main

SCHWARZER, Alice (Hg.) 1985: Lohn: Liebe. Zum Wert der Frauenarbeit. Suhrkamp, Frankfurt/Main

SCHWARZER, Alice ²2000: Der große Unterschied. Gegen die Spaltung von Menschen in Männer und Frauen. Kiepenheuer & Witsch, Köln

SELIGER, Maren 1980: Sozialdemokratie und Kommunalpolitik in Wien. Zu einigen Aspekten sozialdemokratischer Politik in der Vor- und Zwischenkriegszeit. Jugend und Volk, Wien

SENGHAAS-KNOBLOCH, Eva 1999: Von der Arbeits- zur Tätigkeitsgesellschaft? In: Arbeit, Heft 2, 8. Jg., Dortmund, 117-136

SIEDER, Reinhard [4]1987: Sozialgeschichte der Familie. Suhrkamp, Frankfurt/Main

SILBERMANN, Alphons [2]1998: Neues vom Wohnen der Deutschen (West). (Studie im Auftrag der IKEA-Stiftung). Verlag Wissenschaft und Politik, Köln

SONTAG, Susan 1985: Reflexionen über die Befreiung der Frauen. In: SCHWARZER 1985, 187-222

SPECHTENHAUSER, Klaus (Hg.) 2006: Die Küche. Lebenswelt – Nutzung – Perspektiven. Birkhäuser, Basel

STATISTIK AUSTRIA 2002: Geschlechtsspezifische Disparitäten. Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen/Frauensektion u. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Wien
http://www.frauen.bka.gv.at/DocView.axd?CobId=20864
(15.1.2008)

STATISTIK AUSTRIA 2007a: Hochschulstatistik.
http://www.statistik.at/web_de/static/studienabschluesse_ordentlicher_studierender_an_oeffentlichen_universitaet_021625.pdf
(09.1.2008)

STATISTIK AUSTRIA 2007b: Lebensunterhalt der Bevölkerung nach Geschlecht seit 1995.
http://www.statistik.at/web_de/static/lebensunterhalt_der_bevoelkerung_nach_geschlecht_seit_1995_024152.pdf (09.1.2008)

STEGER-MAUERHOFER, Hildegard 2007: Halbe/Halbe! Utopie Geschlechterdemokratie? Zur partnerschaftlichen Teilung der Versorgungsarbeit in Österreich. Milena, Wien

STILLE, Eva 1992: Von der dunklen zur hellen Küche. In: ANDRITZKY 1992, 62-76

STOECKL, Peter 1994: Kommune und Ritual. Das Scheitern einer utopischen Gemeinschaft. Campus, Frankfurt/Main – New York

TERLINDEN, Ulla/OERTZEN, Susanna von 2006: Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933. Reimer, Berlin

TORNIEPORTH, Gerda (Hg.) 1988: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Reimer, Berlin

TRÄNKLE, Margret 1992: zur Geschichte des Herdes. In: ANDRITZKY 1992, 37-53

UHLIG, Günther 1981: Kollektivmodell „Einküchenhaus“. Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900 – 1933. Anabas, Gießen

UHLIG, Günther 1992: Die Modernisierung von Raum und Gerät. In: ANDRITZKY 1992, 93-95

VOLLENWEIDER, Alice 2006: Eigentlich muss man froh sein, dass überhaupt noch Küchen gebaut werden. In: SPECHTENHAUSER 2006, 17-20

WAECHTER-BÖHM, Liesbeth (Hg.) 1997: BKK-2. Springer, Wien

WAJCMAN, Judy 1994: Technik und Geschlecht: die feministische Technikdebatte. Campus, Frankfurt/Main – New York

WARHAFTIG, Myra ²1985: Emanzipationshindernis Wohnung. Die Behinderung der Emanzipation der Frau durch die Wohnung und die Möglichkeiten zur Überwindung. Pahl-Rugenstein, Köln

WARHAFTIG, Myra 1988: Neue Lebensformen – neue Wohnformen. In: THORNIEPORTH 1988, 269-284

WEIHSMANN, Helmut ²2002: Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919 – 1934. Promedia, Wien

WERESCH, Katharina 2003: Wohnungsbau im Wandel der Geschlechterverhältnisse. In: Kuhlmann, Dörte/Hnilica, Sonja/Jormakka, Kari (Hg.): Building Power. Architektur, Macht, Gender. edition selene, Wien, 79-104

WITT, Dieter 1994: Aufgabenbewältigung und Koordination bei der Versorgung von Kindern und älteren Menschen als Aspekt des

Haushaltens. In: Richarz, Irmintraut (Hg.): Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 215-220

WOESLER DE PANAFIEU, Christine 1987: Feministische Kritik am wissenschaftlichen Androzentrismus. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. AJZ, Bielefeld, 84-115

WOHNBAUFORSCHUNG NÖ 2000: Wohnbauforschungserfassung 2000, Wohnbauforschung Niederösterreich. www.noe-wohnbauforschung.at/documentation/kf2026.doc (10.3.08)

WOLF, Brigitte 1992: Vom Kampf gegen den Schmutz. In: ANDRITZKY 1992, 410-423

ZINGANEL, Michael 1996: Ökonomie, Geschlecht und Architektur im Roten Wien. In: Sex & Space, Zürich. trend online Zeitung, Berlin 2001
http://www.trend.partisan.net/trd0101/t260101.html (10.12.2002)

ZINGANEL, Michael 2003: Tradition der sozialen Kontrolle: Das Wohnbauprogramm des Roten Wien. In: Kuhlmann, Dörte/Hnilica, Sonja/Jormakka, Kari (Hg.): Building Power. Architektur, Macht, Gender. edition selene, Wien, 180-207

ZÜRCHER, Martin 2000: Evangelische Informationsstelle: Kirchen – Sekten – Religionen. AAO (Aktionsanalytische Organisation). http://www.relinfo.ch/aao/info.html (19.2.2008)

Abbildungsnachweis

Abb. 1: formart. Magazin für Architektur & Wohndesign. In: Die Presse, 16.3.2007, Wien, 1
Abb. 2: Die Küche. Bauforum Nr. 8, 1965
Abb. 3: SPECHTENHAUSER 2006, 20
Abb. 4: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 40
Abb. 5: SPECHTENHAUSER 2006, 25
Abb. 6: SPECHTENHAUSER 2006, 22
Abb. 7: SPECHTENHAUSER 2006, 22
Abb. 8: BLIMLINGER 2002, 58
Abb. 9: SPECHTENHAUSER 2006, 94
Abb. 10: SPECHTENHAUSER 2006, 97
Abb. 11: SPECHTENHAUSER 2006, 49
Abb. 12: SPECHTENHAUSER 2006, 76
Abb. 13: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 108
Abb. 14: Blume, Anna/Blume, Bernhard: Küchenkoller. In: Aarburg, Hans Peter von/Oester, Kathrin (Hg.): Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit. Universitätsverlag Freiburg Schweiz, Freiburg 1990, 61-70
Abb. 15: SPECHTENHAUSER 2006, 130
Abb. 16: SPECHTENHAUSER 2006, 101
Abb. 17: Die Küche. Bauforum Nr. 8, 1965
Abb. 18: SPECHTENHAUSER 2006, 60
Abb. 19: SPECHTENHAUSER 2006, 29 (links); MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 25 (rechts)
Abb. 20: SPECHTENHAUSER 2006,134
Abb. 21: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 54
Abb. 22: TERLINDEN/OERTZEN 2006, 81
Abb. 23: SPECHTENHAUSER 2006, 31
Abb. 24: ANDRITZKY 1992, 476
Abb. 25: TERLINDEN/OERTZEN 2006, 97
Abb. 26: TERLINDEN/OERTZEN 2006, 96
Abb. 27: GÜNTHER 1988, 26
Abb. 28: McQUAID 1996, 34
Abb. 29: McQUAID 1996, 34 (Grafiken links); GÜNTHER 1988, 26 u. 29
Abb. 30: BLIMLINGER 2002, 133
Abb. 31: SPECHTENHAUSER 2006, 63 (links); Noever, Peter (Hg.) 1991: Architektur im AufBruch. Neun Positionen zum Dekonstruktivismus. Prestel, München, 28 (rechts)
Abb. 32: Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen. Sonderheft Nr. 4, April 1929, 22. Nach: ANDRITZKY 1992, 98
Abb. 33: ANDRITZKY 1992, 111
Abb. 34: http://www.ichbinkeinekueche.at/Bilder/MSL_50-38.jpg (23.1.2008)
Abb. 35: ANDRITZKY 1992, 100
Abb. 36: ANDRITZKY 1992, 96 u. 97

Abb. 37: Das Neue Frankfurt, Heft 5, 1926/27, 96. Nach: ANDRITZKY 1992, 106
Abb. 38: TERLINDEN/OERTZEN 2006, 98 (links) u. 99 (rechts)
Abb. 39: TERLINDEN/OERTZEN 2006, 117
Abb. 40: SPECHTENHAUSER 2006, 78 u. 81
Abb. 41: SPECHTENHAUSER 2006, 68
Abb. 42: SPECHTENHAUSER 2006, 90. Nach: Silbermann, Alphons 1995: Die Küche im Wohnerlebnis der Deutschen. Leske + Budrich, Opladen
Abb. 43: SPECHTENHAUSER 2006, 119
Abb. 44: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 43
Abb. 45: SPECHTENHAUSER 2006, 118
Abb. 46: Wohnen Nr. 1, 2/3 2008, Wien, 66 (oben) u. 99 (unten)
Abb. 47: SPECHTENHAUSER 2006, 62
Abb. 48: SPECHTENHAUSER 2006, 132 (links) u. 47 (rechts)
Abb. 49: Die Küche. Bauforum Nr. 8, 1965
Abb. 50: http://birgitjuergenssen.com/werke/ph757.php?search=true (dl: 23.1.2008)
Abb. 51: SCHNEIDER 1997, 40
Abb. 52: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 44
Abb. 53: FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 228
Abb. 54: Der Standard, 15.12.2007
Abb. 55: KUNDI, Adolfine/MANUSSI, Ida von: Haushaltungskunde. Deuticke, Wien/Leipzig ²1923 (1914), Titelbild
Abb. 56: THOMPSON, Patricia J. 1994: Daily Household Life as a Reflection of the Domestic and the Political Economy from the Hestian and Hermean Systems Perspective. In: Richarz, Irmintraut (Hg.): Haushalten in Geschichte und Gegenwart. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 153-164, 155
Abb. 57: GFK AUSTRIA 2007
Abb. 58: SCHNEIDER 1994, 83
Abb. 59: SECOR FLORENCE, Lella ^{4}1969: Americans and Britons at Home. Klett Verlag, Stuttgart, 10
Abb. 60: SCHNEIDER 1994, 183
Abb. 61: STATISTIK AUSTRIA 2002, 190
Abb. 62: SCHNEIDER 1994, 211
Abb. 63: FEIGL 1995, 22
Abb. 64: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 361
Abb. 65: MEIER, Uta/PREUSSE, Heide/SUNNUS, Eva (Hg.) 2003: Steckbriefe von Armut. Haushalte in prekären Lebenslagen. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, 56
Abb. 66: ebd., 53
Abb. 67: STATISTIK AUSTRIA 2002, 90
Abb. 68: SECOR FLORENCE 1969, 12
Abb. 69: KETTSCHAU 1988, 102
Abb. 70: TERLINDEN/OERTZEN 2006, 214
Abb. 71: TERLINDEN/OERTZEN 2006, 228

Abb. 72: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 89
Abb. 73: MIKLAUTZ/LACHMAYER/EISENDLE 1999, 90
Abb. 74: http://fr.wikipedia.org/wiki/Image:Familist%C3%A8re-guise.jpg (oben, 29.2.2008) u. UHLIG 1981, 39 (Mitte, unten)
Abb. 75: UHLIG 1981, 32
Abb. 76: TERLINDEN/OERTZEN 2006, 243
Abb. 77: 1983, 359
Abb. 78: RJABUSIN 1989, 30
Abb. 79: KUHLMANN, Dörte 2003: Raum, Macht & Differenz. Genderstudien in der Architektur. edition selene, Wien, 183
Abb. 80: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 350
Abb. 81: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 350
Abb. 82: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 311
Abb. 83: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 322
Abb. 84: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 372
Abb. 85: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 132
Abb. 86: FEHL/RODRIGUEZ-LORES 1997, 133
Abb. 87: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 313
Abb. 88: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 356
Abb. 89: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 357
Abb. 90: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 360
Abb. 91: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 384
Abb. 92: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 361f
Abb. 93: PARE 2007, 80ff
Abb. 94: CHAN-MAGOMEDOW 1983, 488
Abb. 95: UHLIG 1981, 41
Abb. 96: WEIHSMANN 2002, 24
Abb. 97: ZINGANEL 2003, 184
Abb. 98: WEIHSMANN 2002, 39
Abb. 99: PORTISCH, Hugo 1989: Österreich I – Die unterschätzte Republik, Kremayr & Scheriau, Wien
Abb. 100: WEIHSMANN 2002, 161
Abb. 101: HEIMHOF 1914, 1
Abb. 102: Andreas Hans 2003
Abb. 103: Archiv Bezirksmuseum Wien 15
Abb. 104: WEIHSMANN 2002, 345 (links) u. 43 (rechts)
Abb. 105: WEIHSMANN 2002, 342
Abb. 106: ZINGANEL 2003, 183
Abb. 107: UHLIG 1981, 45
Abb. 108: UHLIG 1981, 44
Abb. 109: ZINGANEL 2003, 182
Abb. 110: UHLIG 1981, 43
Abb. 111: UHLIG 1981, 44 (links) u. 43 (Mitte, rechts)
Abb. 112: Andreas Hans 2003
Abb. 113: Andreas Hans 2003
Abb. 114: Archiv Bezirksmuseum Wien 15
Abb. 115: Andreas Hans 2003

Abb. 116: WERESCH 2003, 94
Abb. 117: MEYER-ROGGE 1981, 45
Abb. 118: WARHAFTIG 1988, 278 (links) u. 277 (rechts)
Abb. 119: FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 78
Abb. 120: FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 72 (oben) u. 73
Abb. 121: http://www.matzinger.at/html/paletuv1.htm (10.3.08)
Abb. 122: FREISITZER/KOCH/UHL 1987, 147
Abb. 123: WARHAFTIG 1985, 120
Abb. 124: WARHAFTIG 1988, 281 (links), 282 (Mitte), 284 (rechts)
Abb. 125: WARHAFTIG 1985, 165 (links) u. 170 (rechts)
Abb. 126: HÄUSSERMANN,SIEBEL 1996, 314
Abb. 127: GUALLART 2004, 228
Abb. 128: ALTENBERG 1998, 68
Abb. 129: ALTENBERG 1998, 35
Abb. 130: ALTENBERG 1998, 47
Abb. 131: ALTENBERG 1998, 108
Abb. 132: ANXIONNAZ 1977, 99
Abb. 133: ALTENBERG 1998, 14
Abb. 134: www.leksikon.org/art.php?n=469 (oben) u. http://www.ses.dk/db/files/kort_over_christianiaomraadet.gif (unten) (10.2.2008)
Abb. 135: http://www.biologie.de/w/images/7/77/Christiania_ Street.jpg (10.2.2008)
Abb. 136: www.schwarzaufweiss.de/kopenhagen/christiania.htm (10.2.2008)
Abb. 137: McCAMANT/DURRETT 1994, 23
Abb. 138: McCAMANT/DURRETT 1994, 24
Abb. 139: McCAMANT/DURRETT 1994, 26
Abb. 140: McCAMANT/DURRETT 1994, 20
Abb. 141: McCAMANT/DURRETT 1994, 25
Abb. 142: McCAMANT/DURRETT 1994, 29
Abb. 143: McCAMANT/DURRETT 1994, 68 (links) u. 69
Abb. 144: BÜCHL 2004, 46 (Plan, Ansicht); OBLESER 2006, 11 (links u. Mitte) u. 10 (rechts)
Abb. 145: GUALLART 2004, 38 (oben), 40 (Mitte) u. 45 (unten)
Abb. 146: GUALLART 2004, 41
Abb. 147: GUALLART 2004, 46
Abb. 148: GUALLART 2004, 47 (links) u. 44
Abb. 149: WAECHTER-BÖHM 1997, 53 (oben) u. 51 (unten)
Abb. 150: WAECHTER-BÖHM 1997, 42 (links), 43 (Mitte), 46 (rechts)
Abb. 151: http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id =66&article_id=3393 (10.2.2008)
Abb. 152: ebd.
Abb. 153: www.frauenwohnprojekt.org (22.11.2007)
Abb. 154: ebd.
Abb. 155: HAYDEN 1981, 275